





Stuttgart,
Dec. 20, 1874.



Soll und Haben.

Roman in sechs Büchern

von

Gustav Freytag.

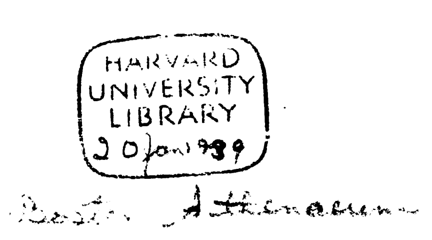
> Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit. — Julian Schmidt.

Zwanzigste Auflage.

(Vierzehnter Abdruck der Stereotyp-Ausgabe.)

Zweiter Band.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1874.


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Viertes Buch.



I.

An einem kalten Octobertage fuhren zwei Männer bei dem Thorgitter der Stadt Rosmin vorüber in die Ebene, welche sich einförmig und endlos vor ihnen ausbreitete. Anton saß in seinen Pelz gehüllt, den Hut tief auf der Stirn, neben ihm der junge Sturm im alten Reitermantel, die Soldatenmütze lustig auf einem Ohr. Vorn hockte auf einem Strohbund der Knecht eines Ackerbürgers und peitschte die kleinen Pferde. Der Wind fegte mit seinem riesigen Besen Sand und Strohhalme über die Stoppelfelder, die Straße war ein breiter Feldweg, ohne Gräben und Baumreihen, die Pferde wateten bald durch ausgefahrene Wasserpfützen, bald durch tiefen Sand. Gelber Sand glänzte zwischen dem dürftigen Grün der Aecker überall, wo eine Feldmaus den Eingang zu ihrer Grube angelegt, oder wo der emsige Maulwurf nach Kräften gearbeitet hatte, die Ebene durch kleine Hügelketten zu unterbrechen. In den Senkungen des Bodens stand schlammiges Wasser; an solchen Stellen streckten die ausgehöhlten Stämme alter Weiden ihre verkrüppelten Arme in die Luft, ihre Ruthen peitschten einander im Wind, und die welken Blätter flatterten herunter in das trübe Wasser. Hier und da stand ein kleiner Busch zwerghafter Kiefern, ein Ruheplatz für Krähen, die, durch den Wagen aufgescheucht, mit lautem Schrei über die Häupter der Reisenden flogen. Kein Haus war zu sehen an der Straße, kein Wanderer und kein Fuhrwerk.

Karl blickte zuweilen auf seinen schweigsamen Gefährten

und sagte endlich auf die Pferde zeigend: „Wie struppig ihr Haar ist und wie schön ihr graues Mäusefell! Ich möchte wissen, wie viel Stück von diesen Thieren auf das Pferd meines Wachtmeisters gehen? — Als ich von meinem Vater Abschied nahm, sprach der Alte: „Vielleicht besuche ich dich, Kleiner, zu Weihnachten, wenn sie die Christbäume anzünden.“ „Du wirst's nicht im Stande sein,“ sagte ich. „Warum nicht?“ frug er. „Du traust dich in keinen Postwagen,“ sagte ich. Da rief der Alte: „Oho! die Postwagen haben eine gute Bauart, ich traue mich schon.“ — „Jetzt, Herr Anton, weiß ich, daß mein Vater uns niemals besucht.“

„Warum nicht?“ frug Anton.

„Es ist möglich, daß er bis Rosmin kommt. Zwar nicht im Wagen, aber daneben. Denn so lange er weiß, daß er einen oder zwei Plätze belegt hat, wird er allenfalls neben der Post herlaufen. Sobald er aber diese Pferde und diesen Weg sieht, kehrt er auf der Stelle um. „Soll ich in eine Gegend, wo der Sand unter den Beinen wegläuft wie Wasser, und wo die Mäuse im Geschirr gehen?“ wird er sagen, „dieses Land ist mir nicht fest genug.“

„Die Pferde sind nicht das Schlechteste in dieser Gegend,“ erwiederte Anton zerstreut, „sieh zu, auch diese laufen schnell genug.“

„Ja,“ erwiederte Karl, „aber nicht als ordentliche Pferde, sie werfen ihre Beine durcheinander, wie zwei Kater, die sich in der Petersilie balgen. Und was sie für Schuhe haben, deutliche Gänsefüße, für diese Hufe ist noch kein Eisen erfunden.“

„Wenn wir nur vorwärts kommen,“ entgegnete Anton, „der Wind weht kalt und mich fröstelt durch den Pelz.“

„Der Herr Bevollmächtigte haben die letzten Nächte wenig geschlafen,“ sagte Karl salutirend; „die Luft bläst hier wie über eine Tenne. Die Erde ist in dieser Gegend nicht rund, wie anderswo, sondern platt, wie ein Kuchen. Gerade hier haben sich die Leute eine Wüstenei angelegt, wir

fahren schon über eine Stunde, und noch ist kein Dorf zu sehen.“

„Ja wohl, eine Wüste,“ seufzte Anton; „hoffen wir, daß es besser wird.“

So ging es in tiefem Schweigen weiter. Endlich hielt der Kutscher neben einer Wasserlache, spannte die Pferde los, ohne sich um die Reisenden zu bekümmern, und führte sie an das Wasser.

„Was Teufel soll das heißen?“ rief Karl vom Wagen springend.

„Ich füttere,“ antwortete der Knecht mürrisch mit fremdem Accent.

„Ich bin neugierig, wie er das anfangen wird,“ sprach Karl in den Wagen. „Es ist auch nicht der Schatten eines Futtersacks zu sehen.“

Die Pferde aber bewiesen, daß sie auch ohne Hafer zu leben wußten, sie streckten die zottigen Hälse zum Boden und fraßen das Gras und die Blätter des Strauchwerks am Wasserrand ab, zuweilen senkten sie den Kopf bis auf die Wasserfläche und prüften den trüben Trank. Der Knecht aber holte einen Beutel unter seinem Sitz hervor, setzte sich in den Schutz eines Erlenstrauches und schnitt mit seinem Messer Brod und Käse zurecht, ohne einen Blick auf seine Passagiere zu werfen.

„Höre, Ignaz oder Jacob,“ rief Karl, ihn unsanft anstoßend, „wie lange soll das Frühstück dauern?“

„Eine Stunde,“ erwiederte der Knecht kauend.

„Und wie weit ist noch von hier nach dem Gut?“

„Zwei Stunden, vielleicht auch mehr.“

„Du wirst nichts mit ihm ausrichten,“ sagte Anton, „wir müssen uns den Brauch der Landstraße gefallen lassen.“ Er stieg vom Wagen und trat zu den Pferden.

Anton ist auf dem Wege der polnischen Herrschaft. Er ist jetzt Geschäftsführer des Freiherrn. Sorgenvolle Monate hat er verlebt. — Die Trennung von seinem Prinzipal und

dem Hause war reich an bitteren Empfindungen. Anton stand die letzte Zeit allein, auch unter seinen Collegen; nur der stille Baumann war auf seiner Seite, das übrige Comtoir betrachtete ihn als einen Verlorenen. Mit eiserner Kälte hörte der Kaufmann seine Kündigung an, noch in der Stunde des Abschieds lag die Hand des Chefs wie hartes Metall in der seinen. — Seitdem hat Anton im Auftrag der Familie einige Reisen gemacht, nach der Residenz, zu Gläubigern. Jetzt soll er mit Karl, den er für die Wirthschaft des Freiherrn geworben, auf dem neuen Gut eine bessere Ordnung einrichten. Ehrenthal hatte nach dem Termin der Versteigerung auf Grund seiner Vollmacht die Herrschaft übernommen, er hatte den polnischen Verwalter auch für den Freiherrn verpflichtet. Es war unordentlich zugegangen bei der Uebernahme, und in Rosmin wußte man, daß der Verwalter des Gutes seitdem viele Verkäufe und Betrügereien vorgenommen hatte. So hat Anton auch jetzt keine Aussicht auf friedliche Tage.

„Jetzt ist die Stunde gekommen, wo ich meinen Auftrag ausrichten soll,“ rief Karl und fuhr mit den Händen in das Stroh des Wagens. Er holte eine große Kapsel von lackirtem Blech hervor und trug sie zu Anton hinunter. „Dies hat mir Fräulein Sabine für Sie mitgegeben.“ Vergnügt öffnete er den Deckel und präsentirte die Bestandtheile eines reichlichen Frühstücks, eine Flasche Wein und einen silbernen Becher. Anton griff nach der Kapsel. „Sie hat eine sehr schlaue Einrichtung,“ erklärte Karl, „Fräulein Sabine hat sie so bestellt.“ Anton betrachtete das Gefäß von allen Seiten und stellte es sorgfältig auf ein weiches Grasbüschel, dann ergriff er den Becher und sah darauf seinen Namenszug gravirt und darunter die Worte: „Dein Wohl!“ Darüber vergaß er das Frühstück und seine Umgebung und starrte nachdenkend auf das kleine Gefäß.

„Vergessen Sie das Frühstück nicht, Herr Generalbevollmächtigter,“ erinnerte Karl.

„Setze dich zu mir, mein treuer Freund,“ sagte Anton, „iß

und trink mit mir. Deine höflichen Possen gewöhne dir ab; wir werden wenig haben, was wir aber erwerben, das wollen wir brüderlich mit einander theilen. Nimm die Flasche, wenn du kein Glas hast."

„Nichts über Leder," sagte Karl, ein kleines Trinkgefäß von braunem Leder aus der Tasche ziehend. „Und was Sie soeben zu mir gesagt haben, das war freundlich gemeint, und ich danke Ihnen dafür. Aber Subordination muß sein, schon wegen der andern Leute, und so wird der Herr Bevollmächtigte mir schon gütigst erlauben, daß ich Ihnen zuerst die Hand schüttele, und im Uebrigen Alles beim Alten bleibt. Sehen Sie nur die Pferde, Herr Anton, meiner Treu, die Racker fressen auch Disteln."

Wieder wurden die Pferde eingespannt, wieder warfen sie ihre kurzen Beine im Sande vorwärts, und wieder ging es fort in der kahlen Gegend. Zuerst durch eine leere Ebene, durch einen schlechten Kiefernwald, dann über eine Reihe von niedrigen Sandhügeln, die wie Dünen der öden Wasserfluth über den pflanzenarmen Boden hervorragten, dann auf schadhafter Brücke über einen kleinen Bach. „Hier ist das Gut," sagte der Kutscher sich umdrehend, und wies mit der Peitsche auf einen Haufen dunkeler Strohdächer, welcher gerade vor ihnen sichtbar wurde. Anton erhob sich von seinem Sitz und suchte die Baumgruppe, in welcher das Herrenhaus liegen konnte. Er sah nichts davon. Um das Dorf war Manches nicht zu finden, was auch die ärmlichsten Bauernhäuser seiner Heimath schmückte, kein Haufe von Obstbäumen hinter den Scheuern, kein umzäunter Garten, keine Linde auf dem Dorfplatz, einförmig und kahl standen die schmutzigen Hütten neben einander.

„Das ist traurig," seufzte er sich niedersetzend, „viel ärger, als man uns in Rosmin gesagt."

„Das Dorf sieht aus, wie verwünscht," rief Karl; „die Gespanne arbeiten nicht auf dem Felde, und weder Kühe noch Schafe sind auf dem Stoppelland zu sehen. Wahrscheinlich haben die Leute hier Stallfütterung."

Der Knecht schlug auf die Pferde, und in unregelmäßigem Galopp fuhren sie zwischen zwei Reihen von Lehmhütten durch das Dorf und hielten vor der Schenke an. Karl sprang vom Wagen, öffnete die Schenkstube und rief den Wirth. Ein Jude erhob sich langsam von seinem Sitz am Ofen und kam an die Hausthür. „Ist der Gensdarm von Rosmin angekommen?“ frug Anton. Er war in das Dorf gegangen. — „Wo ist der Weg nach dem Hofe?“

Der Wirth, ein ältlicher Mann mit verständigem Gesicht, beschrieb den Weg deutsch und polnisch und blieb an der Thür stehen, wie Karl behauptete, ganz außer sich über den Anblick von zwei Menschen Der Wagen bog in einen Seitenweg ein, der auf beiden Seiten mit dicken Baumstümpfen besetzt war, den Ueberresten einer gefällten Allee. Durch die Löcher des Weges, durch Schlammpfützen und über Steine rasselte der Wagen vor einen Haufen von Lehmhütten, an denen noch die Reste eines weißen Kalkmantels hingen. „Die Scheunen und Ställe sind leer,“ rief Karl, „denn in den Dächern sind Oeffnungen, groß genug, um mit unserm Wagen hineinzufahren.“

Anton sprach nichts mehr, er war gefaßt auf Alles. Durch eine Lücke zwischen den Ställen fuhren die Reisenden in den Wirthschaftshof, einen großen unregelmäßigen Platz, auf drei Seiten von schadhaften Gebäuden umgeben, die vierte offen gegen das Feld. Dort lag ein Haufe von Trümmern, Lehm und verfaulten Balken, die Ueberreste einer eingefallenen Scheuer. Der Hofraum war leer, von Ackergeräthen und menschlicher Thätigkeit war nichts zu erblicken. „Wo ist die Wohnung des Inspectors?“ frug Anton betroffen. Der Kutscher sah sich suchend um, endlich entschied er sich für ein kleines Parterregebäude mit einem Strohdache und unsaubern Fenstern.

Bei dem Geräusch des Wagens trat ein Mann auf die Thürschwelle und wartete phlegmatisch ab, bis die Reisenden abgestiegen waren und dicht vor ihm standen. Es war ein breitschultriger Gesell mit einem aufgedunsenen Branntweingesicht, in einer Jacke von zottigem Zeuge, hinter ihm steckte ein

eben so zottiger Hund die Schnauze aus der Thür und knurrte die Fremden an. „Sind Sie der Inspector dieser Güter?" frug Anton.

„Der bin ich," erwiederte der kurze Mann in gebrochenem Deutsch, ohne sich von der Stelle zu rühren.

„Und ich bin der Bevollmächtigte des neuen Eigenthümers," sagte Anton.

„Das geht mich Alles nichts an," grollte der zottige Mann in grobem Ton, drehte kurz um, ging in die Stube zurück und verriegelte die Thür von innen.

Anton war empört. „Schlag' das Fenster ein und hilf mir den Schurken festnehmen," rief er seinem Begleiter zu. Dieser griff kaltblütig nach einem Stück Holz, schlug auf die Scheiben, daß der morsche Fensterflügel klirrend in die Stube fiel, und sprang mit einem Satz durch die Oeffnung hinein. Anton folgte. Das Zimmer war leer, die Kammer daneben auch, von dort führte ein offenes Fenster in's Freie, der Mann war hinausgesprungen. „Durch's Fenster herein und wieder hinaus, wie die Teufel," schrie Karl und sprang dem Flüchtling nach, Anton eilte zurück um das Haus herum. Er hörte Hundegebell und sah, wie Karl über den ungetreuen Haushalter herfiel und ihn unter dem wüthenden Gekläff des Hundes am Kragen faßte. Anton sprang zu Hülfe und hielt den Ausreißer fest, während Karl dem Hunde einen Fußtritt gab, daß dieser weit weg auf den Boden flog. Darauf brachten Beide den Inspector, welcher heftig um sich schlug, um die Ecke herum in das Haus zurück.

„Fahr' zur Schenke und hole den Gensdarm und den Wirth," rief Anton dem Kutscher zu, der unbekümmert um die Händel der Herren unterdeß das Gepäck der Reisenden vom Wagen abgeladen hatte. Der Knecht fuhr gemächlich ab, der Flüchtling wurde in die Stube geführt, Karl ergriff ein altes Tuch und band ihm die Hände auf den Rücken. „Entschuldigen Sie, Inspector," sagte er, „es ist nur auf einige Stunden, bis der Gensdarm aus Rosmin kommt, den wir

bestellt haben.“ Unterdeß sah sich Anton in der Wohnung um; außer dem nothdürftigsten Hausrath und dem Bett des Mannes war nichts zu finden, weder Bücher noch Rechnungen. Es war kein Zweifel, auch die Wohnung war bereits ausgeräumt. Aus der Rocktasche des Gefangenen ragte ein Bündel Papiere, Anton zog sie dem Widerstrebenden heraus, es waren Verhandlungen und Actenstücke in polnischer Sprache. Unterdeß kam der Knecht mit dem Schenkwirth und dem bewaffneten Polizeibeamten zurück. Der Wirth blieb verlegen an der Thür stehen, dem Gensdarm erklärte Anton kurz den Zusammenhang. „Machen Sie eine Eingabe an das Amt,“ sagte der Gensdarm, „und geben Sie mir den Mann auf der Stelle mit. Er soll in Ihrem Wagen nach Rosmin fahren. Es wird am besten sein, wenn Sie sich den Menschen vom Halse schaffen, denn es ist eine schlechte Gegend hier, und er wird Ihnen zu Rosmin sicherer sein, als hier, wo er Freunde und Spießgesellen hat.“ Aus der Schenke wurde nach langem Suchen ein Bogen Papier herzugebracht. Anton schrieb die Anzeige nieder und legte auf das Ansuchen des Polizeibeamten, der die polnischen Schriftstücke kopfschüttelnd durchgesehn hatte, diese bei; der Gefangene wurde auf den Wagen gehoben, der Gensdarm setzte sich neben ihn und sagte vor der Abfahrt noch zu Anton: „Ich habe mir lange gedacht, daß so etwas kommen würde. Sie werden mich vielleicht noch öfter in diesen Tagen brauchen.“ So fuhr der Wagen aus dem Hofe, und so verlief die Uebernahme des Gutes durch Anton. Er war ausgesetzt, wie auf einer wüsten Insel. Seine Lederkoffer und Reisebedürfnisse standen im Freien an einer Lehmwand, der Schenkwirth des polnischen Dorfes war der einzige Mensch, der ihnen Auskunft geben konnte und Rath schaffen in der unbehaglichen Lage.

Jetzt, da der Inspector entfernt war, wurde der Wirth gesprächig, er zeigte guten Willen und erbot sich demüthig zu allen Diensten. Eine lange Unterredung begann. Das Resultat war ungefähr so, wie Anton nach den Warnungen des

Justizcommissars Walther und der Beamten zu Rosmin gefürchtet hatte. Der abgeführte Verwalter hatte in den letzten Wochen noch nach Kräften gearbeitet, das Inventarium zu verwüsten; er war sicher geworden durch ein Gerücht, das aus der Stadt in die Dörfer gedrungen war, auch der neue Besitzer werde die Güter nicht übernehmen. Endlich schloß Anton die Verhandlung mit den Worten: „Was jener schlechte Mann veruntreut hat, darüber wird er Rechenschaft ablegen; unsere nächste Sorge ist, festzuhalten, was auf den Gütern noch vorhanden ist. Ihr müßt heut unsern Führer machen."

So durchsuchten sie den menschenleeren Hofraum. — Vier Pferde mit zwei Knechten — sie waren in das Holz gefahren — wenige schadhafte Pflüge, ein Paar Eggen, zwei Leiterwagen, eine Britschka, ein Keller mit Kartoffeln, einige Wispel Hafer, wenig Stroh — die Aufzeichnung nahm keinen großen Raum in Anspruch; die Gebäude waren sämmtlich schadhaft, nicht durch hohes Alter, sondern durch die Gleichgültigkeit der Menschen, welche das Eindringen der Elemente seit Jahren nicht verhindert hatten.

„Wo steht das Wohnhaus?" frug Anton. Der Wirth führte aus dem Hofraum auf den Anger, eine weite Fläche, welche allmählig zu dem Ufer des Baches abfiel. Es war eine große Viehtrift. Die Rinder und Schafe hatten Löcher ausgetreten, die Rüssel begehrlicher Schweine hatten den Boden aufgewühlt, graue Maulwurfshügel und üppige Grasbüschel erhoben sich auf dem Grund. Der Wirth streckte die Hand aus: „Dort ist das Schloß. Dies Schloß ist berühmt in der ganzen Umgegend," fügte er mit Bewunderung hinzu, „ein solches steinernes Haus hat kein Edelmann im Kreise. Die Herren im Lande wohnen hier in Lehm und Holz. Auch der reichste, der von Tarow, hat nur ein niedriges Haus."

Etwa dreihundert Schritt von der letzten Scheuer erhob sich ein mächtiger Bau von rohen Backsteinen, mit schwarzem Schieferdach und einem dicken runden Thurm. Das finstere Mauerwerk auf dem Weideland ohne Bäume, ohne eine Spur

von Leben, stand unter dem grauen Wolkenhimmel wie eine gespenstige Festung, welche ein häßlicher Geist aus den Tiefen der Erde gehoben hat, um von ihr aus das grüne Leben der Landschaft zu vernichten.

Die Männer traten näher heran. Das Schloß war zur Ruine geworden, bevor die erbauenden Handwerker ihre Arbeit vollendet hatten. Seit uralter Zeit hatte an dieser Stelle der unförmliche Thurm gestanden, er war aus großen Feldsteinen gemauert, mit kleinen Fenstern und Zuglöchern. Die alten Herren der Landschaft hatten von seiner Höhe auf die Wipfel der Bäume gesehen, welche damals wohl noch weiter in die Ebene hineinreichten; sie hatten von dort als strenge Herren mit den Leibeigenen geschaltet, die vor ihren Füßen das Land bauten und für sie arbeiteten und starben. Mancher Sarmatenpfeil war durch die kleinen Fenster auf den ansprengenden Feind herabgeflogen, und manches anstürmende Tatarenpferd war zurückgeprallt vor der feindlichen Steinmauer. An diesen grauen Thurm hatte vor vielen Jahren ein Despot der Landschaft zur Buße für begangene Sünden die Mauern eines Klosters aufgerichtet. Aber das Kloster war niemals fertig geworden, und lange hatten die Mauern zwecklos dagestanden, bis der verstorbene Graf sie zu einem Herrenhaus für sein Geschlecht ausbaute. Er wollte einen Prachtbau aufführen, wie die Umgegend keinen anderen kannte.

Die Front des Hauses war so an den Thurm gemauert, daß er in ihrer Mitte stand, und aus der geraden Linie im Halbkreis vorsprang, zwei Flügel des neuen Baues gingen auf den Bach hin. Es war die Absicht gewesen, eine hohe Rampe vor dem Schloß aufzuführen, der Haupteingang war in den Thurm eingeschlagen und ausgewölbt worden, aber die Rampe war nicht aufgeschüttet, und die steinerne Schwelle der Hausthür lag weit über Manneshöhe in der Thurmmauer, ohne Leiter nicht zu betreten. Keine Thür verschloß die große Oeffnung. Die Fensterlöcher des untern Stocks wiesen noch die rohe Mauer, sie waren mit Bretern nothdürftig verschlagen,

im obern Stock waren einzelne Fenster mit künstlichen Rahmen von gedrehtem Holz verziert, und große Scheiben hatte man eingefugt, aber wieder zerschlagen. In andern Fensterlöchern hingen Nothrahmen aus rohem Kieferholz mit kleinen trüben Glasaugen. Auf der Zinne des Thurms saß eine Gesellschaft Dohlen und blickte verwundert herab auf die fremden Männer, zuweilen flog eine mit lautem Schrei auf und ließ sich an einer andern Stelle des Daches nieder, um wieder auf die Unwillkommenen herabzustarren.

„Ein Haus für Krähen und Fledermäuse, aber nicht für Menschen,“ rief Anton; „noch sehe ich keinen Zugang zu diesem Räuberschloß.“ Der Wirth führte um das Gebäude herum. Auf der hintern Seite, wo zwei Flügel die Form eines Hufeisens bildeten, waren niedrige Eingänge zum Erdgeschoß und den Kellern, dort unten waren Ställe, große gewölbte Kochräume und kleine Zellen für die unfreien Diener. Von dem Anger aber lief eine Holztreppe hinauf in das untere Stockwerk. Knarrend bewegte sich die Thür in ihren Angeln, ein schmaler Gang führte durch den Seitenflügel in die Räume des Vorderhauses. Dort war Alles in großen Verhältnissen angelegt und auf eine reiche Ausstattung berechnet. Die runde Vorhalle, ein Gewölbe des alten Thurms, war mit bunten Marmorstücken mosaikartig gepflastert, aus ihr sah man durch die große Thüröffnung hinaus in das Freie. Eine breite Treppe, wie für ein Königsschloß, führte in den obern Stock. Hier wölbte sich eine zweite runde Halle mit kleinen Fensterlöchern, das zweite Stockwerk des Thurms. Zu ihren beiden Seiten lag die Reihe der Zimmer. Ueberall hohe wüste Räume, schwere eichene Flügelthüren und schmutzige Kalkwände; die Decken waren aus dicken Fichtenstämmen gezimmert, die im Schachbret in einander gefügt waren, in einigen Stuben standen ungeheure grüne Kachelöfen, in andern fehlten die Oefen ganz, in einigen war der Fußboden kunstvolles Täfelwerk, in andern knorrige Kieferbreter; ein großer Saal mit zwei riesigen Kaminen für Klafterscheite hatte eine Nothdecke von alten Latten.

Das Schloß war angelegt für einen wilden asiatischen Hofhalt, für Tapeten von Leder und Seide aus Frankreich, für kostbare Holzbekleidung aus England, für massives Silbergeräth aus deutschen Bergwerken, für einen stolzen Herrn, für zahlreiche Gäste und für eine Schaar leibeigener Knechte, welche die Hallen und Vorzimmer anfüllen sollten. Der Erbauer des Schlosses hatte an das reichliche Leben seiner wilden Ahnherren gedacht, als er den Bau aufführen ließ, er hatte dafür Hunderte von Stämmen aus seinem Walde niedergeschlagen, und seine Leibeigenen hatten mit ihren Beinen und Händen viele Tausend Ziegel geknetet, aber die Zeit, die unerbittliche, hatte ihren Finger aufgehoben gegen seine Pläne, und nichts war lebendig geworden, was er gehofft hatte. Er selbst war verdorben und gestorben während des Baues, und sein Sohn, ein Kind der Fremde, hatte den Untergang seines Erbes, so sehr als einem Unsinnigen möglich, im fernen Lande beeilt. Jetzt standen die Mauern des Slavenschlosses mit geöffneten Thüren und Fenstern, aber kein Gastfreund sprach im Eintreten dem Hause seinen Glückwunsch, nur wildes Geflügel flog aus und ein, und der Marder schlich neugierig über die Balkenlage. Nutzlos und häßlich standen die Mauern, sie drohten zu zerbröckeln und zu zerfallen wie das Geschlecht, das hier gehaust hatte.

Anton ging mit schnellen Schritten aus einem Zimmer in das andere, vergebens hoffte er einen Raum zu finden, in dem er sich die beiden Frauen denken konnte, welche auf diese Wohnung wie auf ein letztes Asyl hofften. Er öffnete alle Thüren, er stieg über die knisternden Treppen in die Höhe und wieder herunter, er störte die Vögel auf, welche durch die Oeffnungen eingedrungen waren und noch an den Nestern des letzten Sommers hingen, aber er fand nichts, als unwohnliche Räume mit schmutzigen Kalkwänden oder rohen Mauern, überall Zugluft, klaffende Thüren, verblindete Fenster. In dem großen Saale war etwas Hafer aufgeschüttet; einige Zimmer des Oberstocks mochten früher zum nothdürftigen

Aufenthalt für Menschen gedient haben, schlechte Stühle und ein roher Tisch war Alles, was sich von Möbeln vorfand.

Endlich betrat Anton die verfallene Treppe des Thurmes und stieg auf die Plattform. Dort sah er über den Mauerrand in die Tiefe und hinaus in die Ebene. Zu seiner linken Seite sank die Sonne hinter grauen Wolkenmassen hinab in den dunkeln Schatten der Nadelwälder, zur rechten Seite lag das unregelmäßige Viereck des Wirthschaftshofes, dahinter an der Landstraße die unschönen Hütten des Dorfes, in seinem Rücken der Bach, der von der untergehenden Sonne her nach dem Dorfe zu floß und an seinen Ufern einen Streifen Wiesenland zeigte. Um die Wiesen und den Anger lagen die Ackerstücke wie in todter Ruhe, ein unreines Grün war auf den meisten aufgeschossen, nur wenige zeigten die braunen Schollen, die Zeichen neuer Cultur. Auf dem Ackerboden erhoben sich hier und da wilde Birnbäume, die Freude des polnischen Landmanns, starke Stämme mit einer mächtigen Krone; unter jedem war eine Insel von Gras- und Pflanzenbüscheln, buntgefärbt durch das abgefallene Laub. Die wilden Bäume allein, die Wohnungen zahlloser Vögel, unterbrachen die einförmige Fläche, sie und am Rande des Gesichtskreises der dunkle Wald. Denn hinter Wiese und Feld und hinter dem gelben Sande umschloß einförmiges Nadelholz die Aussicht. Der Himmel grau, der Boden mißfarbig, die Bäume und Sträucher am Bach ohne Grün, und der Wald mit seinen Vorsprüngen und Buchten einem Walle gleich, welcher diesen Erdfleck abschied von allen Menschen, von aller Bildung, von jeder Freude und Schönheit des Lebens.

Antons Herz wurde schwer. „Arme Lenore, Ihr armen Leute!“ seufzte er laut und faltete traurig die Hände. „Es sieht hier abscheulich aus, aber das läßt sich bessern. Wer Geld und Geschmack hat, der Mensch kann Alles. Man kann dies Haus ausbauen und schmücken, ohne ungewöhnliche Kosten, Vorhänge, Teppiche, einige hundert Fuß Goldleisten, der Tapezierer und Maler würden es in ein stattliches Schloß ver-

wandeln. Leicht wäre der Anger geebnet, mit feinem Gras besäet, einige Blumenbeete von leuchtenden Farben hineingesetzt, dahinter eine Anzahl Büsche gepflanzt, die Hütten des Dorfes durch Baumlaub versteckt. Und käme dann zu Haus und Park das Gefühl der Kraft und Thätigkeit, dann könnte auch diese Landschaft, die trostloseste und ödeste, ein heiteres Bild werden. Es ist nichts dazu nöthig, als Capital, Menschenkraft und ein geordneter Sinn. Wie aber will der Freiherr diese Güter finden? Die behagliche Einrichtung dieses Hauses sollte die Blüthe eines thätigen und erfolgreichen Lebens sein, und das Leben des Hausherrn ist zerbrochen, sie kann mit Verstand nur geschehen aus den Ueberschüssen, welche dieses Gut seinem Herrn bereitwillig gewährt, und Tausende von Thalern werden nöthig sein, um in dieser Unordnung die Anfänge eines neuen Lebens zu schaffen, und Jahre werden vergehen, bevor der Boden mehr trägt, als die Wirthschaftskosten oder dürftige Interessen des angelegten Capitals."

Unterdeß betrachtete Karl zwei Zimmer des Oberstocks mit Kennerblicken. „Diese beiden gefallen mir vor allen andern," sagte er zu dem Wirth. „Sie haben gekalkte Wände, sie haben Fußböden, sie haben Oefen, ja sie haben sogar Fenster. Zwar sind die Scheiben schadhaft, aber bis der Glaser kommt, ist dickes Papier nicht zu verachten. Hier richten wir uns ein. Könnt Ihr mir etwas holen, was mit Besen und Scheuerlappen umzugehen weiß? Gut, Ihr könnt's; und hört, sucht einige Bogen Papier zurecht, einen Leimtiegel führe ich mit mir. Wir wollen auf der Stelle Holz holen, dann will ich einheizen, Leim kochen, Papierfenster einsetzen und Ritze verkleben. Vor Allem aber helft mir unser Gepäck vom Hofe herschaffen. Rasch vorwärts!"

Er riß durch seinen Eifer den Wirth fort, das Gepäck wurde in die Stube getragen, Karl packte eine Kiste mit allerlei Handwerkzeug aus, und der Wirth lief nach der Schenke, seine Magd zu rufen.

Unterdeß trabten auf der Landstraße einige Reiter dem

Hofe zu, stattliche Männer in Herrentracht; sie hielten vor der Wohnung des Beamten. Einer von ihnen stieg ab und pochte heftig an die verschlossene Thür. Anton rief seinen Gefährten, Karl eilte über den Anger den Fremden entgegen. Die Reiter galoppirten heran. „Guten Tag," rief der eine in sorgfältigem Deutsch, „ist der Inspector zu Haus?"

„Wo ist der Oekonom? wo ist Bratzky?" riefen die Andern, ungeduldig wie ihre flüchtigen Pferde.

„Wenn Sie den frühern Inspector dieses Gutes meinen," erwiederte Karl trocken, „so wird er Ihnen nicht entlaufen, obgleich Sie ihn hier nicht vorfinden."

„Was soll das?" frug der erste Reiter und ritt näher an Karl heran. „Ich ersuche Sie um Auskunft."

„Wollen Sie Herrn Bratzky sprechen, so müssen Sie sich nach der Stadt bemühen, er sitzt im Stock."

Die Pferde bäumten, die Reiter drängten sich näher an Karl heran, lebhafte Ausrufe in polnischer Sprache flogen von allen Lippen. „Im Stock? Weßhalb?"

„Fragen Sie meinen Herrn," erwiederte Karl und wies auf die Thür des Thurms, in welche Anton getreten war.

„Habe ich das Vergnügen, den neuen Eigenthümer des Gutes vor mir zu sehen?" frug der Reiter sich dem Thurm nähernd hinauf und lüftete seinen Hut. Anton sah erstaunt auf den Fremden herunter, Stimme und Gesicht erinnerten ihn an einen Herrn mit weißen Glacéhandschuhen, der in kritischer Zeit einen unangenehmen Eifer gezeigt hatte, Standrecht über Anton zu halten. „Ich bin der Geschäftsführer des Freiherrn von Rothsattel," entgegnete er. Das Pferd des Reiters that zwei Sprünge zurück, der Reiter wandte sich schnell ab und sprach einige Worte zu seinen Begleitern. Darauf rief ein älterer Mann mit einem schlauen Fuchsgesicht: „Wir wollen in einer Privatangelegenheit den bisherigen Inspector des Gutes sprechen. Wir erfahren, daß derselbe in Haft ist, und bitten Sie, uns zu sagen, weßhalb."

„Er hat sich durch die Flucht der Uebergabe der Güter

an mich entziehen wollen. Es ist Verdacht, daß er unredlich gehandelt hat."

Sind seine Sachen mit Beschlag belegt?" frug der Reiter wieder hinauf.

„Weßhalb thun Sie diese Frage?" frug Anton zurück.

„Um Vergebung," entgegnete der Andere, „der Mann hatte durch Zufall Acten, welche mir gehören, in seiner Wohnung, es könnte mich in Verlegenheit setzen, wenn mir die Disposition darüber entzogen würde."

„Seine Effecten sind mit ihm nach der Stadt geschafft worden," erwiederte Anton. Wieder fuhren die Pferde der Reiter durcheinander, eine leise Unterredung entstand, dann stoben die Fremden mit kurzem Gruß in gestrecktem Galopp zurück nach dem Dorfe, dort hielten sie einen Augenblick vor der Schenke und verschwanden endlich auf dem Fahrweg hinter dem Walde.

„Was wollten die, Herr Wohlfart?" frug Karl. „Das war ein Besuch im Sturmwind."

„Ja wohl," erwiederte Anton, „auch ich habe Grund, ihn für auffallend zu halten. Wenn ich nicht irre, habe ich einen der Herren bereits in ganz anderer Umgebung gesehen. Wahrscheinlich hat dieser Herr Bratzky sich Freunde zu erwerben gewußt durch ungerechten Mammon."

Der Abend hüllte Schloß und Wald in seine grauen Decken. Die Knechte kehrten mit den Pferden aus dem Walde zurück, Karl führte sie vor Antons Augen, hielt ihnen in polnischer Sprache eine kurze Rede und nahm sie für den neuen Herrn in Pflicht. Dann kam noch der Wirth zum Rechten sehen, er brachte Wasser und eine Tracht Holz und sagte zu Anton: „Ich bitte den gnädigen Herrn, vorsichtig zu sein in der Nacht, die Bauern sitzen in der Schenke und raisonniren über Ihre Ankunft, es sind schlechte Leute darunter; ich traue nicht, daß nicht einer zur Nacht einen Schwefelfaden in das Stroh steckt und Ihnen den Hof abbrennt."

„Ich traue, es thut's keiner," entgegnete Karl, einen neuen

Holzblock in den Ofen werfend. „Es bläst ein hübscher Wind gerade auf das Dorf zu, 's wird Niemand ein Narr sein und sich selbst die volle Scheuer in Brand stecken. Wir wollen dafür sorgen, daß derselbe Westwind von heut ab immer weht so lange wir hier sind. Sagt das Euren Leuten. — Habt Ihr mir die beiden Kartoffeln mitgebracht?"

Anton bestellte den Wirth zum nächsten Morgen, und die beiden Gefährten waren allein in dem öden Hause.

„Auf das Anlegen dürfen Sie nichts geben, Herr Anton," fuhr Karl fort, „es ist überall in der Welt die Unart betrunkener Schlingel, mit Feuer zu drohen. — Und zuletzt — mit Respect zu sagen — wär's auch noch kein großer Schade. — Jetzt, Herr Anton, sind wir unter uns, jetzt sieht man so wenig als möglich von dieser polnischen Wirthschaft, jetzt fängt's an und wird gemüthlich."

„Du hast Recht," sagte Anton und schob sich einen Schemel zum Ofen.

In den grünen Kacheln knisterte das Holz, und der rothe Schein der Flamme versuchte auf dem Fußboden einen feurigen Teppich zu malen und streifige Lichter und Schatten durch die ganze Stube zu ziehen.

„Die Wärme thut wohl," sagte Anton, „aber riechst du keinen Rauch?"

„Natürlich," erwiederte Karl, welcher vor dem Ofenloch mit seinem Messer runde Löcher in die Kartoffeln bohrte. „Gerade die besten Oefen rauchen im Anfange des Winters am kräftigsten, bis sie sich wieder an ihre Arbeit gewöhnen. Und vollends dieser grüne Dickkopf hier hat vielleicht seit einem Menschenalter kein Feuer gesehen; es ist in der Ordnung, daß er nicht sogleich in Zug kommt. Bitte, schneiden Sie ein Stück Brod ab und streichen Sie hier den Ritz zu, ich verfertige unsere Leuchter." Er holte ein großes Packet Lichte hervor, schnitt die halbe untere Rundung der Kartoffeln ab, steckte in jede ein Licht und stellte sie als Leuchter auf den Tisch dann setzte er die Blechbüchse auf. „Die

ist unerschöpflich," sagte er, „sie hält noch morgen Mittag vor."

„Gewiß," stimmte Anton vergnügt bei. „Ich habe einen merkwürdigen Appetit. Und jetzt laß uns überlegen, wie wir unsere Wirthschaft einrichten. Was wir von Hausrath nicht entbehren können, holen wir aus der Stadt, ich will sogleich ein Verzeichniß machen. Das eine Licht löschen wir wieder aus, wir müssen sparen."

So verging der Abend unter guten Plänen, Karl machte die Entdeckung, daß er aus Kisten und Bretern einen Theil der Möbel in wenig Stunden zusammenschlagen konnte. Und lustig klang zuweilen das Lachen der Genossen in den Wänden des Despotenhauses wieder. Endlich rieth Anton, zu Bett zu gehen. Sie schüttelten ihr Lager aus Stroh und Heu zurecht, schnallten die Mantelsäcke auf und holten ihre Matratzenstücke und Decken hervor. Karl befestigte ein Schraubenschloß aus seinem Kasten an der Stubenthür, untersuchte die Ladung des Karabiners, ergriff seine Kartoffel und sagte salutirend: „Wann befehlen der Herr Generalbevollmächtigte morgen geweckt zu werden?"

„Du guter Junge," rief Anton, die Hand von seinem Lager nach ihm ausstreckend.

So ging Karl in das Nebenzimmer, das er für sich ausgesucht hatte. Kurz darauf verlöschten die beiden Lichter, der erste Schimmer des Lebens, welcher in dem verlassenen Hause wieder aufgeglüht war. In dem Ofen knackten noch lange die kleinen Kobolde des Hauses über dem neuen Feuer, sie summten in dem Rauchfang, sie klopften an Thüren und Fenster, erstaunt über das Treiben der fremden Männer. Endlich fuhren sie zusammen in eine Ecke des alten Thurmes und fingen an, sich zu streiten, ob die Flamme, die heut Abend angezündet war, von jetzt ab fortbrennen würde, und ob aus den Fenstern von jetzt ab alle Tage ein fröhliches Licht hinausfallen würde auf den Anger, die Felder, den Wald. Und während sie zweifelten, ob das Neue stark genug sei, sich zu

erhalten, trieb der Rauch die Fledermäuse aus ihrer Wohnung im Schornstein, daß sie schlaftrunken um die Zinnen des Thurms flatterten; und die Käuze im Mauerritz schüttelten ihren dicken Kopf und stöhnten über die neue Zeit.

II.

Wer immer in den gebahnten Wegen des Lebens fortgegangen ist, begrenzt durch das Gesetz, bestimmt durch Ordnung, Sitte und Form, welche in seiner Heimath als tausendjährige Gewohnheit von Geschlecht zu Geschlecht vererbt sind, und wer plötzlich als Einzelner unter Fremde geworfen wird, wo das Gesetz seine Rechte nur unvollkommen zu schützen vermag, und wo er durch eigene Kraft die Berechtigung zu leben sich alle Tage erkämpfen muß, der erst erkennt den Segen der heiligen Kreise, welche um jeden einzelnen Menschen Tausende der Mitlebenden bilden, die Familie, seine Arbeitsgenossen, sein Volksstamm, sein Staat. Ob er in der Fremde verliere oder gewinne, er wird ein Anderer. Ist er ein Schwächling, so wird er die eigene Art den fremden Gewalten opfern, in deren Bannkreis er getreten ist. Hat er Stoff zu einem Manne, jetzt wird er einer. Doppelt theuer werden seiner Seele die Güter, in deren Besitz er aufgewachsen war, vielleicht auch die Vorurtheile, die an seinem Leben hingen; und Manches, was er sonst gleichgültig angesehen hatte, wie Luft und Sonnenschein, das wird jetzt sein höchstes Gut. Erst im Auslande lernt man den Reiz des Heimathdialekts genießen, erst in der Fremde erkennt man, was das Vaterland ist.

Auch Anton sollte erproben, was er besaß und was ihm noch fehlte.

Am nächsten Morgen begann die Besichtigung der Bodenfläche. Die Besitzung bestand aus dem Hauptgut und drei

Vorwerken, nur die Hälfte des Bodens stand unter der Pflugschar, ein kleiner Theil lag in Wiesen, fast die Hälfte war Wald und an dem Saume desselben nackter Sand. Schloß und Dorf lagen ungefähr in der Mitte der großen Lichtung, zwei Vorwerke an den entgegengesetzten Enden gegen Morgen und Abend, beide durch Vorsprünge des Waldes versteckt. Das dritte Vorwerk im Süden war durch den Wald ganz von dem Gute getrennt, es lehnte sich an ein anderes polnisches Dorf, hatte einen eigenen Wirthschaftshof und wurde seit alter Zeit als getrenntes Gut bearbeitet. Es umfaßte über den vierten Theil der Bodenfläche, hatte eine Brennerei und war seit einigen Jahren in Pacht des Branntweinbrenners, eines wohlhabenden Mannes. Der Contract des Pächters war durch Ehrenthal auf einige Jahre verlängert worden, der Pachtzins war niedrig und mehr zum Vortheil des Arrendators als der Gutsherrschaft festgesetzt. Doch war dies Pachtverhältniß gegenwärtig ein Glück für das Gut, weil es von einem Theil desselben Einkünfte gewährte. Der verwüstete Wald stand unter einem Förster.

Der erste Gang durch die Flur des Hauptgutes war so unerfreulich als möglich; die Felder waren für die Winterfrucht fast ohne Ausnahme nicht bestellt, und wo ein kleiner Theil die Spuren der Pflugschar zeigte, da war sie durch die Bewohner des Dorfes hingetragen worden, welche das herrenlose Gut als ihre Beute betrachteten und die fremden Ansiedler mürrisch und mit verhaltenem Grimme anstarrten. Seit Jahren hatten sie keine Hand- und Spanndienste geleistet, und der Schulz, den Anton herbeirufen ließ, erklärte trotzig, die Gemeinde werde sich nicht gefallen lassen, daß die alte Zeit wiederkehre. Er gab vor, kein Wort Deutsch zu verstehen, auch Karls Beredtsamkeit vermochte nur unbehülfliche Reden aus ihm herauszubringen. Der Ackerboden selbst, vernachlässigt und durch Unkräuter entstellt, war in vielen Feldstücken besser, als Anton erwartet hatte, und der Schenkwirth rühmte seine Erträge; nur in der Nähe des Waldes erwies

er sich als dürftig, auf manchen Stücken gar nicht für Fruchtbau geeignet.

„Das wird ein ernster Tag," sagte Anton, seine Brieftasche einsteckend. „Laß die Britschka anspannen, wir fahren zu den Kühen."

Das Vorwerk, auf welchem das Rindvieh einquartiert war, lag gegen Abend, eine halbe Stunde vom Schlosse entfernt. Ein erbärmlicher Stall, daran die Wohnung eines Knechtes, das war Alles. Die Rinderheerde und zwei Paar Zugochsen waren dem Großknecht übergeben, er hauste dort mit seiner Frau und einem schwachsinnigen Hirten. Die Leute verstanden nur wenig Deutsch und flößten kein Zutrauen ein; die Frau war eine unsaubere Dame ohne Schuhe und Strümpfe, deren Milchschüsseln die reinigende Macht des Wassers wohl selten erfahren hatten. Der Knecht und zuweilen der Hirt pflügten mit den Ochsen, wo ihnen gerade gut schien, die Heerde weidete auf den ungebauten Aeckern um das Vorwerk. „Hier ist Arbeit für dich," sagte Anton, „untersuche die Heerde und was du etwa von Winterfutter findest. Ich notire die Gebäude und das Geräth." Karl berichtete: „Vier und zwanzig Milchkühe, halb soviel Jungvieh und ein alter Stier; höchstens ein Dutzend Kühe sind brauchbar, die andern unnütze Grasfresser. Das Ganze ist schlechte Race; es sind früher einmal fremde Kühe, wahrscheinlich schweizer, hierhergeschafft worden, und ein Zuchtstier, der für den hiesigen Schlag viel zu groß war, so sind häßliche Mischlinge entstanden. Die besten Stücke sind offenbar ausgetauscht, denn einiges elende Landvieh läuft in der Heerde, das sich apart zusammenhält, es kann noch nicht lange bei den andern sein. Von Futter ist etwas Heu für den Winter, und einige Schock Haferstroh da, Streu fehlt ganz."

„Die Gebäude sind trostlos," rief Anton. „Fahr', Kutscher, nach der Brennerei. — Ich habe den Pachtvertrag genau durchgesehen und bin dort noch am besten orientirt."

Der Wagen rollte auf einer schlechten Brücke über den

Bach, dann über Aecker und über eine kahle Sandfläche, spärlich mit Wolfsmilch und Sandgras bewachsen, in deren Wurzeln zuweilen das Samenkorn einer Kiefer gekeimt hatte und als krummer Strauch seine Aeste über den Sand legte. Darauf kam der Wald, Büsche und Stangenholz mit weiten Zwischenräumen, zwischen denen der nackte Sand zu Tage lag, überall Wurzelstöcke der geschlagenen Bäume, mit Flechten und Büscheln Haidekraut umwachsen. Schritt um Schritt wateten die Pferde durch den lockern Sand, keiner der beiden Gefährten sprach, ungeduldig haftete ihr Blick auf jedem Baum, den ein günstiger Zufall höher und breiter geformt hatte als die dürftigen Nachbarn.

Endlich erweiterte sich die Aussicht, noch ein Dutzend Kieferbäume am Wege, und wieder lag eine Ebene vor den Reisenden, eben so einförmig, eben so mit Wald eingefaßt, wie die Ackerinsel, aus welcher sie kamen. Vor ihnen stand ein Kirchdorf, sie fuhren bei einem hölzernen Crucifix vorüber und hielten auf dem Hofe des Vorwerks. Der Pächter hatte wohl schon von ihrer Ankunft gehört, wahrscheinlich war er mit den Verhältnissen des Freiherrn besser bekannt, als Anton lieb war; denn er empfing seinen Besuch mit einer Gönnermiene und steifem Nacken. Kaum daß er sie in ein leeres Zimmer führte. Und eine seiner ersten Fragen war: „Glauben Sie denn, daß der Rothsattel das Gut wird behaupten können? Es ist viel daran zu thun, und wie ich höre, ist der Mann nicht im Stande, Capitalien hineinzustecken.“

Die anmaßende Kälte erbitterte Anton, aber er erwiederte mit der zähen Ruhe, welche der Handelsverkehr dem Eingeweihten giebt: „Wenn Sie mich fragen, ob der Freiherr von Rothsattel die Herrschaft behaupten wird, so erwiedere ich Ihnen, daß er dies um so eher im Stande sein wird, je gewissenhafter seine Pächter und Zinsleute ihren Verpflichtungen gegen ihn nachkommen. Gegenwärtig bin ich hier, um nachzusehen, ob Sie selbst diese Pflichten erfüllt haben. Ich bin bevollmächtigt, Ihr Inventarium auf Grund Ihres Pachtver-

trags durchzusehen. Und wenn Ihnen an dem guten Willen des Freiherrn jetzt und in der Zukunft gelegen sein sollte, so gebe ich Ihnen den wohlmeinenden Rath, höflicher gegen seinen Stellvertreter zu sein."

„Der gute Wille des Barons ist mir ganz gleichgültig," erwiederte der aufgeblasene Pächter. „Aber da Sie von Ihrer Vollmacht reden, so zeigen Sie mir doch das Papier."

„Hier ist sie", sagte Anton, ruhig das Document aus der Tasche ziehend.

Der Arrendator sah die Schrift sorgfältig durch, oder gab sich wenigstens den Anschein, endlich reichte er die Blätter nachlässig zurück und sagte grob: „Ich weiß gar nicht, ob Sie das Recht haben, jetzt durch meine Wirthschaft zu gehen. Indeß habe ich nichts dawider. Gehen Sie und sehen Sie an, was Sie wollen." Dabei setzte er seine Mütze auf und wandte sich ab, um nach der Nebenstube zu gehen.

Karl faßte in seinem Zorn einen Stuhl und stieß ihn auf den Boden, Anton aber vertrat mit schnellem Schritt dem Pächter den Weg und sagte ihm in ruhigem Geschäftston: „Ich lasse Ihnen die Wahl, ob Sie uns auf der Stelle selbst durch die Wirthschaft führen wollen, oder ob ich eine Inventur durch das Gericht veranlassen soll. Das Letztere wird Ihnen Kosten verursachen, die ich für unnütz halte. Ihre Anwesenheit ist nothwendig, den Bestand des Inventariums festzustellen, und deßhalb sind Sie verpflichtet, Sie selbst, uns zu begleiten. Außerdem will ich Ihnen noch andeuten, daß jedem Pächter der gute Wille des Eigenthümers nothwendig ist, wenn er eine Verlängerung seiner Pacht beabsichtigt; und die Ihre geht in zwei Jahren zu Ende. Auch mir ist es keine Freude, in Ihrer Gesellschaft die nächsten Stunden zuzubringen; wenn Sie aber die Pflichten des Contracts und der Höflichkeit gegen mich nicht erfüllen, so wird der Eigenthümer Ihres Vorwerks jede contractwidrige Nachlässigkeit, welche sich hier findet, dazu benutzen, durch die Gerichte sein Verhältniß zu Ihnen aufzulösen. Jetzt haben Sie die Wahl."

Der Pächter sah einige Augenblicke verdutzt in das entschlossene Gesicht Antons und sagte endlich: „Wenn Sie durchaus darauf bestehen, — es war nicht so böse gemeint." Unwillkürlich rückte er an der Mütze und ging voran in den Hof. Anton folgte und zog wieder seine Schreibtafel heraus. Die Besichtigung begann. Nr. 1. Wohnhaus, das Dach defect. — Nr. 2. Kuhstall, ein Fach der Lehmwand ausgefallen, u. s. w. — So ging es lange fort in unerquicklichem Betrachten und Hadern. Das geschäftsmäßige Wesen Antons und die kriegerische Haltung seines Begleiters übten zuletzt ihre Wirkung auf den Pächter, er wurde kleinlauter und murmelte sogar einige Entschuldigungen.

Als Anton den Wagen heranwinkte, sagte er dem Mann: „Ich gebe Ihnen vier Wochen Zeit, die bemerkten Uebelstände zu beseitigen. Nach dieser Frist komme ich wieder." Und vom Wagen aus rief Karl dem plumpen Manne zu: „Wollten Sie vielleicht die Güte haben, jetzt Ihre Mütze abzunehmen, wie ich es thue, dies ist der passende Augenblick. — So ist's recht, mit der Zeit werden Sie das Ding schon lernen. Vorwärts, Kutscher! — Wenn Sie wiederkommen," sagte er zu Anton, „wird der Mann sein, wie ein Ohrwurm, der aus einer Pflaume kriecht. Er ist dick geworden auf dem Vorwerk."

„Und das Hauptgut ist schlechter geworden durch ihn," sagte Anton. — „Nach dem neuen Vorwerk!"

Ein dürftiges Wohnhaus, auf der einen Seite der lange Schafstall, auf der andern der Pferdestall und die Scheuer.

„Es ist merkwürdig," sagte Karl, aus der Ferne auf die Gebäude sehend, „dieses Dach hat keine Löcher; dort in der Ecke ist ein Viereck von neuem Stroh eingesetzt. Bei Gott, das Dach ist ausgebessert."

„Hier ist die letzte Hoffnung," erwiederte Anton.

Als der Wagen vorfuhr, zeigte sich der Kopf einer jungen

Frau am Fenster, neben ihr ein blondhaariger Kinderkopf, beide fuhren schnell zurück.

„Dies Vorwerk ist das Juwel des Gutes," rief Karl und sprang über den Rand der Britschka herunter. „Hier sind deutliche Spuren einer Düngerstätte. Dort läuft ein Hahn und die Henne hinterdrein, alle Wetter, ein regulärer Hahn mit einem Sichelschwanz. Und hier steht ein Myrtenstock am Fenster. Hurrah! hier ist eine Hausfrau, hier ist Vaterland, hier sind Deutsche."

Die Frau trat aus dem Hause, eine saubere Gestalt, gefolgt von dem krausköpfigen Knaben, der beim Anblick der Fremden schleunigst seine Finger in den Mund steckte und sich hinter der Schürze seiner Mutter verbarg. Anton frug nach dem Mann. „Er kann Ihren Wagen vom Felde sehen, er wird sogleich hier sein," sagte die erröthende Frau. Sie bat die Herren in die Stube und stäubte mit ihrer Schürze eilig zwei Holzstühle ab. Es war ein kleines geweißtes Zimmer, die Möbeln mit rother Oelfarbe gestrichen, aber sauber gewaschen, im Kachelofen brodelte der Kaffetopf, in der Ecke tickte eine Schwarzwälder Uhr, und auf einem kleinen Holzgestelle an der Wand standen zwei gemalte Porzellanfiguren und einige Tassen, darunter wohl ein Dutzend Bücher; hinter dem kleinen Wandspiegel aber steckte die Fliegenklappe und eine Birkenruthe, sorgfältig mit rothem Band umwunden. Es war der erste behagliche Raum, den sie auf der weiten Gutsfläche gefunden hatten.

„Ein Gesangbuch und eine Ruthe," sagte Anton freundlich; „ich hoffe, Sie sind eine brave Frau. Komm her, Blondkopf." Er zog den verdutzten Knaben auf seinen Schooß und ließ ihn auf dem Knie reiten, im Schritt, im Trab und Galopp, bis der kleine Kerl sich entschloß, seine Hände anderswo unterzubringen, als im Munde. „Er kennt das," sagte die Frau erfreut, „sein Vater macht's ihm gerade so, wenn er artig ist."

„Sie haben eine schwere Zeit durchgemacht," warf Anton hin.

„Ach, Herr," rief die Frau, „als wir hörten, daß eine deutsche Herrschaft das Gut gekauft hätte, und daß wir jetzt Alles für Sie zusammenhalten müßten, und daß Sie nächstens kommen würden und vielleicht hierher ziehen, da haben wir uns gefreut wie Kinder. Mein Mann war den ganzen Tag wie Einer, der in der Schenke gewesen ist, und ich habe vor Freuden geweint. Wir glaubten, daß jetzt Ordnung werden sollte, und man will doch wissen, für wen man arbeitet. Mein Mann hat ernsthaft mit dem Schäfer gesprochen, — er ist auch aus unserer Gegend, — und die beiden Männer haben mit einander abgemacht, daß sie es nicht leiden wollen, wenn der Inspector noch etwas verkauft. Und dasselbe hat mein Mann dem Inspector gesagt. Aber Niemand ist gekommen in vielen Wochen, wir haben alle Tage in der Schenke nachgefragt, und mein Mann ist in Rosmin beim Gericht gewesen und hat sich erkundigt, bis es zuletzt hieß, Sie würden gar nicht kommen, und das Gut würde wieder verkauft werden. Da, es sind jetzt vierzehn Tage her, ist der Inspector mit einem fremden Fleischer angefahren und hat verlangt, mein Mann solle ihm die Hammel übergeben. Mein Mann hat sich geweigert. Da haben sie ihm gedroht und mit Gewalt in den Schafstall gewollt. Und der Schäfer und mein Mann haben sich davor gestellt und die Beiden zurückgeworfen. Darauf sind diese mit Flüchen weggefahren und haben gewettert, sie werden sich die Schafe doch holen. Seit der Zeit haben unsere Männer jede Nacht gewacht, dort hängt die geladene Flinte, die sich der Vogt dazu geborgt hat; und wenn des Schäfers Hund bellte und sich etwas im Hofe rührte, bin ich aufgefahren und habe um den Mann und das Kind eine fürchterliche Angst gehabt. Es sind gefährliche Menschen hier, Herr Oberamtmann, und Sie werden das auch finden."

„Ich hoffe, Vieles soll jetzt besser werden," sagte Anton. „Ihr habt ein einsames Leben hier."

„Es ist wohl einsam," sagte die Frau, „nach dem Dorfe kommen wir fast gar nicht, und nur manchmal des Sonntags

in die deutschen Dörfer, wenn wir zur Kirche gehen. Aber es giebt immer im Hause zu schaffen, und," fuhr sie verlegen fort, „ich will's nur gerad heraussagen, wenn es Ihnen nicht recht ist, soll es auch aufhören. Ich habe einen kleinen Fleck hinter der Scheuer umgegraben, wir haben ihn eingezäunt und einen Garten daraus gemacht, da habe ich mir gezogen, was ich für die Küche brauchte, und dann," fuhr sie stockend fort, „dann sind auch noch die Hühner — und auch ein Dutzend Enten, und, wenn Sie nicht böse sein wollten, die Gänse auf der Stoppelweide, und," sie fuhr mit der Schürze an die Augen, „noch die Kuh und das Kalb."

„Unser Kalb," rief der kleine Blondkopf laut und schlug mit den Händen auf Antons Knie.

„Wenn Ihnen nicht recht ist, daß ich das Vieh für mich gehalten habe," fuhr die Frau weinend fort, „so soll ja Alles aufhören. Lohn hat mein Mann und der Schäfer seit der letzten Wollschur nicht bekommen, und was wir zum Leben gebraucht, das haben wir uns durch Verkauf schaffen müssen; aber mein Mann hat Rechnung geführt über Alles, und er wird sie Ihnen vorlegen, damit Sie sehen, daß wir keine unehrlichen Leute sind."

„Ich hoffe, es wird sich so ausweisen," tröstete Anton die aufgeregte Frau. „Unterdeß zeigen Sie mir Ihren Garten; wenn es möglich ist, sollen Sie ihn behalten."

„Es ist nichts mehr darin," sagte die Frau entschuldigend und führte die Gäste zu dem eingehegten Platz, dessen Beete schon in großen Schollen umgegraben waren für die Winterruhe. Sie beugte sich nieder und suchte von Blumen zusammen, was sie noch fand, einige Astern, und ihren Stolz, die Herbstveilchen. Sie band einen Strauß und überreichte ihn Anton. „Weil Sie ein Deutscher sind," sagte sie dabei mit freudigem Lächeln.

Im Hofe hörte man eilige Schritte. Der Vogt kam in der Arbeitsjacke mit gerötheten Wangen heran und stellte sich vor. Es war ein junger stattlicher Mann von verständigem

Wesen mit einem Zutrauen erweckenden Gesicht. Anton sagte ihm einiges Ermunternde, und im Diensteifer eilte der Mann in's Haus und brachte seine Rechnungen herzu.

„Erst betrachten wir die Wirthschaft," sagte Anton, „die Bücher nehme ich mit, Ihr kommt morgen auf das Schloß, dort besprechen wir das Weitere."

„Die Pferde sind auf dem Felde," erklärte der Vogt, „ich selbst führe den einen Pflug, bei dem andern muß Schäfers Knecht helfen. Es sind nur vier Pferde hier, sonst standen zwölf in dem Stall. Wir haben in diesem Jahre wenig mehr gebaut, als unser Deputat und Futter für das Vieh. Es fehlte an Allem."

Der Gang durch die Wirthschaftsräume war doch erfreulich, die Gebäude waren in erträglicher Ordnung, und die vorhandenen Vorräthe gaben Hoffnung, die Heerde über den Winter zu erhalten. Zuletzt öffnete der Vogt mit freudigem Gesicht eine Thür im Bodenraum des Wohnhauses und wies auf einen Haufen Erbsen. „Das Stroh haben Sie über dem Schafstall gesehen, hier sind die Erbsen selber, ich habe sie vor dem Inspector versteckt, weil ich dachte, sie gehörten Ihnen. Es war Eigennutz dabei," fuhr er ehrlich fort, „denn wir waren so gestellt, daß wir nichts erhielten, und ich mußte auf etwas denken, was diesem Vorwerk das Leben rettete, wenn der Winter keine Hülfe brachte."

Die Frau des Vogts trat mit ihrem Knaben herzu, als die Männer aufbrachen, ihr Gesicht leuchtete vor Freude über die bevorstehende Verbesserung ihrer Lage.

„Es ist gut," sagte Anton lächelnd, „ich hoffe, wir werden mit einander zurecht kommen. Und jetzt zu den Schafen. Wir gehen, kommt mit uns, Vogt." Der Wagen fuhr langsam über das Feld voraus, der Vogt erklärte eifrig den Zustand der Feldstücke; nicht der vierte Theil des Ackers, welcher zu dem Vorwerk gehörte, war bestellt, lange Strecken lagen seit Jahren als Weideland in Ruhe.

Ungeduldig eilte Karl voraus, als sie sich dem wolligen

Volk näherten, welches gegenwärtig fast der einzige Schatz lebender Wesen war, der dem Gute gehörte. Langsam mit breitem Schritt kam der Schäfer den Fremden entgegen, begleitet von seinen zwei Hunden, dem erfahrenen alten, welcher gleichen Schritt mit seinem Herrn hielt und eben so bedächtig, wie sein Brodherr, das neue Schicksal des Gutes herankommen sah, und von einem jungen Köter, der als Lehrling in dem schweren Berufe eines Schäferhundes sich vergeblich bemühte, den Schein ruhiger Würde zu behaupten; er lief immer wieder in jugendlicher Hitze seinem Herrn vor und bellte die Fremden an, bis ein mißbilligendes Knurren seines erfahrenen Kameraden ihn zum Stillstehn brachte. Der Schäfer nahm mit Förmlichkeit seinen breiten Filzhut ab und erwartete die Anrede der Fremdlinge. Als denkender Mann und Naturkundiger wußte er allerdings, wen er vor sich sah, aber es hätte Einem, dessen ganzes Leben darauf gerichtet war, vorschnelles Wesen an Schafen und Hunden zu bändigen, sehr schlecht gestanden, wenn er selbst die Neugierde eines Böckleins gezeigt hätte. Der Vogt stellte mit einer kreisförmigen Handbewegung dem Schäfer die beiden Herren vor, und der Schäfer neigte mehrmals seinen Kopf in einer Weise, welche anzeigte, daß er die Wahrheit der ausgesprochenen Worte vollständig begreife. „Eine hübsche Heerde, Schäfer," redete ihn Anton an.

„Fünfhundert fünf und zwanzig Stück," erwiederte der Schäfer, „darunter sechs und achtzig Lämmer, dort hinten vierzig Masthammel." Er suchte mit forschendem Blick in der Heerde nach einem Schaf, welches die wünschenswerthen Eigenschaften eines Probestücks hatte, beugte sich nieder, faßte das Thier mit schnellem Ruck an den Hinterbeinen und präsentirte die Wolle. Karl begann die Untersuchung. Es waren große starkgebaute Thiere, wie sie zu den Verhältnissen des Gutes paßten, und gleichmäßiger in Bau und Wolle, als sich nach Allem hoffen ließ. „Wenn sie Futter kriegen, geben sie ihre Wolle," sagte der Schäfer stolz. „Es ist Kernwolle."

Ein Jährling war so unvorsichtig, zu husten. Der Schäfer sah mißbilligend auf das vorlaute Thier; „die Heerde ist ganz gesund,“ sagte er.

„Wie lange seid Ihr hier im Dienst?“ frug Anton.

„Neun Jahre,“ erwiederte der Mann. „Als ich herkam, war das Vieh, wie die Pudel in der Stadt, mit nacktem Hintertheil. Es hat Mühe gemacht, Niemand hat sich um die Heerde bekümmert; es ist deßwegen nicht schlechter gegangen. Wenn ich nur immer Erbsenstroh gehabt hätte, und in diesem Winter die ordinären Erbsen für die Mütter.“

„Wollen sehen, was sich thun läßt,“ erwiederte Anton; „es ist knapp in der Wirthschaft für diesen Winter.“

„Das ist wahr,“ sagte der Schäfer, „aber das hier ist schöne Brachweide.“

„Ich glaube gern,“ sagte Anton lächelnd, „daß Eure Schafe nicht unzufrieden sind. Es giebt wenig Felder hier, auf denen Euer Hund nicht zu jeder Jahreszeit gebellt hat. Mit Freuden habe ich gehört, wie brav Ihr die Heerde für Euren neuen Herrn vertheidigt habt. Sind die Leute hier Euch oft ärgerlich gewesen?“

„Ich könnt's nicht sagen, Herr,“ erwiederte der Schäfer, „die Menschen sind sich überall gleich, sie wollen nicht pariren und sie haben keine Ueberlegung. Ich richte eher einen Hund ab für die Heerde, als einen Menschen.“ Er stützte sich breitspurig auf seinen langen Stab und sah mit Wohlgefallen auf seinen Hund herunter, der unterdeß pflichtgetreu die Heerde umbellt hatte und jetzt zu seinem Herrn zurückkam, um seine Schnauze vertraulich an den Hosen desselben abzuwischen. „Sehen Sie diesen Hund an! Wenn ich einen Hund zwei Jahre in der Lehre gehabt habe, so ist er entweder gut, oder er ist nicht gut. Wenn er nicht gut ist, so jage ich ihn fort und ich bin fertig mit ihm; wenn er einmal gut geworden ist, so kann ich mich, so lange er lebt, auf ihn verlassen, wie auf mich selber. Den Jungen dort bei den Hammeln habe ich drei Jahre im Dienst und ich kann keine Stunde dafür stehen, daß er nicht

einen verrückten Einfall bekommt, und anstatt meine Schafe nach rechts zu treiben, selber nach links läuft. Deßwegen sage ich, es ist auf Menschen kein Verlaß."

„Und auf wen verlaßt Ihr Euch in dieser Welt?" frug Anton.

„Zuerst auf mich selber," sagte der Schäfer, „denn ich kenne mich, und dann auf meinen Hund Krambow, den kenne ich auch, und außerdem noch zuletzt, wie sich's gehört," — er winkte mit dem Kopf ein wenig nach der Höhe, dann pfiff er leise seinem Hunde, Krambow fuhr wieder im Kreise um die Heerde. „Und Sie," fuhr der Schäfer fort, „werden Sie hier bleiben bei dem Baron?"

„Ich denke ja," antwortete Anton.

„Und darf ich fragen, als was? Inspector und Amtmann sind Sie nicht, denn Sie haben sich die Hammel noch nicht angesehen. Die Hammel müssen fort, es ist hohe Zeit. Also, darf ich fragen, was sind Sie bei dem neuen Herrn?"

„Wenn's ein Titel sein soll," erwiederte Anton, „so nennt mich Rechnungsführer."

„Rechnungsführer," sagte der Schäfer nachdenkend, „da darf ich wohl mit Ihnen über mein Deputat reden?"

„Das sollt Ihr, Schäfer, das nächste Mal, wenn ich Euch sehe."

„Es hat keine Eile," sagte der Schäfer, „man will nur wissen, wie? In meiner Stube ist eine Glasscheibe zerbrochen, der Glaser wird jetzt wohl wieder auf's Schloß kommen, da bitte ich, Herr Rechnungsführer, daß Sie an mich denken."

Karl und der Vogt traten heran, Anton rief dem Kutscher: „Nach der Försterei!"

„Sie wollen zum Förster?" frug der Vogt mit verlegener Miene.

„Er will zum Förster!" wiederholte der Schäfer und trat einige Schritt näher.

„Weßhalb wundert Euch das?" frug Anton aus dem Wagen.

„Es ist nur“ — sagte der Vogt stockend, „der Förster ist ein wunderlicher Mann. Und wenn nicht der Herr Baron selbst kommt, so wird er sich nicht ergeben.“

„Wohnt er denn in einer Festung?“ frug Anton lachend.

„Er hat sich eingeschanzt,“ sagte der Vogt, „und läßt Niemanden in sein Haus, er lebt auf seine eigenthümliche Weise.“

„Er ist ein Waldmensch,“ sagte der Schäfer mit dem Kopfe nickend.

„Die Polnischen sprechen, er ist ein Schwarzkünstler,“ fuhr der Vogt fort.

„Er kann verschwinden,“ rief der Schäfer.

„Glaubt Ihr das auch?“ frug Karl erfreut.

„Es giebt keine Hexriche,“ sagte der Schäfer mit starker Mißbilligung dieses Vorurtheils, „die im Dorfe halten Manchen dafür. Der Förster ist ein natürlicher Mann.“

„Er ist im Grunde ein guter Mann, aber er hat seinen Eigensinn,“ sagte der Vogt.

„Ich hoffe, er wird meine Vollmacht respectiren,“ entgegnete Anton, „es wäre sein Schade, wenn er es nicht thäte.“

„Es wird doch besser sein, wenn ich mit dem Förster spreche,“ bat der Vogt. „Wenn Sie mir erlauben wollen, mit Ihnen zu fahren, — er hat zu mir ein gutes Zutrauen.“

„Meinetwegen,“ schloß Anton, „nehmt die Zügel, der Knecht mag unterdeß den Pflug führen, auf dem Rückweg setzen wir Euch ab. Und jetzt vorwärts zu dem gefährlichen Mann.“

Der Vogt lenkte in einen Feldweg, der in den Wald zwischen junges Kiefernholz führte. Der Boden war wieder Sand, der Baumwuchs kümmerlich. Ueber Wurzeln und Steine ging es auf einem Seitenwege tiefer in den Wald hinein, an einem Schlage von fünfzehnjährigem Holz hörte der Fahrweg auf,

der Vogt schlang die Zügel um einen Baumstamm und bat die Herren, auszusteigen. Auf schmalem Fußpfade schritten sie durch dickes Kiefergebüsch vorwärts, die langen Nadeln streiften an ihre Kleider, die eingeschlossene Luft war mit kräftigem Waldgeruch angefüllt. Hinter dem jungen Holz senkte sich der Boden, der Grund wurde feucht, grünes Moos hatte seine weichen Polster ausgebreitet, und eine Gruppe mächtiger Föhren streckte ihre dunklen Kronen hoch in die Luft. Hier lag das Försterhaus, von den braunen Aesten der Waldbäume überdacht, ein niedriger Holzbau von einem starken Breterzaun umgeben, um dessen Außenseite eine dreifache Reihe junger Fichten als Hecke gepflanzt war. Ein kleiner Quell rieselte unter dem Holz des Zauns hervor, von den Wedeln großer Farrenkräuter bedeckt fiel er murmelnd über einige Steine. Unten das saftige Moosgrün, darüber die Stämme hundertjähriger Bäume mit bärtigen Flechten bewachsen, und darin das Haus hinter grünendem Zaune versteckt, das war ein Anblick, der zwischen Sand und Haide wohl erfreuen mußte. Nirgend war ein Weg zu sehen, auf dem Moose nicht einmal die Spuren eines Fußtritts, nur das Hundegebell im Hofe verkündete, daß nicht Frau Holle oder die sieben kleinen Zwerge in der Hütte wohnten, sondern leibhaftige Menschen.

Die Männer gingen um den Zaun herum, bis sie an eine schmale Thür kamen, die aus starken Bohlen zusammengenagelt und fest verschlossen war.

„Sein Dompfaff sitzt oben am Fenster,“ sagte der Vogt, „er ist zu Hause.“

„So ruft ihn an,“ befahl Anton.

„Er weiß längst, daß wir hier sind,“ erwiederte der Vogt und wies auf eine Reihe kleiner Oeffnungen im Zaune; „sehen Sie die Gucklöcher? Er beobachtet uns schon, aber das ist seine Art so. Ich muß mein Zeichen geben, sonst wird er nicht aufmachen.“ Der Vogt steckte zwei Finger in den Mund und pfiff drei Mal, aber Alles blieb still. „Er ist tückisch,“ sagte der Vogt bekümmert. Wieder tönte sein gellender Pfiff,

bis das Gebell der Hunde in Geheul überging, und der Dompfaff am Dachfenster mit den Flügeln um sich schlug.

Endlich erklang eine rauhe Stimme von der andern Seite der Wand: „Wen zum Henker bringt Ihr mit Euch?“

„Macht auf, Förster,“ rief der Vogt, „die neue Herrschaft ist da.“

„Geht zum Teufel mit Eurer Herrschaft,“ antwortete die Stimme unwillig, „ich habe die Zucht satt.“

Der Vogt sah bestürzt auf Anton. „Oeffnen Sie das Thor,“ befahl dieser, „es wird Ihnen nützlich sein, wenn Sie freiwillig thun, wozu ich Sie zwingen kann.“

„Zwingen?“ frug die Stimme; „seht zu, ob Ihr mit dem fertig werdet.“ Der Lauf einer Doppelflinte schob sich durch das Loch in der Thür und bewegte sich gemächlich hin und her.

„Das Gewehr wird Euch nichts helfen,“ erwiederte Anton, „wir haben etwas bei uns, was von heut ab in diesem Walde stärker sein soll, als die Gewalt, und das ist unser Recht und das Gesetz.“

„So?“ frug die Stimme, „und wer sind Sie denn?“

„Ich bin der Bevollmächtigte des neuen Gutsherrn und befehle Euch, diese Thür zu öffnen.“

„Heißen Sie Moses oder Levi?“ rief die Stimme wieder. „Ich will mit keinem Bevollmächtigten der Welt zu thun haben. Wer als Bevollmächtigter zu mir kommt, den halte ich für einen Spitzbuben.“

„I so soll doch das Donnerwetter auf Euren harten Kopf fahren,“ rief Karl in tiefster Entrüstung. „Wie könnt Ihr Euch unterstehen, von meinem Herrn so despectirlich zu reden, Ihr verrückter Kommisstiefel!“

„Kommisstiefel?“ frug die Stimme, „das lasse ich mir gefallen, das ist das verständigste Wort, welches ich seit langer Zeit gehört habe.“ Der Riegel schob sich zurück, und der Förster trat vor die Thür, die er wieder hinter sich zuzog. Er war ein kleiner breitschultriger Mann mit grauem Haar und einem langen grauen Bart, der ihm bis auf die Brust

herabhing; in dem runzligen Gesicht glänzten zwei schlaue Augen wie Kohlen; er trug einen dicken abgeschabten Rock, dem Sonne und Regen jede Farbe ausgesogen hatten, hielt seine Doppelflinte in der Hand und blickte trotzig auf die Fremden. So glich er einem Stück Baumstamm aus dem Walde. Endlich sagte er: „Wer hat hier geschimpft?“

„Ich,“ antwortete Karl vortretend, „und Ihr sollt mehr erhalten, als schwere Worte, wenn Ihr in Eurer Insubordination fortfahrt.“

„Was tragt Ihr für eine Mütze?“ frug der Alte, Karl aufmerksam betrachtend.

„Seid Ihr ein Pilz geworden in Eurem Walde, daß Ihr die nicht kennt?“ erwiederte Karl und schwenkte seine Soldatenmütze um den Kopf.

„Husar?“ frug der Alte.

„Invalide,“ erwiederte Karl.

Der Alte wies auf ein kleines Band an seinem Rocke. „Landwehr,“ sagte er, „1813 und 1814.“

Karl griff an die Mütze und salutirte: „Respect, Alter; aber ein Grobian seid Ihr doch.“

„Na, Euch hört man's auch nicht an, daß Ihr Invalide seid,“ sagte der Förster. „Ihr seht toll genug aus, und fluchen könnt Ihr auch. Also Sie sind keine Händler und keine Agenten?“ frug er zu Anton gewandt.

„So nehmt doch Vernunft an,“ rief der Vogt. „Dieser Herr hier hat den Auftrag, das ganze Gut zu übernehmen und von jetzt ab zu verwalten, bis die Herrschaft selber kommt. Es wird bessere Zeit werden, Förster, der Herr ist anders, als die in der letzten Zeit hier waren. Ihr stürzt Euch ja in's tiefste Unglück mit Eurem widerhaarigen Wesen.“

„So?“ sagte der Förster. „Um mein Unglück kümmert Euch nicht, ich werde schon allein damit fertig. Also Sie sind ein Bevollmächtigter? In den letzten Jahren ist alle Augenblicke ein Anderer gekommen mit einer Vollmacht. Und das will ich Ihnen sagen,“ fuhr er zornig fort und trat einige

Schritte vor, „Bücher und Rechnungen finden Sie nicht bei mir. Meine Sache steht so: Seit fünf Jahren habe ich als Förster, der über diesen Wald gesetzt ist, mich mit den Vollmachten herum gezankt, jede Vollmacht hat Klaftern geschlagen in ihre Tasche, und zuletzt sind die Bauern gekommen aus allen Dörfern und haben sich Holz geholt, so viel sie wollten, und wenn ich ihnen mein Eisen unter die Nase hielt, so hielten sie mir einen Spitzbubenzettel von einem Bevollmächtigten unter die Nase, der ihnen Alles erlaubte. Ich hab' nichts mehr zu sagen gehabt und habe hier für mich gelebt. Wild giebt's wenig; was ich geschossen habe, habe ich aufgegessen, und Haut und Balg verkauft, denn der Mensch muß leben. Seit fünf Jahren habe ich keinen Pfennig Salar erhalten, ich habe mir's selbst genommen. Alle Jahre fünfzehn Stämme von diesen hier. So weit Sie dort die Lichtung sehen, stand neunzigjähriges Holz, fünfmal fünfzehn Stämme habe ich für mich niedergeschlagen, noch drei Winter reichen die Stämme, die hier stehen, auf so lange geht meine Rechnung. Wenn der letzte niedergeschlagen war, dann wollte ich meine Hunde todtschießen und mir einen stillen Platz im Walde aussuchen." Er sah finster auf seine Flinte. „Dreißig Jahre habe ich hier gelebt, ich habe mein Weib und meine Kinder auf dem deutschen Kirchhofe begraben; was jetzt mit mir geschieht, bekümmert mich nicht. So weit um dieses Haus herum der Blaff meiner Hunde reicht und meine Kugel trägt, ist der Wald im Stande, das Andere hat den Bevollmächtigten gehört. Das ist meine Rechnung, und jetzt machen Sie mit mir, was Sie wollen." Er stampfte in großer Aufregung den Kolben auf die Erde.

„Auf das, was Sie mir gesagt haben," erwiederte Anton, „werde ich Ihnen antworten in der Försterei und in der Stube, welche von jetzt ab Ihrem Brodherrn, dem Freiherrn von Rothsattel gehört." Er schritt zu der Thür und legte die Hand an den hölzernen Riegel: „So ergreife ich Besitz von dem Eigenthum des neuen Grundherrn." Er öffnete die Thür

und winkte dem Förster: „Halten Sie Ihre Hunde zurück und führen Sie uns in Ihr Zimmer, wie es sich schickt."

Der Förster widersprach nicht, er ging langsam voran, rief die Hunde ab und öffnete die Klinke seiner Hausthür.

Anton trat mit seinen Begleitern in die Stube. „Und jetzt, Förster," sagte er, „da Sie uns dies Haus geöffnet haben, will ich Ihnen zur Stelle Bescheid sagen. Was bis zu diesem Tage an dem Walde von Ihnen geschehen ist, das ist nicht zu ändern, und darüber soll fortan keine Rede sein. Von heut ab erhalten Sie wieder festen Gehalt und Ihr Deputat, und wir werden deßhalb unter einander einen neuen Vertrag machen. Und von heute stelle ich den Wald des Gutes und Alles, was zur Wald- und Jagdgerechtigkeit gehört, unter Ihre Aufsicht. Ihre Pflicht ist, von jetzt ab als braver Förster dem Gutsherrn zu stehen für sein Recht, und von dieser Stunde an mache ich Sie dafür verantwortlich. Ich werde Sie schützen bei jedem gesetzlichen Thun; wo ich selbst dies nicht vermag, werde ich die Hülfe des Gesetzes für uns fordern. Gegen jedes Unrecht, das an dem Walde verübt wird, werden wir strenge sein, damit die Unordnung aufhöre. Eine bessere Zucht soll auf diesen verwilderten Gütern eingeführt werden, und der neue Herr erwartet von Ihnen, daß Sie als gehorsamer und treuer Mann ihm dabei helfen. Auch das wilde Leben im Busch, das Sie in den letzten Jahren geführt, soll aufhören; wir sind Landsleute, Sie werden regelmäßig auf das Schloß kommen und über den Wald Rapport bringen, und wir werden dafür sorgen, daß Sie sich in Ihren alten Tagen nicht verlassen fühlen. Wollen Sie ehrlich Alles thun, was ich von Ihnen verlange, so reichen Sie mir jetzt Ihre Hand."

Der Förster hatte verdutzt mit abgezogener Mütze die Rede Antons angehört, jetzt schlug er in die dargebotene Hand und sagte: „Ich will."

„Mit diesem Handschlag," fuhr Anton fort, „nehme ich Sie in Pflicht und Dienst im Namen des Gutsherrn."

Der Förster hielt lange mit beiden Händen die Hand Antons fest und rief endlich: „Wenn ich's noch erlebe, daß es auf diesem Gute besser wird, so soll mich's freuen. Ich will thun, was ich kann; aber ich sage Ihnen im Voraus, es wird harten Tanz setzen; durch die Verwalter und die lüderliche Wirthschaft sind die Gutsleute wie die Räuber geworden, und ich fürchte, meine alte Flinte wird mehr als einmal das letzte Wort sprechen müssen."

„Wir werden kein Unrecht ertragen und kein Unrecht thun, den Erfolg müssen wir abwarten," erwiederte Anton ernst. „Und jetzt, Förster, zeigen Sie uns Ihre Wohnung und machen Sie sich zurecht, uns in den Wald zu begleiten." Anton durchschritt das kleine Haus. Es war von Balken gezimmert, die Stube von innen mit Bretern verschlagen. Durch die kleinen Fensterscheiben fiel das Licht trübe herein, die braune Farbe der Breterwände und die schwarze Balkendecke vermehrten die Dunkelheit und gaben dem Zimmer ein geheimnißvolles Aussehen. Nur undeutlich war zu erkennen, was rundum an der Wand befestigt war, Geweihe, Hundehalsbänder, Jagdgeräth und ausgestopfte Vögel. Am Ofen stand ein kleiner Schrank mit Küchengeschirr. „Ich koche mir selbst," sagte der Förster; „was ich brauche, hole ich aus der Schenke." An den Fenstern hingen Vogelbauer zu zweien und dreien übereinander, und das Gezwitscher der kleinen Waldvögel, ein unaufhörliches Zanken, Locken und Schwatzen klang wie eine heimliche Unterredung, die der Wald selbst mit seinem alten Wächter hielt. In der Nähe des Ofens saß ein Rabe mit struppigem Gefieder, weiße Federn schimmerten an seinem Kopf und den Flügeln und bewiesen das hohe Alter des Vogels. Er hatte seinen Hals zusammengezogen und schien ganz in sich versunken, aber seine glänzenden Augen beobachteten jede Bewegung der Fremden. Neben der Wohnstube war die Schlafkammer, dort hingen die Gewehre, an dem Bett war eine hölzerne Lade. Ein Gitter vor dem Fenster verrieth, daß hier die Citadelle des Hauses war.

„Wohin führt diese Thür?" frug Anton, auf eine Fallthür im Boden deutend.

„Es ist ein Kellerloch," erwiederte der Förster zögernd.

„Ist es gewölbt?" frug Anton.

„Ich führe Sie wohl hinunter," sagte der Förster, „wenn Sie allein kommen wollen."

„Erwartet uns im Hofe," rief Anton seinen Begleitern in die Stube hinein.

Der Förster zündete eine Lampe an, verriegelte sorgfältig die Kammerthür und ging mit dem Licht voran. „Ich hätte nicht gedacht," sagte er, „daß bei meinen Lebzeiten ein fremdes Auge mein Geheimniß sehen sollte." Wenige Stufen führten hinunter in ein enges Gewölbe, das durch einen Mauerritz nothdürftig Luft erhielt. An der einen Seite aber war die Grundmauer durchbrochen, ein niedriger Stollen führte in die Erde. Er war durch Baumstämme abgestützt, die in spitzem Winkel an einander ruhten.

„Dies ist mein Dachsbau," sagte der Förster und hielt die Lampe in die dreieckige schwarze Oeffnung; „der Weg führt unter der Erde fort in das junge Holz. Er ist über vierzig Schritt lang, und ich habe lange Zeit gebraucht, ihn auszugraben. Auf dem Wege krieche ich aus dem Hause und wieder herein, ohne daß es Jemand merkt; und ihm verdanke ich, daß ich hier ausgehalten habe, denn er ist Ursache, daß die dummen Bauern mich als einen Hexenmeister fürchten. Wenn sie mich belauert hatten, daß ich in den Hof hineinging, und sich sicher glaubten bei einer Dieberei, stand ich auf einmal wieder hinter ihnen. Es sind jetzt zehn Jahre her, da überfiel eine Bande mein Haus, damals war es auf mein Leben abgesehen, ich aber fuhr als Dachs durch die Röhre. Verrathen Sie Niemandem, was ich Ihnen gezeigt habe."

Das versprach Anton, und sie kehrten zurück in den Hofraum. Dort fanden sie Karl beschäftigt, den hölzernen Trog eines jungen Fuchses zwischen vier Pflöcken fest zu klammern,

die er in den Boden schlug. Der Fuchs war unempfindlich gegen die Aufmerksamkeit des Husars, er fauchte ihn wüthend an, rasselte mit seiner Kette und suchte fortwährend unter dem Bret, durch welches ihn Karl in der Hütte eingeschlossen hatte, die Hände und Waden des Arbeitenden anzufallen. „Willst du mir die Hand küssen, kleiner Rothkopf!" rief Karl hämmernd, „du bist ein artiger Junge, was du für treuherzige sanfte Augen hast! So, fertig; jetzt spring' herüber und wieder zurück. Er folgt auf's Wort, Förster. Ein gutmüthiges Thier, ganz Euer Naturell, Kamerad."

Der Förster lachte. „Versteht Ihr mit einem Fuchseisen umzugehen?"

„Ich denke," sagte Karl.

„Es sind mehr solche Burschen hier," fuhr der Förster fort; „wenn's Euch recht ist, stellen wir den nächsten Sonntag zusammen."

So schritten Alle im besten Einvernehmen durch das Holz. Anton rief den Förster neben sich und ließ sich von ihm die nöthigste Auskunft geben. Was der Alte berichtete, war freilich nicht gut, von schlagbarem Holze war kaum so viel vorhanden, als die Wirthschaft selbst nöthig hatte. Das alte Plünderungssystem hatte in rohester Weise den Forst ruinirt. Als der Förster am Rand des Waldes seine Mütze zog und respectvoll frug, zu welcher Stunde er morgen auf das Schloß kommen dürfe, da empfand Anton mit Freude, daß es ihm gelungen war, die innere Unsicherheit zu verbergen, die ihn in den neuen Verhältnissen so sehr störte.

„Sieh," sagte er zu seinem Getreuen, als Beide am Abend vor dem grünen Kachelofen saßen, „das ist es, was mir hier die größte Sorge macht; ich fühle mich unwissend und hülflos jedem Knecht gegenüber, und ich habe doch die Aufgabe, auch die Wirthschaft in Respect zu erhalten. Wie wenig der gute Wille allein nützt, habe ich in diesen beiden Tagen deutlich erkannt. Jetzt gieb guten Rath. Was sollen wir zunächst in der Wirthschaft thun?"

„Was von Vieh unbrauchbar ist, verkaufen Sie auf der Stelle, die schlechten Leute bei den Kühen entlassen Sie auf der Stelle. Rindvieh und Pferde bringen Sie auf den großen Hof zusammen, damit sie unter Aufsicht sind. Was von Feldbestellung mit den geringen Kräften noch geschafft werden kann, das wird regelmäßig gemacht, nichts übereilt. Gekauft muß jetzt werden Stroh und Hafer. Hier auf dem Hofe übergeben Sie bis zum nächsten Frühjahr, wo ein ordentlicher Beamter nothwendig wird, mir die Aufsicht, ich werde meine Sache nicht gut machen, aber besser als ein anderer von Ihren Leuten."

Es war spät am Abend, als ein eiliger Tritt auf der Treppe gehört wurde. Mit einer großen Stalllaterne und einem Gesicht voll von argen Neuigkeiten trat der Schenkwirth in Antons Stube. „Ich wollte dem Herrn doch melden, was ich gehört habe. Ein Deutscher aus Kunau, der so eben hier durchkam, hat die Nachricht gebracht, daß der Bratzky gestern nicht in Rosmin angekommen ist."

„Nicht angekommen?" rief Anton aufspringend.

„Eine halbe Meile von Rosmin im Walde ist der Wagen von vier Reitern überfallen worden, es war finster, der Bratzky saß gebunden im Wagen, neben ihm der Gensdarm. Die Reiter aber haben den Gensdarm überwältigt und selbst gebunden, und den Bratzky mit allen seinen Sachen vom Wagen gehoben, und fort mit ihm auf ein Pferd und in die Büsche. Zwei Reiter sind bei dem Wagen geblieben und haben den Kutscher gezwungen, von der Straße abzufahren in ein Dickicht, und dort haben sie ihre Pistolen zwei Stunden lang dem Kutscher und dem Gensdarm vorgehalten. Dann sind sie weggeritten. Der Kutscher sagt, die Pferde wären Herrenpferde gewesen, und die Männer hätten vornehm mit einander gesprochen. Der Gensdarm ist zerstoßen, sonst ist ihm nichts geschehen; nur Ihren Bericht haben sie ihm genommen."

Die Stubengenossen sahen einander betroffen an und dachten an die Reiter von gestern.

„Wo ist der Mann, der die Nachricht gebracht hat?" frug Anton und griff nach seinem Hut.

„Er war eilig, weiter zu kommen, wegen der Finsterniß," sagte der Wirth. „Morgen werden wir Vieles hören von der Geschichte. Das ist nicht vorgekommen seit Jahren, daß sie zu Pferde überfallen haben einen Wagen, in welchem sitzt der Gensdarm selber. Wenn sie bei uns geraubt haben, so haben sie es immer gethan zu Fuß."

„Habt Ihr einen der Reiter gekannt, welche gestern Nachmittag im Dorfe waren und nach dem Inspector riefen?" frug Anton.

Der Wirth warf einen schlauen Blick auf Anton, zögerte aber zu antworten.

„Nun," drängte Anton, „die Herren waren doch aus der Gegend, einen und den andern müßt Ihr kennen."

„Warum soll ich ihn nicht kennen?" erwiederte der Wirth unruhig. „Es ist doch der reiche Herr von Tarow selber mit seinen Gästen. Ein mächtiger Mann, Herr Wohlfart, welcher hat die oberste Polizei auch über Ihre Güter. Und was er hat zu thun gehabt mit dem Bratzky? Der Bratzky hat als Inspector hier auch versehn die Polizei, und ist manchmal gewesen ein Händler für die Edelleute beim Pferdekauf und bei andern Dingen. Wenn die Polizei mit dem Inspector hat sprechen wollen, warum soll sie's nicht thun? Die von Tarow sind schlaue Leute, sie wissen, was sie haben zu thun und was sie haben zu reden." So sprach der Wirth mit großer Zungenfertigkeit, aber seine Augen und der Ausdruck seines Gesichts sagten etwas ganz Anderes.

„Ihr habt einen Verdacht," rief Anton, den Wirth fixirend.

„Soll mich Gott bewahren vor allem Verdacht," fuhr der Wirth erschrocken fort. „Und, Herr Wohlfart, wenn ich mir erlauben darf, Ihnen zu sagen meine Meinung, wozu wollen auch Sie haben einen Verdacht auf Jemanden? Sie werden

genug zu thun haben hier im Gut und werden brauchen die Edelleute mehr als einmal. Wozu wollen Sie sich Feinde machen ohne Nutzen? Es ist hier das Land, wo die Herren auf einen Haufen reiten und wieder auseinander, und ihre Köpfe zusammenstecken und dann wieder auseinander. Wer sich nicht darum kümmert, der handelt am klügsten."

Als der Wirth mit einem Nachtgruß das Haus verlassen hatte, sagte Anton finster zu seinem treuen Gefährten: „Ich fürchte, daß nicht das Gut allein uns Sorge machen wird, sondern daß noch etwas Anderes um uns vorgeht, wogegen wir beide mit allem Witz nichts ausrichten werden."

Der dreiste Ueberfall brachte die ganze Gegend in Aufregung. Anton wurde in den nächsten Wochen einige Mal nach Rosmin beschieden, seine Aussagen hatten keine Resultate, es gelang den Behörden nicht, die Thäter zu ermitteln oder die Person des entführten Inspectors in ihre Gewalt zu bekommen.

III.

Die ersten Wochen vergingen den beiden Colonisten in einer Thätigkeit, welche sie alle Abende bis zum Tod ermüdet auf das Lager warf, langsam setzten sie sich am Orte fest, Karl wurde gleich am nächsten Tage als Amtmann eingeführt und ergriff mit fester Hand, was von Zügeln auf dem Gut noch vorhanden war. Den Haushalt und die Küche übergab Anton einer rüstigen Frau, die er in einem deutschen Dorf der Nachbarschaft warb, sie besorgte die einfache Kost der Schloßbewohner und der Knechte. Die schwerste Aufgabe war, mit dem Dorfe in ein erträgliches Verhältniß zu kommen. Der ruhigen Festigkeit Antons gelang wenigstens, den Ausbruch der Opposition zu verhindern; eine seiner ersten Maß-

regeln war, daß er bei den Behörden auf Ablösung der gegenseitigen Verpflichtungen antrug. Karls Reitermantel zog einige gediente Männer zu ihm hin, und durch sie, die Weltleute im Dorf, erlangten die Ansiedler einigen Einfluß auch auf die Andern. Zuletzt erboten sich Mehrere freiwillig, auf dem Schloß zu dienen oder im Taglohn zu arbeiten.

Anton hatte an die Baronin geschrieben und ihr den Zustand des Gutes, die unfreundliche Umgebung und seine Bedenken gegen eine Uebersiedelung der Familie in diesem Winter nicht verschwiegen. Er hatte gefragt, ob sie nicht vorziehen würden, bis zum Frühjahr in der Hauptstadt zu bleiben. Als Antwort kam ein Brief Lenorens, worin sie im Auftrag ihrer Eltern anzeigte, daß sie doch an ihrem Entschluß festhielten, die Stadt zu verlassen, wo dem Vater und ihnen selbst der Aufenthalt peinlich sei. Sie bat ihn, das Schloß so viel als möglich in wohnlichen Stand zu setzen. Anton rief seinem Getreuen zu: „Sie kommen doch."

„Alle Wetter!" sagte Karl, „es ist ein Glück, daß wir uns nach den Handwerkern erkundigt haben, Maurer, Tischler, Schlosser, Töpfer, Glaser. Wenn's Ihnen recht ist, schicke ich auf der Stelle einen Boten nach Rosmin. Wenn ich nur diesen schändlichen braunen Oelanstrich von den Thüren losmachen könnte, er verdeckt das schöne Eichenholz. Aber Lauge nutzt nichts. — Also wie viel Oefen brauchen wir?"

So begann eine eifrige Berathung. „Den ganzen Unterstock lassen wir unausgebaut," sagte Anton, „die Fenster verschlagen wir mit dicken Bretern, nur an die Thüröffnung der Vorhalle machen wir eine starke Thür, weil man dort alle Stunden vorüber muß. Wie die Wände jetzt sind, können sie nicht bleiben, und wir haben hier Niemanden, als den Maurer von Rosmin."

„Wenn die Sache so ist," sagte Karl, „so schlage ich vor, daß wir die Stuben selbst malen, ich bin ein Daus im Marmoriren."

„Du wärst's im Stande," erwiederte Anton, mit einiger

Besorgniß auf seinen Getreuen blickend. „Nein, wir lassen alle Stuben mit gleicher Farbe streichen; was meinst du zu braun?“

„Hm, hm, nicht übel,“ sagte Karl.

„Ich weiß, Fräulein Lenore liebt diese Farbe vor andern. Es muß aber nicht zu dunkel sein, sondern eine helle Mischung aus gelb, grau, roth und grün, vielleicht etwas schwarz.“

„Aha,“ sagte Karl verdutzt, „so eine gewisse Farbe.“

„Natürlich,“ fuhr Anton eifrig fort und rückte seinen Stuhl näher, „wir wollen dem Tüncher die Farbe selbst mischen.“

„Das ist mein Fall,“ stimmte Karl bei, „aber ich sage Ihnen im Voraus, diese Kalkfarben sind Racker. Sie streichen blau auf, und den andern Tag ist's weiß, Sie haben das schönste Orange im Pinsel, und wenn es an der Wand getrocknet ist, sieht's aus wie vergelbte Wäsche.“

„Im Vertrauen gesagt,“ erwiederte Anton, „wir werden's den Damen doch nicht recht machen, also denke ich, wir richten's so ein, daß es billig ist und erträglich aussieht.“

Am nächsten Tag begann im Hause das Hämmern und Streichen. Im untern Stock schlug der Tischler mit seinen Gesellen die Werkstatt auf, im obern fuhr der große Pinsel des Tünchers unermüdlich über die Wände, und weißliche Gestalten mit großen Schürzen trugen die Kalkgefäße Trepp auf Trepp ab. Karl war in dieser ganzen Zeit wie ein Mann mit zehn Armen; so oft er sich von der Wirthschaft frei machen konnte, strich er mit jeder Art Pinsel auf Holz und Wände, er lief mit einem Zollstock herum, schlug Nägel und Gardinenhaken ein und war im nächsten Augenblick wieder auf dem Felde und im Pferdestall, überall pfiff er seine Soldatenlieder und trieb die Arbeiter an. Als die Einrichtung des Hauses fortschritt, wurde der Verschönerungstrieb in ihm immer mächtiger. Er hatte einige Centner Oelfarbe eingekauft, die er vorzüglich fand, und eine große Virtuosität im Malen entwickelt. Jetzt wagte er sich daran, einer Anzahl Gegenstände, welche ihm zum Anstreichen geeignet schienen, das Ansehen von

feinem geflaserten Holz zu geben, und es gelang ihm mit Hülfe eines Federbarts und weicher Pinsel, große Wirkungen hervorzubringen. Er trug den Pinsel und seine Verschönerung sogar auf den Wirthschaftshof und bat Anton so lange, bis dieser in einen Abputz der Lehmwände willigte. „Bei diesem Wetter trocknet es wie im Sommer," sagte Karl; „die Strohdächer kann ich nicht überstreichen, das ist mein einziger Kummer." Dagegen ließ er sich nicht nehmen, zwei neue Kartoffelwagen, die alte Feuertonne und die besten Pflüge mit schöner blauer Oelfarbe zu überziehen. „Es muß in diesem Hofe doch Etwas sein, woran sich das Auge erfreut," sagte er entschuldigend. „Und es bezahlt sich, denn diese Polen hier gehen mit Allem, was bunte Farbe hat, besser um."

Das Schloß war nothdürftig eingerichtet, an einem kalten Decembertage wurde die Ankunft der Gutsherrschaft erwartet. Der Himmel selbst war den Wünschen Karls zu Hülfe gekommen, er hatte sein reines Weiß über die Erde gezogen und vieles Unschöne dem Auge der Ankommenden verhüllt. Der Schnee lag auf Anger und Sand, die Gipfel der Kiefern waren mit weißen Kronen geschmückt, und an den blätterlosen Bäumen blitzten die Zweige von prächtigen Eiskrystallen. Die häßlichen Strohdächer der Dorfhäuser waren weiß übermalt, auf dem zerbrochenen Brückengeländer lag die Farbe aus den Wolken wie gefrorner Schaum; am Schlosse trug jeder Vorsprung der Mauer, die Zinne des Thurmes, der First des Daches eine weiße Festkappe, und kräftig stachen die braunrothen Mauern davon ab. Es war für die im Schlosse ein Tag voll Geschäftigkeit und Erwartung. Wagen mit Möbeln und Hausrath wurden abgepackt, und Alles, so gut es in der Eile ging, aufgestellt. Die Schaffnerin und die Frau des Vogts wanden große Guirlanden von Waldzweigen und schmückten die Vorhalle und die Stubenthüren. Jetzt ging die Sonne unter, und die Silberfarbe in der Landschaft verwandelte sich

in Goldglanz, dann in ein mattes Roth, bis auch dieser Schimmer verblich und der heraufsteigende Mond Flur und Wald mit geisterhaftem bläulichem Schein überzog. Im Hause wurden einige Wandlampen angezündet, in den Zimmern so viel Lichter als möglich aufgestellt, in allen Oefen brannte das Feuer, und die behaglich erwärmten Zimmer füllten sich mit dem kräftigen Harzgeruch der Waldzweige. Nach vielen Versuchen hatte Anton die braune Wandfarbe gefunden, nach der sein Herz strebte. Die bunten Gardinen waren heruntergelassen, und die geöffnete Zimmerreihe sah bei dem Glanz der Lichter heut so wohnlich aus, daß Anton erstaunt frug, wie die Arbeit weniger Wochen eine so große Veränderung hervorgebracht habe. Karl hatte auf beiden Seiten des Schlosses Pechpfannen aufgestellt, ihr loderndes Licht fiel grell auf den Schnee und färbte in weitem Umkreise die Mauern des Hauses mit warmem Roth.

Unten in der Vorhalle versammelten sich die Würdenträger des Gutes. Der Förster mit neuem grünem Rock, auf seiner Brust die Denkzeichen der Kriegsjahre, einen Hirschfänger an der Seite, stand in kriegerischer Haltung neben dem Vogt und dem Schäfer. Die Schaffnerin und die Frau des Vogts hatten ihre besten Bänder an die Hauben gesteckt und trippelten in unruhiger Erwartung um die Männer herum. Auch Karl trat in seinem Frack zu ihnen. Unterdeß schritt Anton noch einmal durch die Zimmer und horchte nach dem Peitschenschlag, der ihm aus der Ferne die Ankunft des Gutsherrn verkünden sollte. Ihm pochte das Herz, auch für ihn sollte mit dem heutigen Tage eine neue Zeit beginnen. So reich an Entbehrungen das Leben der Ansiedler bis heut auch gewesen war, er und sein Gefährte hatten sich als Herren des Schlosses gefühlt, sie hatten in dem stündlichen Verkehr auch sorgenvolle Stunden leicht überwunden. Jetzt war Karl nach dem Wirthschaftshof hinüber gezogen, er selbst sollte nach dem Wunsch der Baronin in einem Zimmer des Schlosses bleiben, dadurch kam er mit der Familie in tägliche Verbindung, und

er frug sich, wie diese sein werde. Der Freiherr selbst war ihm fast ganz fremd, nur auf Augenblicke hatte er ihn gesprochen; im Krankenzimmer unter großen Schmerzen hatte der Leidende die Vollmacht für ihn unterschrieben. Seine Thätigkeit und seine Person, wie würden sie dem Freiherrn gefallen? Und dieser Mann war blind. Ja blind. Lenore hatte geschrieben, daß der Arzt keine Hoffnung habe, den geblendeten Augen des Vaters die Sehkraft wiederzugeben. Aus Schonung hatte man dem Freiherrn dies Furchtbare verborgen, er selbst tröstete sich in seiner Finsterniß noch immer mit der Hoffnung, daß die Zeit und eine geschickte Hand entfernen würden, was wie eine schwarze Wolke über seinem Auge lag. Seinem Vertrauten hatte Anton die Wahrheit nicht verborgen, auch den Gutsleuten hatte er sagen müssen, daß der Herr gegenwärtig an den Augen leide und eine Binde darüber trage. Und auf den Gesichtern von Allen hatte er gelesen, wie sehr sie verstanden, daß es ein Unglück sei, wenn dem Gute das Auge des Herrn fehle. — Und wieder schlug sein Herz unruhig, wenn er an Lenore dachte, neben der er jetzt als Hausgenosse leben sollte. Wie würde ihr und der Mutter Benehmen gegen ihn sein? Er nahm sich vor, sorgfältig Alles zu unterdrücken, was er in dieser Stunde für eiteln Anspruch hielt, er wollte sich gleich im Anfange so zu ihnen stellen, daß sie sein Selbstgefühl nicht demüthigen konnten. Und doch frug er sich, ob sie ihn als Vertrauten und ebenbürtigen Gesellschafter behandeln würden, oder ob sie ihm fühlbar machen könnten, daß er Kost und Sold von ihnen als der Herrschaft erhalte. Vergebens sagte er sich, daß sein eigenes Zartgefühl gerade dies Letztere fordern müsse. Immer wieder stiegen Traumbilder in ihm auf, wie reizend das Zusammenleben mit Lenore für ihn werden könne.

Von dem Dorfe knallten die Peitschen der Knechte, in zwei Wagen fuhr die Herrschaft an ihrem Schlosse vor. Um die Pechpfannen standen die Leute vom Hofe, der Schenkwirth und Einige aus dem Dorfe. Diensteifrig öffnete der Vogt

das Fenster des geschlossenen Wagens. Und als Lenore ausstieg und ihr Gesicht von dem hellen Licht beschienen wurde, drängten sich die Frauen näher heran, die Männer brachen in lauten Zuruf aus, Alles sah erwartungsvoll in den Wagen. Aber die Bereitwilligkeit der Leute, den Gruß des Willkommens entgegen zu bringen, wurde durch keinen freundlichen Gegengruß ermuntert. Mühsam wurde der Freiherr aus dem Wagen gehoben, mit gesenktem Haupt schritt er, von der Tochter und dem Bedienten gestützt, die Treppe hinauf. Das bleiche Antlitz der Baronin hinter ihm hatte nur einen stummen Blick für die Beamten ihres Gutes, nur einen kurzen Gruß auch für Anton, der voranschritt, sie in die eingerichteten Zimmer zu führen. „Das ist ja Alles sehr schön, Herr Wohlfart,“ sagte sie zu Anton mit zuckenden Lippen, und als Anton stehen blieb, um ihre ersten Aufträge zu erwarten, verabschiedete sie ihn mit einer leichten Bewegung der Hand und mit den Worten: „Ich danke.“ Als sich hinter ihm die Thür geschlossen hatte, stand der Freiherr hülflos zusammengesunken in der fremden Stube, die Baronin brach in lautes Weinen aus. Lenore lehnte am Fenster, sie blickte hinaus in den weißen Winter und auf den schwarzen Rand am Horizont, und große Thränen rollten an ihren Wangen herunter. Mit schwerem Herzen trat Anton unter die Leute und sagte ihnen, daß die Herrschaft von der Reise angegriffen sei und die Einzelnen erst morgen sprechen wolle. Karl ließ die Wagen abladen, führte die alte Köchin, welche weinte wie ihre Herrschaft, in das Souterrain und zeigte ihr ihre Küche. Niemand von der Familie wurde an dem Abend weiter gesehen. Bald verschwand das Licht in den Zimmern, nur vor den Thüren des finstern Hauses loderte noch das Pech in den Pfannen, im Zugwind fuhr die rothe Flamme hin und her, und eine rußige Wolke zog hinauf an das Fenster, wo der Freiherr sein Haupt mit den Händen verbarg.

So war der Einzug der Familie in das neue Gut.

„Wie hübsch Wohlfart Alles eingerichtet hat,“ sagte Lenore am andern Tage zur Mutter.

„Diese hohen Räume sind fürchterlich," erwiederte die Baronin und wickelte sich schauernd in ihr Tuch, „und das einförmige Braun der Zimmerreihe macht die Wohnung noch öder."

„Es wird Zeit sein, ihn herüber zu bitten," drängte Lenore kleinlaut.

„Noch ist der Vater nicht in der Stimmung, ihn zu sprechen."

„Laß den Vater nicht allein mit Wohlfart," bat die Tochter. „Es wäre schrecklich, wenn der Vater ihn unfreundlich behandelte."

Die Baronin seufzte. „Wir werden uns gewöhnen müssen, gegen einen Fremden in unserem Hause Regards zu beobachten, die dem Vater, wie uns, Ueberwindung kosten."

„Wie willst du es mit der Haushaltung halten?" frug Lenore wieder. „Wohlfart wird doch mit uns speisen?"

„Das ist unmöglich," sagte die Baronin fest. „Du weißt, wie traurig unser Mittagtisch vergeht; dein Vater ist noch nicht so ruhig, daß er die tägliche Anwesenheit eines Fremden ertragen könnte."

„So soll er an den Tisch der Dienstleute?" frug Lenore bitter.

„Ihm wird auf seinem Zimmer gedeckt werden, wir werden ihn alle Sonntage herüber bitten, und wenn seine Person dem Vater leidlich wird, auch manchmal des Abends. Mehr wäre für alle Theile eine Last. Es ist gut, sich gleich im Anfang eine bequeme Freiheit zu reserviren. Der Zustand des Vaters wird das entschuldigen."

Sie klingelte, Anton wurde herübergeladen. Dem Eintretenden ging Lenore entgegen, sie reichte ihm schweigend mit nassen Augen die Hand. Auch er war bewegt, als er die Spuren des Grams im Gesicht der Mutter sah. Die Baronin bat ihn, Platz zu nehmen, und drückte ihm in gewählten Worten ihren Dank für seine treue Sorge aus. Sie ließ sich von ihm erzählen, was er im Schlosse eingerichtet hatte, sie lobte

Alles in wohlthuender Weise und besprach mit ihm die Einrichtung des Haushalts. Sie zog ihn dabei zu Rathe, wie einen Freund, und ließ ihn selbst vorschlagen, was sie von ihm wollte. Dann fuhr sie fort: „Mein Mann wünscht Sie zu sprechen. Ich bitte Sie herzlich, in jeder Stunde daran zu denken, daß der Freiherr ein Kranker ist. Er hat furchtbar gelitten, seine Seele wie sein Körper. Noch jetzt ist er keinen Tag ohne Schmerzen, und das Ungewohnte seines hülflosen Zustandes peinigt ihn unaufhörlich. Wir selbst vermeiden sorgfältig, was ihn aufregen kann, und doch vermögen wir nicht, Stunden, ja Tage finsterer Verstimmung von ihm fern zu halten. Auch Sie werden Nachsicht üben, wenn seine düstere Laune Sie unangenehm berührt. Die Zeit soll ja Alles heilen, ich hoffe, sie wird auch ihm den Frieden wiedergeben."

Anton versprach ihr jede Vorsicht.

„Mein Mann wird natürlich wünschen, von Allem in Kenntniß gesetzt zu werden, was dem Gutsherrn zur Entscheidung vorgelegt wird. Es ist begreiflich, daß er grade jetzt in seinen ruhigen Stunden mit einem gewissen Eifer darauf besteht, seine eigene Ansicht geltend zu machen. Und doch bangt mir vor jedem unangenehmen Eindruck, der ihm von außen kommt. Deßhalb bitte ich, wenn Sie ihm etwas Wichtiges mitzutheilen haben, suchen Sie es vorher mir begreiflich zu machen, vielleicht gelingt mir, Ihnen manche lästige Stunde zu ersparen. Ich werde meinen Schreibtisch in eines der Zimmer tragen lassen, welche Ihrer Wohnung am nächsten sind, ich will jeden Morgen einige Stunden dort zubringen. Lenore ist der Privatsecretair des Vaters geworden. So wird es möglich sein, Ihnen Ihre Stellung in unserem Hause weniger unangenehm zu machen. — Haben Sie die Güte, mich hier zu erwarten, ich gehe, Ihren Besuch dem Freiherrn anzukündigen."

Die Baronin verließ das Zimmer. Anton sah ernst vor sich nieder. Lenore eilte auf ihn zu und rief so heiter, als sie vermochte: „Alles braun, Wohlfart, wir Braunen wollen auch

hier treu zusammenhalten. Es ist Ihnen nicht recht, daß wir hergekommen sind, Sie ungalanter Herr."

„Nur um Ihretwillen," erwiederte Anton und wies auf die Schneefläche draußen. „Wenn ich durch die Felder ging, habe ich immer gedacht, wie einsam es Ihnen hier werden muß. Wenn ich des Abends durch die großen Stuben schritt, da sorgte ich, wie langsam Ihnen der Tag hier vergehen wird. Die Kreisstadt ist über zwei Meilen entfernt, auch dort werden Sie wenig finden, die kleine Leihbibliothek ist für Sie gar nicht zu brauchen."

„Ich will zeichnen," sagte Lenore, „ich will Frauenarbeit machen. Ach, das wird mir sauer werden, Herr Wohlfart, ich bin darin sehr ungeschickt. Ich selbst mache mir nichts aus Kragen und Spitzen, aber Mama, die gewöhnt ist, das Alles so reichlich und in Ordnung zu haben. Ach, was mir Mama leid thut."

Anton versuchte zu trösten.

„Wir mußten fort aus der Hauptstadt," rief Lenore, „es wäre unser Aller Untergang gewesen, wenn wir in der schrecklichen Umgebung geblieben wären. Unser Gut unter fremder Verwaltung, überall verlegene und kalte Gesichter, überall falsche Freunde, gleißende Worte und ein Bedauern, welches das Herz empört. Mir ist wohl, daß wir hier allein sind. Und wenn ich hier frieren und hungern muß, ich will Alles lieber ertragen, als das Achselzucken der Frau von Werner und ihrer Kinder. Ich habe die Menschen hassen gelernt," rief sie heftig. — „Wenn Sie bei Papa gewesen sind, komme ich herunter, dann müssen Sie mir das Haus, den Hof und das Dorf zeigen; ich will sehen, wo mein armer Pony steht, und wie die Leute hier aussehen."

Die Baronin kehrte zurück und führte Anton in das Zimmer ihres Gemahls. Verlegen und unbehülflich erhob sich der Freiherr aus seinem Sessel. Als Anton das verfallene Gesicht, die gebeugte Haltung und die schwarze Binde über den Augen sah, fühlte er ein tiefes Bedauern mit dem Unglücklichen.

Mit warmem Gefühl sprach er aus, wie viel guten Willen er habe, ihm zu dienen, und wie er um Nachsicht bitte, wenn er in dieser Zeit etwas nicht recht gemacht. Darauf erzählte er ihm noch einmal, wie er die Wirthschaft gefunden, und was bis jetzt geschehen war.

Der Freiherr hörte schweigend den Bericht an, nur kurze Bemerkungen kamen aus seinem Munde. Als Anton aber anfing, von den übrigen Geschäften des Freiherrn zu sprechen, als er mit der größten Rücksicht, aber doch mit der Bestimmtheit eines Geschäftsmannes von den Verpflichtungen sprach, die der Freiherr jetzt hatte, und von den unzureichenden Mitteln, sie zu erfüllen: da wand der Edelmann sich auf seinem Stuhl wie ein Angeklagter unter der Folter. Und Anton empfand, während er sprach, wie peinlich es für ihn war, als ein Fremder in die geheimsten Angelegenheiten des Freiherrn eingeweiht zu sein, als ein Fremder, der den Andern sehr schonte, aber bei jeder vorsichtigen Wendung verrieth, daß er schonen mußte. Die Baronin, welche hinter dem Sessel stand, sah immer ängstlicher auf die Versuche ihres Gemahls, seine Aufregung zu bemeistern, endlich winkte sie heftig mit der Hand, und Anton mußte mitten in seinem Bericht abbrechen.

Als er das Zimmer verließ, warf sich der Freiherr zornig zu seiner Frau zurück und rief in innerster Seele empört: „Ihr habt mir einen Vormund gesetzt.“ Er war ganz außer sich und vergebens suchte ihn die Baronin zu beruhigen.

Das war der Eintritt Antons in die Familie.

Auch er ging traurig in sein Zimmer zurück. In diesen ersten Stunden erkannte er, daß zwischen ihm und dem Freiherrn sich schwerlich ein gutes Verhältniß bilden werde. Er war in allen Geschäften an schnelles Verständniß der Betheiligten und an kurze Behandlung gewöhnt und sollte jetzt durch den Mund der Frauen vielleicht nach langen Auseinandersetzungen unzweckmäßigen Entscheid erhalten. Auch seine Stellung zu den Frauen erschien ihm unsicher. Die Baronin hatte ihn sehr rücksichtsvoll behandelt, aber als einen Fremden. Auch

sie, so fürchtete er, würde ihm eine vornehme Dame bleiben, die grade so viel Vertrauen zutheilt, als ihr nützlich scheint, und jedes nähere Verhältniß durch artige Kälte von sich abzuhalten weiß. Selbst Lenorens freundliche Stimme vermochte ihn nicht aufzurichten. Beide schritten durch den Hof, nachdenkend, wie zwei Geschäftsleute, die nur die Absicht haben, das Gut zu taxiren.

Wie in den ersten Tagen, ging für Anton das Leben auf dem Gute durch einige Monate fort, ernsthaft, einförmig, nicht ohne Zwang. Er arbeitete und aß allein auf seinem Zimmer, schweigend trug der alte Diener die Speisen auf und wieder ab. Auch wenn er als geladener Gast mit der Familie zusammenkam, war die Unterhaltung wenig erfreulich. Der Freiherr saß wie ein Eisklumpen und störte jedes Aufleben eines lebhaften Gesprächs. Früher hatte Anton die Umgebung der Familie, die Einrichtung ihres Salons, die elegante Decoration ihres Hauses gern bewundert. Jetzt standen dieselben Möbeln in den Besuchzimmern, die kleinen Vögel der Baronin hatten unter sorgfältigem Schutz die Winterreise überstanden, es waren dieselben Teppiche, Stickereien, dasselbe Parfum der Zimmer. Aber jetzt, wo er die fremden Vögel täglich sah, kamen sie ihm langweilig vor, und an den Stuben war ihm bald nichts interessant, als daß er selbst die erste Einrichtung besorgt hatte.

Anton hatte einen tiefen Respect vor dem gewandten Ton, der leichten Unterhaltung und den geschliffenen Formen des Umgangs in die Familie mitgebracht. Gedrückt, verstimmt und niedergeschlagen, wie die Familie war, konnte er nicht die zierliche Heiterkeit erwarten, die ihm im Tanzsalon der Frau von Baldereck so wohl gethan hatte. Sie waren herausgerissen aus dem gewohnten Kreise, alle die kleinen Beziehungen fehlten, die Anregung fehlte, welche den Geist elastisch erhält

und Verstimmung und Schmerz überwinden hilft. Er sagte sich bescheiden, daß er diese nicht geben konnte. Aber noch Anderes befremdete ihn. Wenn er nach einem wortkargen Abend in sein Zimmer zurückkehrte, beklagte er oft, daß sie an Vielem, was ihm geläufig war, keinen Antheil nahmen, ja daß sie eine völlig andere Bildung besaßen, als er. Und bald nahm er sich die Freiheit, zu behaupten, daß ihre Bildung nicht die bessere war. Das Meiste, was er gelesen, war der Familie fremd; beim Besprechen der Zeitung, dem gewöhnlichen Unterhaltungsstoff, verwunderte ihn das geringe Verständniß fremder politischer Zustände. Die Tiefen der Geschichte waren dem Freiherrn kein angenehmer Aufenthalt, und wenn er das englische Staatsleben verurtheilte, so konnte er seinen Standpunkt mit einigem Recht unbefangen nennen, denn es war ihm ganz fremd. An einem andern Abende ergab sich zu Antons Betrübniß, daß die Familienansichten über die Lage der Insel Ceylon im entschiedenen Widerspruch mit der Weltstellung standen, welche diesem Eilande durch die Seefahrer zugetheilt worden ist. Die Baronin, welche Interesse an unterhaltender Lectüre hatte und viel auf Vorlesen gab, verehrte Chateaubriand und las außer kleinen Modenovellen die Romane blasirter Damen; Anton fand Atala abgeschmackt und die Romane fade. Bald erkannte er, daß seine Hausgenossen Alles, was die Welt ihnen entgegentrug, von einem Standpunkte betrachteten, den er nicht hatte. Ueberall maßen sie, ohne es selbst zu wissen, nach den Interessen ihres Standes. Was diesen schmeichelte, fand Gnade, auch wenn es für andere Menschen unerträglich war; was damit nicht zu stimmen schien, wurde verworfen, oder wenigstens still bei Seite geschoben. Ihr Urtheil war oft mild, zuweilen liberal, immer aber saß ein unsichtbarer Helm mit der Krone auf ihrem Nacken, sie sahen aus der engen Oeffnung des Visirs in das Treiben der andern Erdgeborenen hinein; und wenn sie ärgerte, was nicht zu ändern war, so klappten sie schweigend den Helmsturz herunter und schlossen sich ab. Der Freiherr machte das zuweilen

ungeschickt, aber seine Gemahlin verstand meisterhaft, durch eine kleine reizende Handbewegung sich von Unwillkommenem abzusperren.

Die Familie gehörte zu der deutschen Kirche in Neudorf. Dort war aber kein Chor und keine Loge neben dem Altar, man hätte im Schiff der Kirche neben den Landleuten sitzen müssen. Das war unpassend. Der Freiherr richtete eine Kapelle in seinem Hause ein und ließ den Geistlichen zuweilen nach dem Schloß holen. Anton erschien selten bei dem Hausgottesdienst, er ritt nach Neudorf hinüber und saß dort an der Seite des Schulzen unter der Gemeinde.

Auch seine Thätigkeit war nicht ohne allerlei Störung. Der Reisende einer Weinhandlung drang durch Sand und Kieferwälder bis in das Arbeitszimmer des Gutsherrn. Er war ein kecker Schlingel mit einer großen Beredtsamkeit und einer leidenschaftlichen Neigung zu Wettrennen und Steeplechase. Er brachte eine ganze Tasche voll Sportneuigkeiten und bethörte dadurch den Freiherrn, ein Oxhoft Rothwein zu bestellen. Anton sah auf die leere Kasse, fluchte dem Oxhoft und eilte in das Audienzzimmer der Baronin. Es bedurfte einer langen Intrigue im Damenzimmer, um diese Bestellung auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen.

Der Freiherr war mit seinen Wagenpferden unzufrieden, sie waren nicht mehr jung und waren Füchse. Diese letztere Eigenschaft hätte dem armen Herrn gleichgültig sein können, aber gerade sie bekümmerte ihn schon seit Jahren. Denn der Sinn seiner Familie war von je auf eine besondere Pferdefarbe gerichtet. Nach einer alten Sage hatte ein Ahnherr des Geschlechtes auf einem Rothschimmel in einer verschollenen Schlacht ausgezeichnete Thaten verrichtet; ja, es gab ein schönes Lied von ältlichem Aussehen, in welchem folgender Vers vorkam:

Wer ritt durch das Getümmel?
Ein edler Reitersmann,
Das rothe Blut vom Schimmel
Und roth vom Sattel rann.

Dieses Lied deuteten die Rothsattel auf ihren Vorfahr und schätzten deßhalb Rothschimmel vor andern Rossen. Da aber diese Farbe bei guten Pferden ziemlich selten ist, so war dem Freiherrn eine solche Erwerbung noch nie geglückt. Jetzt wollte das Schicksal, daß ein Händler aus der Nachbarschaft ein Paar Rothschimmel vorzuführen wußte. Der blinde Freiherr hatte an den Thieren eine Freude, welche den Frauen sehr beweglich war; er ließ sich die Pferde immer wieder vorreiten und vorfahren, hörte auf den Schlag ihrer Füße, betastete sie sorgfältig, holte Karls Ansicht ein und vertiefte sich in den Plan, seiner Gemahlin durch ihren Ankauf eine Freude zu machen. Karl lief in der Angst vor einer unnützen Ausgabe zu Anton und vertraute diesem die drohende Gefahr. Anton ging wieder in das Audienzzimmer, aber diesmal fand er auch hier kein geneigtes Gehör. Die Baronin gab zu, daß er nicht Unrecht hatte, aber sie bat ihn dringend, nur diesmal ihrem Gemahl seinen Willen zu lassen. Zuletzt wurden die neuen Pferde in aller Stille an die Krippe gebunden, und der Käufer gab außer den Füchsen und allem Geld seiner Privatkasse dem Händler noch das Versprechen, nach der nächsten Ernte zweihundert Scheffel Hafer zu einem übermäßig niedrigen Preis zu liefern. Anton und Karl waren über diese letzte Bedingung, welche ihnen erst nach einigen Monaten zu Ohren kam, im Interesse des Gutes sehr erzürnt.

Der Förster hatte das Unglück, bei der Gutsherrschaft nicht in sonderlicher Gunst zu stehen. Daß Anton sein erstes Zusammentreffen mit dem Waldmenschen in lebhaften Farben schilderte, trug möglicherweise dazu bei, diesen dem Freiherrn zu verleiden. Der Baronin mißfiel das kurze Wesen des Alten, der in seiner Einsamkeit allerdings die Geschmeidigkeit verloren hatte, welche die Herrschaft an ihren Untergebenen wünschte. An einem Theeabend kam der Plan zum Vorschein, den Mann zu entlassen, bevor er durch längeren Dienst Ansprüche auf Unterhalt im hülflosen Alter erwerbe. An seiner Stelle sollte ein jüngerer Förster gesucht werden, der gelegentlich in der

Livree des Freiherrn als repräsentirender Jäger zur Bedienung brauchbar wäre. Die Familie war von dem frühern Gute an ein solches Verhältniß gewöhnt. Anton bezwang mit Mühe seinen Unwillen, als er auseinandersetzte, daß bei der wilden und unsichern Nachbarschaft des Gutes gerade der erfahrene Mann, der von jedem Strauchdieb der Gegend gefürchtet wurde, viel zuverlässiger sei, als ein Fremder. Lenore schlug sich auf seine Seite und unter kaltem Schweigen des Freiherrn und einem resignirten Blick der Baronin wurde der Plan bei Seite gelegt. Beide ertrugen fortan mit zugeklapptem Visir und gutem Anstand den verbauerten Alten.

Das waren kleine Verstimmungen, wie sie unvermeidlich sind, wenn Menschen mit verschiedenen Gewohnheiten sich zu gemeinsamem Leben verbinden, aber es war kein Zeichen von Behagen, daß Anton sich dies häufig sagen mußte. Er verstand sich nicht nur mit Karl, auch mit dem Förster und Schäfer in vielen Dingen besser, als mit der Herrschaft des Gutes, und er fühlte jetzt zuweilen mit Stolz, daß er anders als sie und einer aus dem Volke war.

Auch Lenore war nicht so, wie er sie geträumt hatte. Immer hatte er in ihr das vornehme Fräulein verehrt, und die herzliche Vertraulichkeit, mit der sie ihn behandelte, als einen Vorzug empfunden. Jetzt hörte sie ihm auf, eine vornehme Erscheinung zu sein. Er kannte die Muster ihrer Spitzenärmel persönlich und sah sehr gut einen kleinen Riß im Hauskleide, den die sorglose Lenore lange nicht beachtete. Er hatte die wenigen Bücher, die sie mitgebracht, gelesen, und war in der Unterhaltung oft um die Grenzen ihres Wissens herumgegangen. Ihre Aussprüche imponirten ihm nicht mehr, und er hätte jetzt seinen Freund Fink schwerlich wegen der Frage, ob sie auch Geist habe, geprügelt. Er frug sich das selbst und beantwortete die Frage recht verständig. Sie hatte nicht so viel gelernt, als ein anderes Mädchen, das er kannte, und ihr Empfinden war durchaus nicht so gebildet; aber sie war eine gute frische Natur, kräftig in ihrem Gefühl und ehr=

lich in ihrem Urtheil. Und sie war schön. Immer hatte er sie dafür gehalten, aber seine zarte Ehrfurcht umgab lange ihr Bild mit einer duftigen Wolke. Jetzt, wo er sie täglich sah, im einfachen Morgenrock, in der gewöhnlichen Stimmung des Arbeitstages, jetzt erst fühlte er den ganzen Zauber ihrer blühenden Jugend.

Er war manchmal unzufrieden auch mit ihr. Gleich in den ersten Tagen frug sie ihn dringend, wie sie sich dem Hause nützlich machen könnte. Er sagte ihr, daß die Aufsicht über den Haushalt und die genaue Führung der Hausrechnung eine sehr nützliche Arbeit sei. Er linirte ihr ein Rechenbuch, und da sie Mangel an Uebung zeigte, die gezogenen Linien zweckmäßig zu benutzen, so hatte er die Freude, sie das zu lehren. Sie warf sich mit Eifer auf die neue Thätigkeit und lief den Tag zehnmal zu Babette in die Küche, um sich Auskunft zu holen. Aber ihre Rechnung erwies sich unsicher, und die mysteriösen Striche Babettens immer noch zuverlässiger. Und wenn sie eine Woche die Bücher gewissenhaft geführt hatte, kamen einige Tage, wo die Sonne lustig schien, dann konnte sie sich nicht enthalten, mit dem Förster schon am Morgen auf die Jagd zu gehen oder auf ihrem kleinen Pferde weit über die Grenzen des Gutes hinauszustreifen, dann vergaß sie den Stadtboten, die Köchin und ihre Buchführung. — Sie wollte Geschichte treiben und unter Antons Anleitung etwas Englisch lernen. Anton war glücklich über den Einfall. Aber die Jahreszahlen konnte sie nicht behalten, die Vocabeln waren ihr schrecklich, sie entlief diesen Hieroglyphen und ging in den Pferdestall, oder wohl gar in die Stube des Amtmanns, dessen mechanischen Kunstarbeiten sie stundenlang mit großem Interesse zusah. Als Anton sie einst zur englischen Stunde rufen wollte, fand er sie in Karls Stube, einen Hobel in der Hand, eifrig an der Pritsche eines neuen Schlittens arbeitend, und gutmüthig sagte sie ihm: „Geben Sie sich nicht so viel Mühe mit mir, Wohlfart. Ich lerne nichts, ich habe immer einen harten Kopf gehabt.“

Wieder lag Schnee auf der Erde, und im Sonnenlicht glitzerten Millionen Eiskrystalle auf den Bäumen und dem Feld. Karl setzte zwei Schlitten in Stand, einen alten zweisitzigen und einen Rennschlitten für das Fräulein, den er selbst zusammenschlug und unter dem Beistande Lenorens mit schöner Oelfarbe überzog. Bei der Morgenaudienz sagte Anton der Baronin, daß er heut Nachmittag in einem Polizeigeschäft nach Tarow müsse. „Wir kennen die Familie Tarowski vom Bade her," erwiederte die Baronin. „Dort haben wir gern mit Frau von Tarowska und ihren Töchtern verkehrt. Ich wünsche lebhaft, daß der Freiherr nicht ganz außer Verbindung mit der Nachbarschaft bleibt, vielleicht vermag ich ihn zu bestimmen, daß er heut mit uns seinen Besuch macht. In jedem Falle wollen wir Frauen diese Gelegenheit benutzen und unter Ihrem Schutz einen Ausflug dorthin wagen."

Anton erinnerte leise an den verschwundenen Bratzky und seinen Verdacht.

„Es ist ja nur ein Verdacht," erwiederte die Baronin begütigend, „und unsere Verpflichtung, der Familie einen Besuch zu machen, ist unzweifelhaft. Auch kann ich nicht glauben, daß Herr von Tarowski selbst an der Entführung Antheil hat."

Am Nachmittag fuhren die Schlitten vor, die Baronin setzte sich mit dem Freiherrn in den größeren, Lenore bestand darauf, in ihrem neuen Rennschlitten selbst zu fahren. „Wohlfart setzt sich hinter mich auf die Pritsche," bestimmte sie. Der Freiherr frug seine Gemahlin leise: „Wohlfart?" —

„Ich lasse dich nicht allein fahren," erwiederte die Baronin ruhig. „Sei ohne Sorge. Außerdem ist er in deinem Dienst, die Inconvenienz ist nicht groß. Und wir fahren ja mit einander vor."

Die Glöckchen klangen über die Ebene, Lenore saß selig in ihrer Nußschale und trieb ihr Pferd mit kräftigem Zuruf an. Sie wandte sich oft zurück und zeigte Anton ihr lachendes Antlitz, das unter der dunkeln Kappe heut so schön war,

daß ihr sein ganzes Herz entgegenflog. Ihr grüner Schleier flatterte im Winde und streifte seine Wange, hing sich an sein Gesicht und verbarg ihm die Aussicht. Dann erblickte er die verhüllte Gestalt vor sich in einem grünen Dämmerlicht wie aus weiter Ferne; und gleich darauf berührte wieder der Hauch seines Mundes die Bandschleife, welche an ihrem Nacken flackerte, und er sah, daß nur die seidene Hülle seine Hand von ihrem goldenen Haar und dem weißen Hals trennte. Anton versenkte sich in diese Betrachtung und widerstand kaum noch dem Gelüst, ihr mit seinem Pelzhandschuh leise über die Kapuze zu fahren, als dicht neben ihm ein Hase aus einem Schneeloch aufsprang. Der Hase winkte drohend mit seinen Löffeln und machte einen bedeutsamen Burzelbaum auf Anton zu. Dieser verstand die freundliche Warnung und zog den Pelzhandschuh zurück; der Hase, vergnügt, eine gute That vollbracht zu haben, galoppirte über den Schnee.

Anton gab seinen Gedanken eine andere Richtung. „Der weiße Weg zeigt keine Spur eines Menschen, kein Gleis, keinen Fußtritt, nirgend ist ein anderes Leben zu sehen, als der lautlose Schlaf der Natur. Wir sind Reisende, welche in ein fremdes Land dringen, das noch Niemand vor ihnen betreten. Ein Baum ist wie der andere, die Schneefläche ist endlos, rund herum Grabesstille, und oben wieder der lachende Sonnenschein. Ich wollte, es ginge den ganzen Tag so fort."

„Ich bin glücklich, daß ich Sie einmal fahren kann," rief Lenore, beugte sich zu ihm zurück und hielt ihm eine Hand hin. Anton vergaß sofort den Hasen, er konnte sich nicht enthalten, einen Kuß auf den Handschuh zu drücken.

„Es ist dänisches Leder," lachte Lenore, „bemühen sie sich nicht."

„Hier ist eine Lücke," sagte Anton, bereit, den Versuch zu wiederholen.

„Sie sind heut so artig," rief Lenore, die Hand langsam zurückziehend, „das steht Ihnen hübsch, Wohlfart."

Der Pelzhandschuh streckte sich aus, um die zurückweichende

Hand zu verfolgen. Darüber geriethen zwei Krähen auf den Bäumen in starken Zank, sie schrieen um die Wette, flogen auf und schwebten schimpfend über Antons Kopf. „Geht zum Teufel, ihr Gesindel," dachte der leidenschaftliche Anton, „ihr sollt mich nicht mehr stören."

Aber Lenore sah ihn treuherzig an. „Ich weiß doch nicht, ob Ihnen gut steht, so artig gegen mich zu sein," fuhr sie ernster fort. „Sie dürfen mir die Hand nicht küssen, denn ich habe keine Lust, Ihnen dasselbe zu thun, und was dem Einen recht ist, soll dem Andern billig sein. Hussa, mein Pferd, vorwärts!"

„Ich bin neugierig, wie uns die Polen empfangen werden," begann Anton wieder die regelmäßige Unterhaltung.

„Sie können nicht anders als freundlich sein," sprach Lenore zurück. „Wir haben mit Frau von Tarowska wochenlang in einem Hause gewohnt und alle Partien gemeinschaftlich gemacht. Sie war die eleganteste Dame des ganzen Bades, sie und die Töchter machten Aufsehen durch ihr distinguirtes Wesen; sie sind sehr liebenswürdig und vom besten Ton." —

„Er aber hat zwei Augen, gerade wie der Fuchs des Försters," sprach Anton, „ich traue ihm nicht über den Weg."

„Ich habe mich heut sehr schön gemacht," lachte Lenore sich wieder umwendend, „denn die Mädchen dort sind reizend, und die Polen sollen nicht sagen, daß wir uns schlecht neben ihnen präsentiren. Wie gefällt Ihnen mein Kleid, Wohlfart?" Sie streifte einen Zipfel ihres Pelzes zurück.

„Sie werden sich darin nicht ganz schlecht ausnehmen," sagte Anton mit weiser Miene; „es ist etwas Braun dabei, folglich ist es wunderhübsch."

„Sie treuer Herr Wohlfart!" rief Lenore und reichte ihm wieder die Hand über den Schlittenrand. Ach! jetzt waren die kleinen warnenden Thiere zu schwach, um den Zauber abzuleiten, welcher den Pelzhandschuh zu dem Dänen hinzog: etwas Größeres mußte geschehen. Als Anton zum dritten

Mal die Hand ausstreckte, bemerkte er, daß seine eigene Hand sich wider seinen Willen immer höher hob und in der Luft einen Kreis beschrieb, während er selbst sich senkte, bis er der Länge nach im Schnee lag. Erstaunt hob er seinen Kopf und sah Lenore einige Schritt weiter neben dem umgestürzten Schlitten sitzen, das Pferd stand ruhig auf dem Wege und lachte in seiner Art laut vor sich hin. Lenore hatte zu viel nach ihrem Gefährten und zu wenig auf den Weg gesehen, so hatten sie umgeworfen. Fröhlich erhoben sich Beide, schüttelten den Schnee ab. Anton richtete den Schlitten auf, und im Galopp ging es wieder vorwärts. Aber das Schlittenmärchen war zu Ende, Lenore sah mehr auf den Weg, und Anton stäubte sich den Schnee aus den Aermeln.

Die Schlitten fuhren in einen weiten Hofraum. Ein langes einstöckiges Lehmhaus, mit Kalk beworfen und mit Schindeln gedeckt, schaute mit seinen blinden Fenstern vertraulich auf die hölzernen Ställe nebenan. Anton sprang ab und frug einen Mann in Livree nach der Wohnung des gnädigen Herrn. „Hier ist der Palast,“ erwiederte der polnische Diener mit tiefer Verbeugung und half der Herrschaft aus dem Schlitten. Erstaunt sahen Lenore und die Baronin einander an. Sie traten in einen unsaubern Hausflur, mehrere schnurrbärtige Geister eilten herzu, rissen diensteifrig die Winterhüllen der Gäste ab und eine niedrige Thür auf. In dem großen Wohnzimmer war zahlreiche Gesellschaft versammelt. Eine hohe Gestalt in schwarzer Seide trat den Gästen entgegen und begrüßte sie in der besten Haltung von der Welt. Die Töchter eilten herzu, schlanke Damen mit Augen und Tournüre der Mutter. Mehrere Namen der jungen Herren wurden genannt, Herr von, Graf von, alle elegante Männer im Salonkleid. Zuletzt kam auch der Hausherr. Sein schlaues Gesicht strahlte von herziger Freude, und die Fuchsaugen leuchteten von Harmlosigkeit. Der Empfang war tadellos, von allen Seiten die wohlthuende Leichtigkeit eines sicheren Selbstgefühls. Der Freiherr und die Frauen wurden als werthe Bekannte begrüßt,

auch Anton erhielt seinen Theil Zuvorkommenheit. Sein Geschäft war nach wenig Worten abgemacht und Herr von Tarow erinnerte ihn lächelnd daran, daß er ihn schon einmal flüchtig gesehen. „Der Schlingel von Inspector ist Ihnen entsprungen," sagte er bedauernd, „seien Sie ohne Sorge, er wird seinem Schicksal nicht entgehen." „Ich hoffe," erwiederte Anton, „er und seine Helfer." Die Augen des Herrn von Tarow bemühten sich, Taubenaugen gleich zu werden, als er fortfuhr: „Der Kerl liegt irgendwo versteckt." — „Wahrscheinlich in der Nähe," sagte Anton und warf einen argwöhnischen Seitenblick auf die schlechten Gebäude des Hofes.

Vergebens suchte Anton unter den anwesenden Männern jenen Fremden, den er bereits zweimal gesehen hatte und dem er den Wunsch zutraute, vor deutschen Augen unbekannt zu bleiben. Dagegen war ein anderer Herr von entschiedenem Wesen vorhanden, der von den Uebrigen mit hoher Achtung behandelt wurde. „Sie kommen und verschwinden," dachte Anton, „sie reiten zusammen und wieder auseinander, wie der Schenkwirth sagt; es sind hier nicht Einzelne, mit denen man zu thun hat, sondern eine ganze Gattung." In dem Augenblick trat der Fremde an ihn heran und begann ein artiges Gespräch. So unbefangen er aber auch redete, so merkte Anton doch, daß er bemüht war, das Gespräch zu leiten und ihn, den Deutschen, über Gesinnung und Sympathie auszuholen. Er hielt deßhalb vorsichtig zurück, und als der Pole das wahrnahm, verlor er plötzlich das Interesse an dem Gast und wandte sich zu den Damen.

Jetzt hatte Anton Muße, sich im Zimmer umzusehen. Unter den rohen Möbeln des Dorftischlers stand ein Wiener Flügel, die Fensterscheiben waren geflickt, auf dem schwarzen Fußboden lag in der Nähe des Sophas ein zerrissener Teppich. Die Damen saßen auf Sammtsesseln um einen abgenutzten Tisch. Die Frau vom Hause und ihre erwachsenen Töchter waren in eleganter Pariser Toilette, aber als sich eine Seitenthür öffnete, sah Anton in dem grauen Nebenzimmer einige

Kinder mit so mangelhafter Garderobe umherlaufen, daß sie ihn bei der Winterkälte herzlich dauerten. Sie selbst machten sich jedenfalls nicht viel daraus, denn sie balgten sich und lärmten wie Unholde.

Ueber den wankenden Tisch wurde eine feine Damastserviette gelegt und ein silberner Theekessel aufgesetzt. Die Unterhaltung floß vortrefflich. Leichte französische Bonmots und lebhafte Ausrufe in melodischem Polnisch fuhren durcheinander, dazwischen klang die eintönige deutsche Phrase. An dem schnellen Lachen, den Mienen der Sprechenden und dem Feuer der Unterhaltung merkte Anton, daß er unter Fremden war. Schnell flogen die Worte, in den Augen und auf den Wangen glänzte das flüchtige Feuer der heitern Erregung. Es war ein beweglicheres Volk, elastischer, schwunghafter, leichter ergriffen. Erstaunt sah Anton, wie behaglich Lenore in der Unterhaltung schwamm. Auch ihr Antlitz glänzte von höherem Roth, sie lachte und geberdete sich wie die Andern, und dreist blickten ihre Augen in die verbindlichen Gesichter der anwesenden Herren. Dasselbe Lachen, die herzliche Unbefangenheit, die ihn im Stillen entzückt hatte, verschwendete sie jetzt an Fremde, die in der Nacht auf der Landstraße zum Schaden ihres Vaters gearbeitet hatten. Das mißfiel ihm höchlich. Dazu das Zimmer so wunderlich ausgeputzt, die Tapeten schmutzig und zerrissen, die Kinder in der Nebenstube barfüßig, und der Hausherr der stille Beschützer eines Schuftes und wahrscheinlich noch etwas Schlimmeres! So begnügte er sich, mit kalter Zurückhaltung die Gesellschaft zu betrachten und nur das Nothwendige auf die freundlichen Worte des Hausherrn und seiner Gäste zu erwiedern.

Endlich schlug ein junger Herr einige Accorde auf dem Flügel an, Alles sprang auf und wollte tanzen. Die gnädige Frau klingelte, vier wilde Männer stürzten in das Zimmer, ergriffen den großen Flügel und trugen ihn rücksichtslos hinaus. Die Gesellschaft drängte nach über den Hausflur in den gegenüberliegenden Saal. Als Anton eintrat, kam er in

Versuchung, sich die Augen zu reiben. Es war ein leerer Raum mit rohem Kalkanstrich, Bänke an den Wänden, und in der Ecke ein abscheulicher Ofen. Mitten im Saal hing Wäsche auf Leinen; Anton begriff nicht, wie man hier tanzen wollte. Aber im Hui wurde die Wäsche durch die Fäuste der Diener herabgerissen, einer lief zum Ofen und blies das Feuer an, nach wenig Augenblicken waren sechs Paar zur Quadrille angetreten. Da der Damen zu wenig waren, band ein junger Graf mit einem schwarzen Sammtbärtchen und zwei wunderschönen blauen Augen sein Battisttuch um den Arm und erklärte sich mit einem graziösen Knix für eine Dame. Sogleich wurde er von einem andern Herrn ritterlich zum Tanz geführt. Selig drehte sich das Völkchen im Tact. Durch die Nachlässigkeit, welche die Mode von den Tänzern des gebildeten Europa verlangt, flatterte zuweilen das Feuer ihres Stammes auf. Lenore trieb mitten darunter. Auch die Baronin war in heiterer Unterhaltung mit dem Hausherrn, und Frau von Tarow machte sich zur Aufgabe, den blinden Freiherrn zu beschäftigen. Das war wieder die vornehme Form, der leichte Genuß des Augenblicks, welchen Anton so oft bewundert hatte; aber heut verzog sich sein Mund zu einem kalten Lächeln. Es schien ihm nicht männlich und nicht würdig, daß die deutsche Familie sich so hingebend unter Gegnern bewegte, welche wahrscheinlich in diesem Augenblick Feindliches gegen sie und gegen ihr Volk im Sinne hatten. Als Lenore nach dem ersten Tanz bei Anton vorbeiging und ihn leise frug: „Warum tanzen Sie nicht mit mir?“ erwiederte er: „Ich erwarte jeden Augenblick das Gesicht des Herrn Bratzky in einem Winkel dieses Saales zu sehen.“

„Wer wird jetzt daran denken,“ rief Lenore und wandte sich gekränkt ab.

Tanz folgte auf Tanz, die Köpfe der jungen Herrschaften glühten, die Locken wurden schlaff vom warmen Thau. Schnurrbärtige Diener drangen wieder in das Zimmer und boten Champagner in Eis. Stehend, auf dem Sprunge schlürften

die Tänzer den kalten Trank, und gleich darauf stürmte von allen Ecken der Ruf nach einem polnischen Nationaltanz zu dem Hauslehrer, welcher am Flügel saß. Jetzt flatterten die Gewänder, die Tänzer schnellten sich wie auf Sprungfedern durch das Zimmer, wie Bälle flogen die Mädchen aus einem Arm in den andern. Ach und Lenore immer mitten darunter! Anton stand neben dem ansehnlichen Polen in mattem Gespräch und hörte kühl das Lob an, welches dieser der deutschen Tänzerin freigebig ertheilte. Was den polnischen Mädchen natürlich stand, die schnellen Bewegungen, die starke Erregung, das machte Lenore wild und, wie Anton sich mit Mißfallen sagte, unweiblich. Und von ihr weg irrte sein Blick an den rohen Wänden umher auf den bestäubten Ofen, in dem ein großes Scheit Holz loderte, bis zu der Decke, von welcher lange graue Spinnweben herunterhingen.

Es war spät, als die Baronin zum Aufbruch trieb; die Pelze wurden in den Saal gebracht, die Gäste wickelten sich ein, die Schelle läutete und das Glöckchen klang wieder über die Schneefläche. Aber Anton war es wohl zufrieden, daß jetzt die Tochter mit dem Vater fuhr, und daß er selbst hinter der Baronin die Zügel führte. Schweigsam lenkte er den Schlitten und immer wieder dachte er daran, daß eine Andere, die er kannte, sich unter den Spinnweben im Hause der Feinde niemals in der Mazurka geschwenkt hätte. — Auch Lenore trug ihm heut den Stahlhelm auf dem weißen Nacken.

IV.

Herr Itzig war als Geschäftsmann etablirt. Wer ihn besuchte, schritt durch ein vielbetretenes Vorderhaus und erstieg in einem Seitenflügel eine nicht ganz saubere Treppe. Neben der Treppe glänzte die weißlackirte Entréethür, auf welcher

ein großes Messingschild mit abgeschrägten Ecken den Namen „V. Itzig" zeigte. Das Entrée war verschlossen, ein dicker Porcellangriff war auch vorhanden, Alles schöner und idealer, als es bei Ehrenthal gewesen war. Durch die Thür konnte der Besuchende in ein leeres Entrée gelangen, in welchem sich den Tag über ein verschmitzter Junge aufhielt, halb Portier, halb Laufbursche, außerdem Spion für die Geschäfte, welche sein Brodherr machte. Der Junge unterschied sich von dem ursprünglichen Herrn Veitel durch ein auffälliges Wesen von schäbiger Gentilität. Er trug die letzten Ueberreste des Kleidergeschäfts auf, glänzende Seidenwesten und einen Frack, der ihm nur wenig zu groß war. Er bewies, daß die neue Firma auch in Sachen der Toilette und Bildung avancirter war, als das in vielen Dingen gewöhnliche Geschäft des Ehrenthal. Den Eintretenden empfing Herr Itzig in zwei kleinen Geschäftsstuben, von denen die erste wenig Möbel, aber zwei auffallend schöne Lampen enthielt, eine gelegentliche nothwendige Uebernahme für nicht gezahlte Zinsen eines Solawechsels. Die zweite war das Schlafzimmer, ein einfaches Bett, ein langes Sopha, ein großer runder Spiegel mit breitem Goldrahmen, dieser ein Erwerb aus dem geheimen Lager des ehrlichen Pinkus. Itzig selbst hatte sich auffallend verändert, er war an trüben Tagen bei dem zweifelhaften Lichte, welches aus dem Hofraume in die Stuben gelangte, von Weitem betrachtet, nur noch wenig von einem eleganten Herrn verschieden. Sein schmales Gesicht war voller geworden, die großen Sommersprossen, welche ihn früher getigert hatten, waren verblichen, und sein Haar hatte durch Pomade und kunstvolle Bürstenstriche eine dunklere Farbe und ein anschmiegendes Wesen erhalten. Noch hatte der neue Geschäftsmann eine Vorliebe für schwarze Kleider, aber sie waren neu und saßen nicht mehr schlottrig über seinen Gliedmaßen. Denn Herr Itzig hatte auch zugenommen an äußerer Behaglichkeit, er gönnte sich jetzt gute Kost, ja auf seinem Arbeitstisch war zuweilen eine leere Weinflasche zu sehen, auf welcher das Wort „Mosel"

stand, daneben ein Zuckerbecher und ein silberner Löffel. Wie prächtig aber auch das neue Etablissement war, Itzig benutzte dasselbe doch nur bei Nacht und in seinen offiziellen Geschäftsstunden. Noch immer trieb ihn sein Herz nach seiner alten Herberge zu Löbel Pinkus. So führte er ein doppeltes Leben, für die große Welt als feiner Geschäftsmann in den neugestrichenen Stuben unter dem Glanze der Astrallampen, bedient von einem modern gekleideten Gnomen, und ein zweites für sein Gemüth, gerade unter der Caravanserei, ein bescheidenes Leben mit rothbaumwollenen Gardinen und einem viereckigen Kasten als Sopha. Vielleicht machte ihm dieses Asyl am behaglichsten, daß er jetzt eine unbestrittene Herrschaft über den Besitzer des Hauses ausübte. Pinkus war, zu seiner Schande sei es gesagt, herabgesunken zu einem Commissionär, einem Hülfsarbeiter Veitels. Und Frau Pinkus hing an dem aufstrebenden Geschäftsmann mit einer Verehrung, welche ihren Mann aller Gänsebrüste beraubte, die in dem Hause geschlachtet wurden.

Heut saß Itzig in seinem Geschäftslocale nachlässig auf dem Sopha und rauchte aus einer Bernsteinspitze; er war ganz Gentleman und erwartete vornehmen Besuch. Da hörte man im Vorzimmer schellen, der Dienstthuende flog zur Thüre, eine scharfe Menschenstimme wurde hörbar. Bald entstand ein Zank im Vorsaale, welcher Veitel bewog, schnell den offenen Kasten seines Schreibpultes zuzuschließen und den Schlüssel in die Tasche zu stecken.

„Nicht zu Hause ist er? Er ist aber hier, du erbärmlicher, grünhaariger Dummkopf," schrie eine scharfe Stimme den Wache haltenden Jüngling an. Man hörte einen widerstehenden Körper bei Seite schieben, Veitel beugte seinen Kopf tief in ein altes Hypothekeninstrument, die Thür wurde geöffnet, und Herr Hippus erschien mit geröthetem Antlitz, schäbig, mit zerrauften Federn an der Thür. Nie hatte er einem alten Raben ähnlicher gesehen.

„Du läßt dich verleugnen? Du befiehlst dem Wurme

dort draußen, alte Freunde abzuweisen? Natürlich, du bist vornehm geworden, du Narr! Hat man je eine solche Unverschämtheit gesehen! Weil der Bengel sich in zwei neue Stuben hineingeschwindelt hat, sind ihm seine alten Freunde nicht mehr gut genug. Du bist aber bei mir an den Unrechten gekommen, mein Söhnchen, ich lasse mich nicht so abspeisen."

Veitel betrachtete den kleinen Herrn, welcher zornig vor ihm stand, mit Blicken, die nichts weniger als freundschaftlich waren. „Was macht Ihr mit dem jungen Menschen für einen Lärm," sagte er kalt, „er hat nur seine Schuldigkeit gethan. Ich erwarte einen Geschäftsbesuch und habe ihm befohlen, alle Fremden abzuweisen. Wie konnte ich wissen, daß Ihr hierher kommen würdet? Haben wir nicht ausgemacht, daß Ihr mich nur des Abends besuchen sollt? Was kommt Ihr in meinen Geschäftsstunden?"

„Deinen Geschäftsstunden! du junger Wiedehopf, der seine Eierschalen noch am Steiße herumschleppt," rief Hippus immer noch erzürnt und setzte sich auf das Sopha. „Deine Geschäftsstunden" — fuhr er mit unendlicher Verachtung fort, „für deine Geschäfte ist jede Stunde gut genug."

„Ihr seid wieder betrunken, Hippus," antwortete Veitel in aufrichtigem Aerger; „wie oft habe ich gesagt, daß ich mit Euch nichts zu thun haben will, wenn Ihr aus der Branntweinstube kommt!"

„So," rief Herr Hippus, „du Sohn einer Trödelhexe, mein Besuch ist für dich zu allen Zeiten eine Ehre. Ich wäre betrunken?" fuhr er schluckend fort, „wovon denn, du Hanswurst? Womit soll man sich betrinken," schrie er, „wenn man kein Geld hat, ein Glas zu bezahlen?"

„Ich wußte, daß er wieder kein Geld hatte," sagte Veitel mit tiefer Entrüstung. „Erst neulich habe ich Euch zehn Thaler gegeben, aber Ihr seid wie ein Schwamm, es ist Schade um jeden Groschen, den man auf Euch wendet."

„Du wirst mir aber heut zeigen, daß es nicht Schade ist,

antwortete der Alte höhnisch, „du wirst mir wieder zehn Thaler geben und auf der Stelle."

„Das werde ich nicht," rief Veitel. „Ich habe satt, Euch zu füttern. Ihr wißt, was wir abgemacht haben; Geld bekommt Ihr nur, wenn Ihr mir etwas dafür thut. Und jetzt seid Ihr nicht in der Verfassung, etwas Ordentliches zu lesen oder zu schreiben."

„Für dich und deines Gleichen bin ich immer noch gut genug, und wenn ich zehnmal besser gefrühstückt hätte, als heut," sagte der Alte ruhiger. „Gieb her, was du für mich zu arbeiten hast. Du bist ein geiziger Filz geworden, aber ich will dir's nicht nachtragen. Ich will dir verzeihen, daß du mich abweisen wolltest, ich will dir auch verzeihen, daß du ein hochmüthiger Esel geworden bist und dich mit einer solchen Lampe breit machst, die für bessere Leute, als du, gut genug wäre; und ich will dir meinen Rath nicht entziehen, vorausgesetzt, daß du mich honorirst. Und so wollen wir Friede machen, mein Sohn. Jetzt rede, welche Teufelei hast du wieder vor?"

Veitel schob ihm ein dickes Hypothekeninstrument hin und sagte: „Zuerst sollt Ihr mir das durchsehen und einen Auszug daraus schreiben, wie ich ihn brauche, und sagen, wie es damit steht. Es ist mir angeboten worden zum Kauf. Jetzt aber erwarte ich Jemand. Ihr müßt in die andere Stube gehen, dort setzt Euch an den Tisch und macht die Arbeit. Wenn Ihr fertig seid, dann reden wir über das Geld."

Herr Hippus schob sich das schwere Actenstück unter den Arm und steuerte nach der zweiten Stubenthür. „Heut thue ich dir noch einmal deinen Willen, weil du's bist," sagte er gemüthlich und erhob seine Hand, um Veitel auf die Backe zu klopfen.

Veitel ließ sich die Liebkosung leidend gefallen und wollte die Thür zumachen, als der betrunkene Alte sich noch einmal herandrängte und mit schlauem Blick frug: „Also du erwartest Jemanden, mein Söhnchen? Wen erwartest du, kleiner Itzig? Ist's ein Männlein oder ein Fräulein?"

„Es ist ein Geldgeschäft," antwortete Veitel die Achseln zuckend.

„Ein Geldgeschäft?" wiederholte der trunkene Herr, mit einer zärtlichen Bewunderung seinen Bundesgenossen betrachtend. „Ja, darin bist du groß. Groß als Mensch und als Schwindler! Wahrhaftig, wer von dir Geld haben will, der ist verloren. Es wäre ihm besser, er spränge in's Wasser, obgleich Wasser auch verächtlich ist. Du kleiner Sackerments-schwindler, du!" Dabei erhob er den Kopf und stierte aus seinen schwimmenden Augen liebevoll auf Veitel.

„Seid Ihr doch selbst gekommen, um Geld von mir zu holen," antwortete ihm Veitel mit gezwungenem Lächeln.

„Ja, ich bin fest," antwortete Hippus lallend, „ich bin nicht von Fleisch und Blut, ich bin Hippus, ich bin der Tod." Dabei versuchte er geistreich zu lachen.

Draußen tönte die Schelle, Veitel rief: „Verhaltet Euch ruhig!" schloß die Thür, setzte sich auf das Sopha, faßte die Bernsteinspitze und erwartete seinen Besuch.

In dem Vorzimmer klirrte ein Säbel, ein Husarenoffizier trat ein. Eugen Rothsattel war in dem letzten Winter ein wenig älter geworden, sein feines Gesicht war hagerer, und um den untern Theil seiner Augen zog sich ein bläulicher Ring. Er trat mit einem Schein von Gleichgültigkeit ein, der Herrn Itzig keinen Augenblick zu täuschen vermochte, denn hinter dieser Maske erkannte sein erfahrener Blick deutlich das Fieber, welches bedrängten Schuldnern eigenthümlich ist.

„Herr Itzig?" frug der Offizier von oben herunter.

„So heiße ich," antwortete Veitel und stand nachlässig vom Sopha auf.

Unruhig sah Eugen in das Gesicht des Geldmanns. Der jetzt seine Anrede erwartete, war derselbe, vor dem schon sein Vater gewarnt war, und jetzt trieb das Schicksal auch ihn in dasselbe Netz. „Ich habe in diesen Tagen eine Schuld an hiesige Agenten zu zahlen," begann der Lieutnant, „an Herren Ihrer Bekanntschaft. Als ich deßhalb Rücksprache mit ihnen

nehmen wollte, ist mir von Beiden mitgetheilt worden, daß sie ihre Forderungen an Sie verkauft haben."

„Ich habe sie ungern gekauft," erwiederte Veitel, „ich habe nicht gern zu thun mit den Herren Offizieren. Es sind zwei Schuldscheine über eilfhundert und achthundert, zusammen neunzehnhundert Thaler." Er griff in eine Mappe und holte die Documente heraus. „Erkennen Sie diese Unterschrift als die Ihrige?" frug er kalt, „und erkennen Sie diese neunzehnhundert Thaler als die Summe an, welche Ihnen geliehen ist?"

„Es mag wohl so viel darin stehen," antwortete der Lieutnant unwillig.

„Ich frage, ob Sie anerkennen, daß Sie mir zu zahlen haben diese Summe auf diese zwei Verschreibungen?" frug Veitel wieder.

„In Teufels Namen, ja," rief der Lieutnant, „ich erkenne die Schuld an, obgleich ich nicht die Hälfte in Geld erhalten habe."

Veitel schloß die Sola-Wechsel in sein Pult und sagte, indem er die Achseln zuckte, spöttisch: „Ich habe doch die volle Summe bezahlt den beiden Leuten. Ich werde mir also holen bei Ihnen morgen und übermorgen mein Geld."

Der Offizier schwieg eine Weile, langsam rötheten sich seine eingefallenen Wangen. Endlich nach einem harten Kampfe begann er: „Ich bitte Sie, Herr Itzig, mir noch Frist zu geben."

Veitel ergriff seine Bernsteinspitze und drehte behaglich daran, als er antwortete: „Ich gebe Ihnen keinen Credit weiter."

„Seien Sie verständig, Itzig," sagte der Offizier mit erzwungener Vertraulichkeit. „Ich bin vielleicht in Kurzem in der Lage, Ihnen zu zahlen."

„Sie werden in einigen Wochen so wenig Geld haben, als jetzt," entgegnete Veitel grob.

„Ich bin bereit, Ihnen eine größere Summe zu verschreiben, wenn Sie sich gedulden."

„Ich mache niemals solche Geschäfte,“ log Veitel.

„Ich schaffe Ihnen eine Anerkennung der Schuld durch meinen Vater.“

„Der Herr von Rothsattel hat gerade so viel Credit bei mir, als Sie selber.“

Der Lieutnant stieß zornig seinen Säbel auf den Boden. „Und wenn ich nicht zahle?“ brach er los. „Sie wissen, daß ich gesetzlich dazu nicht verpflichtet bin.“

„Ich weiß,“ versetzte Veitel ruhig. „Werden Sie zahlen morgen oder übermorgen?“

„Ich kann nicht,“ rief Eugen in aufrichtiger Verzweiflung.

„Dann tragen Sie Sorge für den Rock, den Sie anhaben,“ sagte Veitel sich abwendend.

„Wohlfart hatte Recht, mich vor Ihnen zu warnen,“ rief Eugen außer sich. „Sie sind ein hartgekochter —,“ er drängte das letzte Wort zurück.

„Sprechen Sie ruhig aus,“ sagte Itzig, „es hört Sie Niemand. Was Sie reden, ist wie das Feuer im Ofen, es knistert, in einer Stunde ist's Kohle. Was Sie mir hier wollen sagen unter vier Augen, das werden von Ihnen in drei Tagen die Leute auf der Straße sagen, wenn Sie nicht zahlen.“

Eugen wandte sich mit einem Fluche ab, an der Thür blieb er noch einen Augenblick stehen, dann stürzte er zornig hinaus.

Veitel sah ihm triumphirend nach. „Der Sohn wie der Vater, er sitzt darin, wie er sitzen muß,“ sagte er vor sich hin; „er kann nicht schaffen das Geld. Es geht zu Ende mit den Rothsatteln, und der Wohlfart wird sie nicht halten. — Wenn ich verheirathet bin mit der Rosalie, so sind mein auch Ehrenthals Hypotheken. Dann können die Scheine, die bei dem Schwiegervater verschwunden sind, sich unter seinen Papieren wiederfinden. Dann habe ich den Baron in Händen und das Gut ist mein.“

Nach diesem Selbstgespräch öffnete er die Thür, welche Herrn Hippus und den vornehmen Besuch, den Versunkenen und den Sinkenden, getrennt hatte, und fand den kleinen Advocaten eingeschlafen, den Kopf auf den Händen, die Hände über den Acten. Mit herzlicher Verachtung sah Itzig auf das schwärzliche Bündel und sagte: „Er wird mir lästig. Er sagte, er wäre der Tod, ich wollte, er wäre todt, und ich wäre von ihm frei." Unsanft rüttelte er den alten Mann auf und schrie ihn an: „Ihr seid zu nichts gut, als zum Schlafen, was mußtet Ihr hierher kommen, um zu schnarchen? Geht nach Hause, ich werde Euch die Acten geben, wenn Ihr in besserer Verfassung seid."

Als der Advocat unter dem Versprechen, am Nachmittag wiederzukommen, schläfrig hinausgewankt war, bürstete Itzig mit beneidenswerther Fertigkeit seinen seidenen Hut, zog den besten Rock an, gab seinem Haar vor dem goldenen Spiegel den genialen Fall und ging nach dem Hause seines Gegners Ehrenthal.

Als er in den Hausflur trat, warf er einen scheuen Blick auf die Thür des Comtoirs und eilte vorüber nach der Treppe. Auf der untersten Stufe hielt er an. „Er sitzt wieder im Comtoir," sagte er horchend zu sich selbst, „ich höre ihn brummen, so brummt er oft, wenn er allein ist. Ich will's wägen, ich gehe hinein, vielleicht ist mit ihm ein Wort zu reden." Er schritt zögernd zu der Thür und horchte wieder, dann faßte er ein Herz und öffnete schnell. In dem dämmrigen Raume saß auf dem Lederstuhl einsam eine zusammengedrückte Gestalt, auf dem Kopfe einen unförmlichen Hut; sie nickte mit dem Kopfe vor sich hin und murmelte unverständliche Worte. Wie hatte sich Hirsch Ehrenthal in dem letzten Jahre verändert! Als er das letzte Mal vom Gute des Freiherrn fuhr, war er ein rundlicher Mann von ansehnlicher Art gewesen, ein wohlconservirter Mann, der seine Busennadel anzustecken wußte, um vor den Frauen stattlich auszusehen; das Haupt, welches jetzt in nervöser Schwäche nickte, war das Haupt eines alten

Mannes, und an dem faltigen Gesicht hing ein Bart, den das Scheermesser wochenlang nicht berührt hatte. Er war ein Bild des kläglichen Verfalles, wo der Geist dem Körper noch vorläuft auf dem Wege zur zweiten Wiege.

Der Agent stand an der Thür und sah betroffen auf seinen früheren Brodherrn, der in seine Träume versunken nur noch halb der Geschäftswelt angehörte. Endlich begann er näher tretend: „Ich will mit Ihnen reden, Herr Ehrenthal."

Der Alte fuhr fort mit dem Kopfe zu nicken und antwortete mit zitternder Stimme: „Hirsch Ehrenthal bin ich, was haben Sie zu reden mit mir?"

„Ich will mit Ihnen sprechen über ein großes Geschäft," fuhr Itzig fort.

„Ich höre," sagte Ehrenthal, ohne aufzusehen. „Wenn es ein großes Geschäft ist, warum sprechen Sie nicht?"

„Sie kennen mich doch, Hirsch Ehrenthal?" schrie Itzig sich zu dem Alten vorbeugend.

Der Mann im Lederstuhle sah mit müden Augen auf und starrte den Andern an, endlich erkannte er ihn. Er rückte sich heftig von seinem Sitz in die Höhe und stand mit vorgebeugtem Halse da. Immer noch zitterte das Haupt, aber die Augen ruhten mit einem Blicke voll Furcht und Haß auf dem Agenten. „Was wollen Sie hier in meinem Comtoir?" rief er mit bebender Stimme. „Wie können Sie wagen zu treten vor meine Augen? Gehen Sie hinaus, Sie Mensch."

Itzig blieb stehen. „Schreien Sie nicht wie ein Hahn, ich thue Ihnen nichts, ich will mit Ihnen reden über große Sachen, wenn Sie ruhig sein wollen, wie ein Mann in Ihren Jahren sein muß."

„Es ist der Itzig," murmelte der Alte vor sich hin, „er will reden von großen Sachen, ich soll ruhig sein. — Wie kann ich ruhig sein," schrie er wieder auf, „wenn ich Sie erblicke vor meinen Augen? Sie sind mein Feind, Sie haben mich ruinirt hier, und haben mich ruinirt da. Sie sind gewesen für mich, wie der Böse mit dem Schwerte, an welchem

der Tropfen Galle hängt. Ich habe aufgethan den Mund, und Sie haben mir hineingestoßen Ihr Schwert, die Galle ist gekommen in mein Herz, und ich muß zittern, wenn ich Sie ansehe."

„Werden Sie ruhig," sagte Itzig, „und wenn Sie ruhig sind, dann hören Sie mich an."

„Heißt er Itzig?" summte der Alte wieder vor sich hin. „Er nennt sich Itzig, aber wenn er in die Stadt geht, heulen die Hunde. Ich will Sie nicht sehen," rief er, sich wieder aufrichtend, „gehn Sie hinaus, es ist mir zuwider Ihr Anblick, ich will lieber zu thun haben mit einer Spinne, als mit Ihnen."

Veitel sagte mit Ergebung: „Was geschehen ist, Ehrenthal, ist geschehen und ist darüber nicht mehr zu reden. Sie sind feindlich gewesen gegen mich, und ich habe gehandelt gegen Sie, es ist gewesen Einer wie der Andere."

„Er hat gegessen alle Sonntage in meinem Hause," grollte der Alte wieder.

„Weil Sie daran denken," fuhr Veitel fort, „will ich auch daran denken. Ja, ich habe gegessen an Ihrem Tische, und deßwegen thut es mir leid, wenn wir beide in Feindschaft gekommen sind. Ich habe immer gehabt eine große Anhänglichkeit an Ihr Haus."

„Du hast mir gezeigt deine Anhänglichkeit, junger Itzig," fuhr der Alte fort. „Du bist es, der gekommen ist in mein Haus und der mich hat geschlagen, noch bevor ich liege in meinem Grabe; du bist es, welcher mir macht alle Tage des Chibbut Hakkefer."

„Was reden Sie für ungewaschenes Zeug," rief Veitel ärgerlich, „was thun Sie immer, als ob Sie wären todt, und ich der böse Geist mit dem Schwerte? Ich bin hier und will Ihnen bringen gutes Leben und nicht den Tod. Ich will machen, daß Sie wieder zu Ansehn kommen unter unsern Leuten, und daß die auf der Straße wieder abnehmen den Hut, wie sie ihn abgenommen haben, bevor der Hirsch Ehrenthal kindisch wurde."

Ehrenthal nahm mechanisch seinen Hut ab und setzte ihn wieder auf. Sein Haar war weiß geworden.

„Es soll Freundschaft werden zwischen Ihnen und mir," fuhr Veitel beredt fort, „und Ihre Geschäfte sollen mir sein, wie die meinigen. Ich habe Ihnen geschickt mehr als einen Mann aus Ihrer Verwandtschaft und habe Ihnen sagen lassen, was ich von Ihnen will, und Ihre Frau, die Madame Ehrenthal, hat Ihnen oft dasselbe gesagt. Ich bin ein Mann geworden, der seine Geschäfte mit den besten Leuten macht, ich kann Ihnen ein sicheres Capital aufweisen, das größer sein wird, als Sie denken. Warum sollen wir nicht unser Geld zusammenthun? Wenn Sie als Vater mir geben wollen Ihre Tochter Rosalie, so werde ich an Ihnen handeln können als Ihr Schwiegersohn."

Der alte Ehrenthal sah den Freiwerber mit einem Blicke an, in dem ein Strahl der alten Schlauheit durch die blöde Schwäche blitzte. „Wenn Sie haben wollen meine Tochter Rosalie," erwiederte er, „so sollen Sie hören die einzige Frage, die ich habe an Sie. Was können Sie mir geben, wenn ich Ihnen gebe die Rosalie?"

„Ich will's Ihnen vorrechnen zu jeder Stunde," rief Veitel.

„Sie können mir vorrechnen Vieles," sagte Hirsch Ehrenthal abwehrend. „Aber ich will nur Eines von Ihnen fordern. Wenn Sie mir wiedergeben können meinen Sohn Bernhard, so sollen Sie haben meine Tochter. Können Sie mir nicht holen meinen Bernhard aus dem Grabe, so sage ich Ihnen, so lange ich eine Stimme habe in meinem Munde: Geh'n Sie hinaus, hinaus aus meinem Comtoir. Hinaus!" schrie er in plötzlicher Wuth und ballte seine Hände gegen den Freier. Veitel trat eilig in den Schatten der Thür, der alte Mann sank wieder in seinen Stuhl und drohte und schwatzte vor sich hin.

Itzig sah von der Thür dem Treiben zu, bis die Klage des Alten aufhörte und nur undeutliche Worte von seinen Lippen fielen; dann zuckte er mit den Achseln und verließ das Zimmer.

Während er die Treppe hinaufstieg, den Frauen seinen Besuch zu machen, bewegte er noch oft die Achseln, um seine Verachtung des Schwächlings auszudrücken. Dann zog er an der Klingel und wurde von der Köchin mit zerknitterter Haube unter vertraulichem Lächeln eingelassen.

Unterdeß eilte Eugen rathlos aus einer Offizierstube in die andere. Er trat in die Weinstube von Feroni, die Austern waren nicht zu genießen, der Burgunder schmeckte wie Tinte. Wieder lief er die Straßen auf und ab, Angstschweiß auf der Stirn. So verging dem armen Jungen der Tag. Endlich setzte er sich todtmüde in eine Conditorei und überdachte noch einmal die letzten Möglichkeiten. Wenn Wohlfart zur Stelle wäre! Aber es war zu spät, ihn zu benachrichtigen. Die Agenten hatten ihn mit unbestimmten Versprechungen einer Verlängerung hingehalten, erst gestern Abend hatten sie ihm beide zu gleicher Zeit geschrieben, daß ihre Forderung auf Herrn Itzig übergegangen sei. Wohl war es zu spät, an Wohlfart zu schreiben, aber hatte dieser zuverlässige Freund nicht irgend einen Bekannten am Orte? — Als Anton den jungen Sturm empfohlen, hatte er ihm gesagt, „der Vater des Amtmanns ist ein sicherer Mann, und nicht ohne einige Mittel." Vom Vater eines Husars, der im Dienste seiner Familie stand, konnte er vielleicht das Geld erhalten, wenn der Alte überhaupt Geld hatte. Das war die Frage. Er forderte das Adreßbuch: Johann Sturm, Auflader, Inselgasse Nr. 17. In einer Droschke fuhr er hinaus. Eilig pochte er an, ein mächtiges Herein war die Antwort. Der geängstigte Offizier überschritt die Schwelle des Aufladers.

Vater Sturm saß einsam bei seinem Bierkruge, ein kleines Tageblatt in der Hand, so klein, daß Jedermann einsah, es war für den alten Sturm weder geschrieben, noch gedruckt, noch ausgegeben worden. „Ein Husar," rief Sturm und blieb vor Erstaunen auf seiner Bank sitzen. Auch der Offizier war

betroffen von der colossalen Gestalt, die ihn mit großen Augen anstarrte; so sahen Beide einander an.

„Richtig," sagte der Riese, „es ist ein Husar, vom Regiment meines Karl; der Rock stimmt, die Schnüre stimmen. Seid mir gegrüßt, Kamerad." Er erhob sich. Jetzt erst erkannte er das Metall der Schnüre. „Der Tausend, ein Herr Offizier!"

„Mein Name ist Eugen von Rothsattel," begann der Lieutnant, „ich bin ein Bekannter von Herrn Wohlfart."

„Von Herrn Wohlfart und von meinem Sohne Karl," sagte Sturm in Eifer, „hier nehmen Sie Platz, Herr Offizier, es ist mir ausnehmende Freude und Ehre." Er trug einen Stuhl herbei und setzte ihn in seinem Diensteifer vor Eugen hin, daß die Thür schütterte. Eugen wollte sich setzen. „Noch nicht," sagte der alte Sturm, „erst abwischen, die Uniform könnte leiden. Seit mein Karl fort mußte, ist es hier etwas staubig." Er wischte und glättete mit einem Tuche den Stuhl für seinen Gast. „So, mein Herr, jetzt erlauben Sie, daß ich mich Ihnen gegenüber setze. Sie bringen mir Nachricht von meinem Kleinen?"

„Keine andere," erwiederte Eugen, „als daß er sich wohlbefindet und daß mein Vater mit seiner Thätigkeit sehr zufrieden ist."

„So?" rief Sturm, über das ganze Gesicht lachend und klopfte mit seinen Fingern auf den Tisch, daß ein kleines Erdbeben in der Stube entstand; „ich wußte, daß Ihr Herr Vater mit ihm zufrieden sein würde. Ich hätte Ihnen das schriftlich geben wollen auf Stempelpapier. Er war schon ein praktischer Junge, als er noch so groß war," er bezeichnete mit der Hand einen Zustand menschlicher Kleinheit, welche keinem sterblichen Menschen auch nicht am ersten Tage seines sichtbaren Lebens vergönnt ist.

„Kann er aber denn auch Alles machen?" frug er ängstlich weiter, „wegen dem, Sie wissen schon!" Er hielt dem Lieutnant seine großen Finger entgegen und machte mit diesen

vertrauliche Zeichen in der Luft. „Mittelfinger und Goldfinger, ach, das war ein großes Unglück, Herr Offizier!“

Eugen erinnerte sich an den unglücklichen Zufall. „Er hat's überwunden,“ sagte er verlegen über die Rolle, zu welcher das Vatergefühl des Riesen ihn verurtheilte. „Was mich zu Ihnen führt, ist eine Bitte.“

„Eine Bitte?“ lachte Sturm, „fordern Sie, Herr Baron! das ist keine Redensart. Jeder aus dem Hause, in welchem mein Karl wohnt und Amtmann ist, hat das Recht, von dem alten Sturm zu fordern. Das ist meine glatte Ansicht.“ Er strich mit der Hand über den Tisch.

„Um es also kurz zu sagen, Herr Sturm,“ fuhr Eugen fort, „ich bin in der Lage, morgen eine große Zahlung zu machen, und bedarf dazu Geld. Die Sache ist plötzlich gekommen, ich habe keine Zeit mehr, meinen Vater zu benachrichtigen. Ich weiß hier in der Stadt Niemanden, an den ich mich mit solchem Vertrauen wenden möchte, als an den Vater unsers Amtmanns.“

Sturm beugte sich vor und schlug den Offizier in seiner Freude heftig auf das Knie. „Das war ehrlich gesprochen; Sie sind ein Herr, der auf sein Haus hält, und der nicht zu Fremden geht, wenn er das Ding von seinen Leuten haben kann. Sie brauchen Geld? Mein Karl ist Amtmann bei Ihrem Herrn Vater, mein Karl hat etwas Geld, so ist Alles in der Ordnung. Wie viel brauchen Sie? Sind's hundert, sind's zweihundert Thaler? Geld ist da.“

„Fast nehme ich Anstand, Herr Sturm, Ihnen die Summe zu nennen,“ sagte Eugen befangen, „es sind neunzehnhundert Thaler.“

„Neunzehnhundert Thaler,“ wiederholte der Riese erstaunt, „das ist ein Capital, es ist ein Haus, das ist, was die Leute ein Geschäft nennen.“

„Das ist es, Herr Sturm,“ fuhr Eugen bekümmert fort. „Und da Sie so freundlich gegen mich sind, so muß ich Ihnen auch sagen, es thut mir herzlich leid, daß es so viel ist.

Ich bin bereit, Ihnen einen Schuldschein darüber auszustellen und das Geld, so hoch Sie wünschen, zu verzinsen."

„Wissen Sie was," sagte Sturm nachdenkend, „über die Zinsen wollen wir nicht reden, das machen Sie mit meinem Karl ab. Was aber den Schuldschein betrifft, so ist das ein guter Gedanke von Ihnen. Ein Schein ist angenehm wegen Leben und Sterben. Sie und ich, wir brauchen das nicht gegen einander, aber ich kann sterben vor meiner Zeit. Das würde nicht schaden, denn alsdann sind Sie da, der von der Geschichte weiß. Aber Sie könnten sterben, was ich gar nicht fürchte; im Gegentheil," setzte er begütigend hinzu; „aber Sie könnten doch sterben, und dann müßte mein Karl Ihre Unterschrift haben, damit er hervortreten könnte und sagen: „Mein armer junger Herr Baron hat dieses hier geschrieben, folglich zahlt."

„Also Sie wollen die Güte haben, mir das Geld zu leihen?"

„Es ist keine Güte," sagte Sturm verweisend, „es ist meine Schuldigkeit, da die Sache ein Geschäft ist, und mein Zwerg Ihr Amtmann ist."

Gerührt sah Eugen in das lachende Gesicht des Riesen. „Aber, Herr Sturm, ich brauche das Geld schon morgen," sagte er.

„Natürlich," erwiederte Sturm, „das ist gerade, was mir recht ist. Kommen Sie, Herr Baron." Er nahm das Licht und führte ihn in die Kammer. „Entschuldigen Sie nur, daß es hier so unordentlich aussieht, ich bin ein einzelner Mann und den ganzen Tag bei meiner Arbeit. Sehen Sie, hier ist mein Geldkasten." Er zog den eisernen Kasten hervor. „Vor Spitzbuben ist er sicher," sagte er mit Selbstgefühl. „Niemand in der Stadt kann ihn von der Stelle rücken, als ich, Niemand kann ihn aufschließen, denn das Schloß ist das Meisterstück von dem Vater meiner seligen Frau. Es können Wenige den Deckel aufheben, außer mir, und wenn ihrer Viele kommen, so finden sie Arbeit, die ihnen zu heiß wird. Glau-

ben Sie, daß das Geld hier sicher ist vor Gaunern und solchem Volk?“ sagte er triumphirend. Er war im Begriff, den Schlüssel in's Schloß zu stecken. „Halt,“ unterbrach er sich, „noch Eins: ich habe ein Vertrauen zu Ihnen, Herr Baron, wie zu meinem Karl, das versteht sich, aber beantworten Sie mir zuvor diese Frage: Sind Sie auch der junge Herr Baron?“

Jetzt konnte Eugen lächeln, er griff in seine Tasche und sagte: „Hier ist mein Patent.“

„Ah, viel Ehre!“ rief Sturm, faßte das Papier behutsam und las bedächtig den Namen, dann sah er auf die Züge, die darunter standen, neigte sein Haupt und gab es mit zwei Fingern in großem Respect zurück.

„Und hier,“ fuhr Eugen fort, „habe ich zufällig einen Brief Wohlfarts in der Tasche.“

„Versteht sich,“ rief Sturm, auf die Adresse blickend, „dieses ist seine leibhaftige Hand.“

„Und hier seine Unterschrift,“ sagte Eugen.

„Ihr ergebenster Wohlfart,“ las der Riese; „ja, wenn der das schreibt, so können Sie glauben, daß es wahr ist. — So, jetzt ist das Geschäftliche abgemacht,“ fuhr er fort und schloß den Kasten auf. „Hier ist Geld. Also neunzehnhundert Thaler.“ Er hob fünf große Beutel aus dem Kasten, faßte sie gemächlich mit einer Hand und überreichte sie Eugen. „Hier tausend.“

Eugen versuchte vergebens die Beutel festzuhalten.

„Ja so,“ sagte der Riese, „ich werde sie Ihnen schon in den Wagen tragen, das Andere muß ich Ihnen in Pfandbriefen geben. Diese sind etwas weniger werth, als hundert Thaler, das wissen Sie natürlich.“

„Es thut nichts,“ sagte Eugen.

„Nein,“ sagte der Riese, „Sie bemerken's in dem Schuldschein. So ist das Geschäft glücklich abgemacht.“ Er schloß den Kasten wieder zu und schob ihn unter das Bett.

Eugen trat mit leichtem Herzen in das Zimmer. „Jetzt trage ich Ihnen die Säcke nach dem Wagen,“ rief Sturm.

„Noch den Schuldschein," erinnerte Eugen.

„Richtig," nickte der Riese, „Ordnung muß sein. Sehen Sie zu, ob Sie mit meiner groben Feder schreiben können. Hätte ich gewußt, daß ich einen so feinen Besuch haben würde, so hätte ich mir eine bessere von Herrn Schröter mitgebracht."

Eugen verfaßte einen Schuldschein, Sturm saß unterdeß neben seinem Bierkruge ihm gegenüber und sah ihm in behaglicher Stimmung zu. Dann begleitete er ihn zum Wagen und sagte beim Abschiede: „Grüßen Sie mir recht herzlich meinen Kleinen und Herrn Wohlfart. Ich hatte dem Karl versprochen, zu Weihnachten zu ihm zu kommen wegen des Christbaums. Aber es geht nicht mehr recht mit meiner Gesundheit. Neunundvierzig sind vorbei!"

Einige Zeit darauf schrieb Eugen an Anton und zeigte ihm kurz an, daß er von dem Vater Sturm neunzehnhundert Thaler gegen einen Schuldschein geliehen habe. „Suchen Sie die Sache zu arrangiren," schloß der Brief, „natürlich darf mein Vater nichts davon erfahren. Ein gutherziger närrischer Teufel, der alte Sturm, denken Sie auf etwas Hübsches für seinen Sohn, den Husar, das ich ihm mitbringen kann, sobald ich zu Euch komme."

Empört warf Anton den Brief auf den Tisch. „Es ist ihnen nicht zu helfen, der Prinzipal hatte Recht. In goldenen Armbändern für eine feile Tänzerin, mit den Würfeln unter zuchtlosen Kameraden hat er das Geld vergeudet und bezahlt seine Wucherschulden mit dem sauern Verdienst eines ehrlichen Arbeiters." Er rief Karl in sein Zimmer.

„Es hat mir manchmal leid gethan, daß ich dich in diese Unordnung hereingezogen habe, heut fühle ich tief, daß es ein Unrecht war. Ich schäme mich, dir zu sagen, was geschehen ist. Der junge Rothsattel hat die Gutherzigkeit deines Vaters benutzt, ihm neunzehnhundert Thaler abzuborgen."

„Neunzehnhundert Thaler von meinem Alten!“ rief Karl erstaunt. „Hat mein Goliath so viel Geld zu verleihen? Gegen mich hat er immer gethan, als verstände er nicht zu sparen.“

„Ein Theil deines Erbes ist hingegeben gegen einen werthlosen Schuldschein, und die Sache wird noch empörender durch die Gleichgültigkeit, mit welcher der leichtsinnige Borger sie behandelt. Hat dir denn dein Vater gar nichts darüber geschrieben?“

„Der!“ rief Karl, „das thut er sicher nicht. — Mir ist nur unlieb, daß Sie sich über die Geschichte so sehr ärgern. Ich bitte Sie um Alles, machen Sie keinen Lärm. Sie wissen am besten, wie viel Wolken über diesem Hause stehen, vergrößern Sie den Kummer der Eltern nicht um meinetwillen.“

„Hier schweigen,“ erwiederte Anton, „heißt sich zum Mitschuldigen eines schlechten Streichs machen. Du schreib' deinem Vater auf der Stelle, er soll in Zukunft niemals wieder so gefällig sein; denn der Cavalier ist im Stande, bei nächster Gelegenheit wieder zu deinem Vater zu gehn.“

Darauf schrieb Anton an Eugen: „Ein Arrangiren Ihrer Schuld ist unmöglich, wenn ich Ihrem Herrn Vater nichts davon mittheilen soll, und selbst in diesem Fall weiß ich wenigstens nicht, wo eine Deckung derselben gefunden werden kann. Ich verschweige Ihnen nicht, daß ich Ihre Anleihe bei dem Vater des Amtmann Sturm für sehr unrecht halte. Sie und Ihr Herr Vater haben der aufopfernden Thätigkeit des Sohnes ohnedies so viel zu danken, daß der geringe Gehalt, den derselbe unter den hiesigen Verhältnissen erhalten kann, nur als eine ungenügende Vergütigung erscheint. Deßhalb muß ich Sie dringend bitten, dem Auflader Sturm wenigstens so viel Sicherheit zu verschaffen, als ihm gegeben werden kann. Diese Sicherheit liegt in der Anerkennung der Schuld durch Ihren Herrn Vater. Sie werden mit mir einverstanden sein, daß am zweckmäßigsten Sie selbst dem Herrn Freiherrn die nöthigen Mittheilungen machen. Ich bitte dies nicht bis zu Ihrem

Besuch hinauszuschieben, weil mir jede Woche, in welcher diese Angelegenheit unerledigt bleibt, als Verlängerung einer Täuschung erscheint, welche Ihrer nicht würdig ist."

Und zu Karl sagte Anton: „Wenn er seinem Vater kein Bekenntniß macht, so werde ich am ersten Tage seines Besuchs den Freiherrn in seiner Gegenwart von dem Schuldschein unterrichten. Sprich nicht dagegen, du bist gerade wie dein Vater."

Die Folge dieses Briefes war, daß Eugen an Anton gar nicht mehr schrieb und dem nächsten Brief an seinen Vater einige nicht ganz verständliche Sätze zufügte. Wohlfart sei ein Mann, gegen den sie wohl einige Verpflichtungen hätten, das Schlimme sei nur, daß bei solchen Leuten dadurch Dünkel entstehe und ein Hofmeisterton, der unerträglich werden könne. Am besten sei, sich dergleichen Menschen mit gutem Anstand vom Halse zu schaffen. Diese Ansicht war sehr nach dem Herzen des Freiherrn, und er lobte sie höchlich. „Eugen hat immer ein richtiges Urtheil," sagte er; „auch ich wünsche sehnlich, daß der Tag recht bald kommt, wo ich selbst wieder im Stande bin, die Wirthschaft zu übersehen und unsern Herrn Wohlfart zu entlassen."

Die Baronin, welche den Brief ihrem Gemahl vorgelesen hatte, entgegnete: „Du würdest Wohlfart doch sehr vermissen, wenn er je von uns scheiden sollte;" dann legte sie den Brief zusammen und verbarg ihn in die Tasche ihres Kleides.

Lenore aber war außer Stande, ihren Unwillen zu beherrschen, sie verließ schweigend das Zimmer und suchte Anton in dem Wirthschaftshofe auf.

„Was haben Sie mit Eugen?" rief sie ihm entgegen.

„Hat er mich bei Ihnen verklagt?" frug Anton zurück.

„Bei mir nicht," erwiederte Lenore, „aber er spricht in seinem Briefe an die Eltern nicht in der Weise von Ihnen, die ihm sonst so gut stand."

„Vielleicht ist's Zufall," erwiederte Anton, „oder eine Verstimmung, die sich wohl geben wird."

„Nein, es ist mehr und ich will es wissen.“

„Wenn es mehr ist, so können Sie es nur von ihm selbst erfahren.“

„Dann, Wohlfart,“ rief Lenore, „hat Eugen etwas Unrechtes gethan, und Sie wissen davon.“

„Was es auch sein mag,“ entgegnete Anton ernst, „es ist nicht mein Geheimniß, sonst würde ich es Ihnen nicht verschweigen. Ich bitte Sie, zu glauben, daß ich gegen Ihren Bruder ehrlich gehandelt habe.“

„Was ich glaube, kann Ihnen nichts nützen,“ rief Lenore. „Ich soll von nichts wissen, ich verstehe nichts, ich kann in dieser angstvollen Zeit nichts thun, als mich ärgern, wenn man ungerecht gegen Sie ist.“

„Oft,“ fuhr Anton fort, „fühle ich die Verantwortlichkeit, welche mir durch die Krankheit Ihres Herrn Vaters aufgelegt wird, als eine gefährliche Last; seine Verstimmung richtet sich natürlich auch manchmal gegen mich, der ich ihm Unwillkommenes mittheilen muß. Das ist nicht zu vermeiden. Ich habe den Muth, auch peinliche Stunden durchzumachen, so lange Sie und die Frau Baronin sich die Ueberzeugung nicht erschüttern lassen, daß ich immer in Ihrem Interesse handle, so gut ich es verstehe.“

„Meine Mutter weiß, was Sie uns sind,“ sagte Lenore, „niemals spricht sie zu mir von Ihnen, aber ich sehe es an ihrem Blick, wenn sie über den Tisch auf Ihr Gesicht sieht. Sie hat immer zu verbergen gewußt, was sie dachte, ihren Schmerz und ihre Sorgen, jetzt verhüllt sie sich noch mehr als sonst. Auch vor mir. Wie hinter einem weißen Schleier sehe ich ihr reines Bild; ihr Körper ist so schwach geworden, daß mir manchmal die Thränen in die Augen steigen, wenn ich sie ansehe. Sie spricht immer das Gute und Verständige, aber sie scheint theilnahmlos für Vieles, und wenn sie bei meinen Reden lächelt, so ist mir, als mache auch die Heiterkeit ihr innern Schmerz.“

„Ja, so ist sie,“ rief Anton traurig.

„Sie lebt nur noch für die Pflege des Vaters; was sie innerlich leidet, das erfährt Niemand, auch ihre Tochter nicht. Sie ist wie ein Engel, Wohlfart, der nur noch ungern auf dieser Erde verweilt. Ich kann ihr nur wenig sein, und ich fühle das; ich bin unbehülflich, und mir fehlt Alles, was meine Mutter so schön macht, die Selbstbeherrschung, ihre ruhige Haltung, die reizende Form. — Die Krankheit des Vaters, der leichte Sinn des Bruders, und meine Mutter bei aller Liebe verschlossen gegen mich, Wohlfart, ich bin recht allein.“ Sie lehnte sich auf den Brunnenrand und weinte.

„Vielleicht mußte es so kommen zu Ihrem Besten,“ tröstete Anton mit warmem Mitgefühl von der andern Seite des Brunnens. „Sie sind eine kräftige Natur, und ich glaube, Sie können sehr leidenschaftlich empfinden.“

„Ich kann sehr böse sein,“ sagte Lenore unter Thränen beistimmend, „und wieder sehr ausgelassen.“

„Sie waren aufgewachsen, sorglos, in glücklichen Verhältnissen, und Ihr Leben war leicht wie ein Spiel.“

„Das Lernen ist mir schwer genug geworden,“ schaltete Lenore ein.

„Ich denke mir, daß Sie in Gefahr waren, bei Ihrem Wesen ein wenig wild und übermüthig zu werden.“

„Ich fürchte, ich war's,“ rief Lenore.

„Jetzt haben Sie schwere Leiden ertragen müssen und die Gegenwart sieht hier recht ernsthaft aus. Und wenn ich Ihnen das sagen darf, liebes Fräulein, ich meine, Sie werden hier gerade das finden, was die Frau Baronin in der großen Welt gewonnen hat, Haltung und Innerlichkeit. Mir kommt manchmal vor, als hätten Sie sich schon verändert.“

„Ich war wohl früher ein recht unausstehlicher Wildfang?“ frug Lenore unter Thränen lachend und sah Anton trotz ihrer Ehrlichkeit mit mädchenhafter Schelmerei an. Anton mußte an sich halten, ihr nicht zu sagen, wie liebenswürdig sie in diesem Augenblick war. Aber der gute Junge bezwang sich

tapfer und sagte so kühl als möglich: „Es war nicht so arg, liebes Fräulein.“

„Und wissen Sie, was Sie sind?“ frug Lenore scherzend. „Sie sind, wie Eugen schreibt, ein kleiner Schulmeister.“

„Also das hat er geschrieben,“ rief Anton erleichtert.

Lenore wurde plötzlich ernst. „Sprechen wir nicht von ihm. Als ich seinen Brief hörte, kam ich her, um Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen vertraue, wie Niemandem sonst auf Erden, wenn es nicht meine gute Mutter ist, daß ich Ihnen immer vertrauen werde, so lange ich lebe, daß nichts meinen Glauben an Sie erschüttern kann, daß ich überzeugt bin, Sie sind der einzige Freund, den wir in unserer Noth haben, und daß ich Ihnen auf den Knien abbitten möchte, wenn Jemand Sie in der Stille mit Worten kränkt, oder auch nur durch seine Gesinnung.“

„Lenore! liebes Fräulein,“ rief Anton glücklich — „sprechen Sie nicht weiter.“

„Und noch wollte ich sagen,“ fuhr Lenore fort, „wie ich Sie bewundere, daß Sie so sicher unter uns Ihren Weg gehen, und mit allen Leuten fertig werden, ohne sich etwas zu vergeben, und wie Sie allein es sind, der auf diesen Gütern Ordnung einführt und einen bessern Zustand. Das lag mir auf der Seele, und jetzt wissen Sie's, Wohlfart.“

„Ich danke Ihnen, Fräulein,“ rief Anton, „Sie machen mir durch Ihre Worte einen frohen Tag. Aber ich bin nicht so sicher und stark, als Sie glauben. Und wenn ich dies Gut ansehe, und was darauf geschehen muß, so fühle ich alle Tage mehr, daß ich's nicht bin, der hier gründlich helfen kann. Wenn ich jemals wünschen könnte, daß Sie nicht die Tochter des Freiherrn wären, sondern ein Mann, so ist es, wenn ich über die Aecker dieses Gutes gehe.“

„Ja, sehen Sie,“ sagte Lenore, „das ist mein alter Kummer, unser früherer Amtmann hat mir das auch schon gesagt. Wenn ich über meinem Stickmuster sitze und Sie mit Herrn Sturm auf das Feld gehen sehe, dann wird mir glühend heiß, und

ich werfe meinen unnützen Kram bei Seite. Ich kann nichts als Brod essen, und verstehe nichts als Geld für Spitzen ausgeben, und auch das verstehe ich noch nicht einmal, wie Mama sagt. Sie aber müssen sich schon die ungeschickte Lenore gefallen lassen, als Ihre gute Freundin.“ Dabei sah sie ihm treuherzig in die Augen.

„Seit vielen Jahren habe ich Ihre Freundschaft in meiner Seele gefühlt als ein großes Glück,“ rief Anton bewegt. „Immer, bis zu dieser Stunde, ist es meines Herzens Freude gewesen, mich in der Stille als Ihren treuen Freund zu betrachten.“

„Und so soll es immer zwischen uns beiden bleiben,“ sagte Lenore. „Jetzt bin ich wieder ruhig. Und jetzt ärgern Sie sich nicht mehr über Eugens dumme Streiche; ich thue es auch nicht.“

So trennten sich die Beiden, wie unschuldige Kinder, die ein süßes Behagen darin finden, einander das zu erzählen, was die Leidenschaft zu verbergen sucht.

V.

Die Feindschaft zwischen Pix und Specht war wieder hell aufgebrannt. Diesmal stand aber Specht nicht allein, das Quartett war auf seiner Seite, denn Specht wurde in Gefühlen gekränkt, welche das Quartett anerkannt und durch seinen Gesang geweiht hatte. Herr Specht war verliebt. Dieser Zustand war bei dem lebhaften Herrn nichts Befremdliches, ja, man kann sagen, daß der Hauptinhalt seines Lebens ein ewig flackerndes Liebesgefühl war, welches, wie das Feuer der Vesta, als poetische Flamme brannte, um welche niemals die praktischen Kochtöpfe des täglichen Lebens, der Gedanke an Heirath und einen eigenen Haushalt, herumgesetzt wurden.

Die Liebe des Herrn Specht war ewig, aber die Gottheit, welcher sein Feuer loderte, wechselte oft. Alle Damen in seinem Gesichtskreise hatten nach einander die Ehre gehabt, von ihm angebetet zu werden. Selbst die Tante war eine Zeit lang Gegenstand seiner Träume gewesen, damals, als die schmerzliche Geschichte der erhabenen, aber nicht mehr jugendgrünen Sappho sein Herz bewegte.

Diesmal aber hatte die Neigung des Herrn Specht eine solide Grundlage. Er hatte eine junge Frau entdeckt, eine wohlhabende Hausbesitzerin, Witwe eines Pelzwaarengeschäfts, mit runden Bäckchen und zwei freundlichen nußbraunen Augen. Er verfolgte sie im Theater und in öffentlichen Gärten, strich, so oft er durfte, bei ihren Fenstern vorüber und that, was seine Erfindungskraft vermochte, ihr Herz zu erschüttern. Er störte die Ruhe ihres resignirten Lebens durch zahllose anonyme Billets, in denen ein Unbekannter mit Vers und Prosa die Absicht aussprach, die Nüchternheit dieses Lebens gegen das unbekannte Jenseits zu vertauschen, wenn sie ihn verschmähe. In dem Anzeigeblatte des Orts erschienen unter frischem Caviar, Schellfischen und Dienstgesuchen zum Erstaunen des Publicums zahlreiche dichterische Kunstgebilde, in denen der Vorname der jungen Witwe, Adele, bald an dem Anfang der Zeilen, bald an einer Reihe von Hauptwörtern durch dicke Buchstaben zu Tage trat. Endlich konnte Herr Specht sich nicht enthalten, das Quartett zum Vertrauten seiner Empfindungen zu machen. Zuerst offenbarte er sich Herrn Liebold; an einem Abende, wo die Bässe ihn brüderlich beim Absingen feuriger Liebeslieder unterstützt hatten, wagte er, auch diesen zu bekennen, daß er der Verfasser der vielbesprochenen Adele-Gedichte sei. Die Bässe erstaunten sehr, daß von ihrem Comtoir ein so epochemachendes Ereigniß ausgegangen war. Zwar hatten sie oft mit den anderen Herren über die Gedichte gelächelt, während Specht im Stillen über die Kritik seines Comtoirs stöhnte, aber als sie jetzt erfuhren, daß einer von ihnen der Thäter war, erwachte der Corpsgeist

und sie hörten seine Bekenntnisse mit Wohlwollen an. Der Fall erschien ihnen nicht unpraktisch, die Witwe war hübsch, besaß ein Haus und, wie verlautete, außerdem ein achtungswerthes Vermögen. Deßhalb beschlossen sie, ihrem Collegen bei einem Ständchen die Mitwirkung nicht zu versagen. Der Nachtwächter vor dem Haus der Witwe erhielt einige Viergroschenstücke, das Ständchen wurde gebracht, im Schlafzimmer der Witwe öffnete sich ein Fensterflügel, und etwas Weißes ward auf Augenblicke in der Finsterniß sichtbar. Specht schwamm in Seligkeit, und da dieser Zustand nicht geeignet ist, den Menschen schweigsam zu machen, beging er die Unvorsichtigkeit, auch gegen die andern Collegen geheimnißvolle Andeutungen zu wagen. So erfuhr Pix das Sachverhältniß.

Jetzt entspann sich im Anzeigeblatt des Ortes ein merkwürdiges Spiel von Katze und Maus. Es erschienen geheimnißvolle Inserate, durch welche ein Herr S. an alle möglichen entlegenen Orte der Stadt bestellt wurde, um dort Jemand zu finden, der ihm theuer sei. Specht lief regelmäßig hin und fand niemals die, welche er suchte, dagegen erfuhr er bei diesen Nachforschungen ernste Unbequemlichkeit, er litt sehr durch Kälte und Sturmwind, er wurde von fremden Damen, die er anredete, gröblich zurechtgewiesen, ein Schusterjunge, den er für seine verkleidete Schöne hielt, warf ihm ein Cigarrenende in's Gesicht, er ward in einer Sackgasse wegen seines scharfen Umherspähens für einen Polizeispion erklärt und bösartig geschimpft. Natürlich erhob er seinerseits in dem Localblatt wieder verschleierte, aber starke Beschwerden über die Wortbrüchigkeit der Bestellerin, diese hatten zur Folge, daß Entschuldigungen kamen und die Andeutung neuer Möglichkeiten. Nie aber fand er, die er suchte.

Das zog sich durch einige Wochen fort, und Specht gerieth über die unaufhörlichen Chicanen des Schicksals in eine Aufregung, welche selbst den Bässen unheimlich wurde.

An einem Morgen stand Pix wie gewöhnlich im Hausflur, als eine artige runde Dame mit nußbraunen Augen und

einem prachtvollen Pelz in das Haus trat und zornig nach Herrn Schröter frug.

„Herr Schröter ist nicht zu Hause," sagte Pix. „Kann ich Ihnen mit etwas dienen?" Er legte den schwarzen Pinsel bei Seite, und da die Fremde zu sprechen zögerte, forderte er sie durch eine befehlende Handbewegung auf, sich aus dem Gedränge der Hausknechte und Fässer in das offene Waarengewölbe zu retten. Seine ruhige Autorität imponirte der Dame so, daß sie eintrat, und jetzt verbeugte sich Herr Pix ein wenig und wiederholte herablassend: „Wünschen Sie etwas von unserm Geschäft?"

„Ich wünsche den Herrn der Handlung zu sprechen," begann die Dame auf's Neue.

„Ich stehe an seiner Stelle hier," sagte Pix mit seinem Feldherrnblick.

Die Fremde sah ihn furchtsam an und begann endlich: „Ich komme, mich über einen Herrn Ihres Comtoirs zu beklagen. Seit längerer Zeit bin ich der Gegenstand von Neckereien und Zudringlichkeiten, welche mich in Gefahr setzen, zum Stadtgespräch zu werden. Ich erhalte von fremder Hand Briefe und Gedichte, im Tageblatt wird mit meinem Namen ein unwürdiges Spiel getrieben. Ich habe erfahren, daß der Urheber dieser Schändlichkeiten in Ihrem Geschäft ist, und ich verlange seine Bestrafung."

Pix ahnte den Zusammenhang. Er steckte die Hand in die Weste und frug weiter: „Können Sie mir diesen Herrn nennen?"

„Den Namen weiß ich nicht," sagte die Witwe, „er ist groß und hat krauses Haar."

„Hager von Statur und eine starke Nase?" frug Pix. „Es ist gut, Madame, Sie sollen von heut nicht mehr belästigt werden, Sie sollen vollständige Genugthuung erhalten, ich bürge Ihnen dafür."

„Aber ich möchte doch Herrn Schröter selbst —," begann wieder die Dame im Pelz.

„Es ist besser, Sie thun's nicht. Der junge Mann hat sich in einer Weise gegen Sie benommen, für welche ich keinen Ausdruck finde. Aber Ihr gütiges Herz wird darauf reflectiren, daß seine Absicht gewiß nicht war, Sie zu kränken. Er war ungeschickt und ohne Tact, das ist sein Verbrechen. Aber der arme Mensch ist im Ernst von einem krankhaften Gefühl für Sie ergriffen. Seit ich die Ehre habe, Sie zu kennen, finde ich das in der Ordnung." Er verbeugte sich auf's Neue. „Wie gesagt, ich verurtheile ihn, aber ich finde es in der Ordnung."

Die hübsche Witwe stand verlegen und wußte nicht recht, was sie dem stolzen Herrn antworten sollte.

„Zu gleicher Zeit," fuhr Pix fort, „gebe ich mir die Ehre, Sie im Namen unsers Geschäfts um Verzeihung zu bitten. Unser Haus muß sehr bedauern, Ihnen auch nur einen unangenehmen Augenblick bereitet zu haben. Es würde uns glücklich machen, wenn der freundliche Sinn, welchen ich aus Ihrem Gesicht lese, unserm Geschäft und vor Allem dem Schuldigen diese Verzeihung gewährte."

„Ich habe allerdings nicht die Absicht, Andere für das ungeschickte Benehmen des Einen verantwortlich zu machen," sagte die Witwe.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Liebenswürdigkeit," fuhr Herr Pix siegreich fort, „und bitte Sie noch um Entschuldigung, Madame, daß ich Sie hier herein führte; ich wußte nicht, wen ich zu sprechen die Ehre habe. Dies ist das kleine Waarenmagazin für meinen täglichen Bedarf."

„Für den täglichen Bedarf?" wiederholte die Dame erstaunt über den großartigen Bedarf des Herrn. Pix griff in ein Kaffefaß und ließ eine Handvoll Bohnen wie einen Goldregen nachlässig in das Faß zurücklaufen. „Vielleicht finden Sie hier Einiges, was Ihnen von Ihrem Haushalt her nicht uninteressant ist," fügte er hinzu und stellte seine Waaren mit einer leichten Handbewegung vor.

Die hübsche Pelzhändlerwitwe brach in artige Verwunde-

rung über die Masse des vorhandenen Kaffe's aus, Herr Pix führte sie zu einigen Sorten von ausgezeichneter Güte, machte sie auf die ärgerlichen Steine des Domingo aufmerksam und auf die künstliche grüne Farbe einer Sendung Java. Die Dame hörte erstaunt und gefesselt die wirthschaftliche Belehrung an, welche der Herr so herablassend aussprach.

„Unser Geschäft würde sich sehr freuen, wenn es Ihnen wenigstens ein kleines Zeichen der Verehrung übersenden dürfte," sagte endlich Pix mit einer sehr verbindlichen Verbeugung. „Sie gestatten mir, Ihnen einige Proben von Qualitäten zu schicken, die Ihnen hier gefielen."

„Ich kann das unmöglich annehmen, Herr —" erwiederte die Dame mit Haltung.

„Mein Name ist Pix. Wegen der Uebersendung bitte ich keine Worte zu machen, wir haben das Detailgeschäft zwar längst aufgegeben, indeß versteht sich von selbst, daß wir für einzelne Gönnerinnen der Handlung ein Conto offen halten. Wenn Sie in Zukunft einmal einen kleinen Einkauf machen wollten, so würde ich sehr glücklich sein, wenn ich Ihnen denselben zu unserm Kostenpreis berechnen könnte. Und was den erwähnten Herrn betrifft, so wiederhole ich Ihnen, Sie sollen vollständige Genugthuung haben, ich selbst werde dafür sorgen."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein Herr," sagte die Dame mit freundlichem Lächeln und trennte sich in versöhnlicher Stimmung von dem Geschäft.

Pix ging in das Comtoir und nahm Specht bei Seite. „Sie haben schöne Dinge angerichtet," sagte er strenge. „Wissen Sie, daß Ihnen ein Donnerwetter gedroht hat, welches Sie leicht von Ihrem Pult herunterwerfen konnte? Die junge Witwe war hier und wollte Sie durchaus bei Herrn Schröter verklagen, sie ist wüthend auf Sie. Wie konnten Sie wagen, eine anständige Dame zum Gegenstand so gewöhnlicher Huldigungen im Localblatt zu machen? Schämen Sie sich, Specht," rief er mit großer Mißbilligung.

Specht verlor vor Schreck die Sprache. „Sie hat ja im Tageblatt angefangen," rief er endlich trostlos, „sie hat mich bestellt zuerst in's Theater, dann zum Schwanenhaus auf der Promenade, dann gar auf den Thurm, um die Aussicht zu bewundern."

„Pfui," sagte Pix in tugendhafter Entrüstung, „merken Sie denn nicht, daß ein Spaßvogel seinen schlechten Witz mit Ihnen gemacht hat? Die Dame ist sehr unglücklich über Ihr Benehmen, ich sage Ihnen im Vertrauen, sie hat über Sie geweint." — Specht rang die Hände.

„Ich habe Alles angewandt, sie zu beruhigen, ich habe in Ihrem Namen versprochen, daß Sie sich des Localblatts und aller Angriffe auf ihre Ruhe von heut ab enthalten werden. Richten Sie sich darnach; wo nicht, so erfährt Herr Schröter die ganze Geschichte."

„Ich kann mich dabei nicht beruhigen," rief der unglückliche Specht, „Sie wissen nicht, was ich fühle."

„Fühlen Sie was Sie wollen," sagte Pix mit zermalmender Härte, „aber unterstehen Sie sich nicht noch einmal eine Zeile an Adele drucken zu lassen, sonst haben Sie es mit mir zu thun." Dabei ging er zornig hinaus und ließ Specht in einem Zustand zurück, der mit dem Behagen eines Erhängten viel Aehnlichkeit hatte.

Während Specht mit dem Quartett berieth, was in dieser Lage zu thun sei, handelte Pix. Ein Hausknecht trug gegen Abend ein mächtiges Packet mit verbindlichen Empfehlungen in das Haus der Witwe; und Herr Pix ließ gewissenhaft die Sendung sich selbst zur Last schreiben. An demselben Abend machte er der Witwe seine Aufwartung und berichtete ihr, daß der Schuldige streng zurecht gewiesen, und die Ruhe ihrer Tage und Nächte wieder hergestellt sei. Am nächsten Sonntag trank er selbst den Kaffe bei der Witwe, welche eine Freundin zu ihrem Schutz eingeladen hatte. Vier Wochen darauf hatten die braunen Augen der Dame und sein tyrannisches Wesen sich so weit genähert, daß er in seinem besten Staat zu ihr

ging und ihr einen Antrag machte. Dieser Antrag wurde angenommen. Herr Pix wurde erklärter Bräutigam und faßte den Entschluß, trotz Motten und Haaren das Pelzgeschäft auf's Neue in Gang zu bringen und sich selbst zum Mittelpunkt desselben zu machen.

Zu seiner Ehre muß mitgetheilt werden, daß er sich verpflichtet fühlte, dieses Sachverhältniß zuerst Herrn Specht mitzutheilen und diesem dabei einige Worte zu gönnen, welche man allenfalls für eine Entschuldigung halten konnte. „Der Zufall hat es so gewollt," sagte er, „seien Sie verständig, Specht, und finden Sie sich ruhig drein. Sie müssen daran denken, daß es doch wenigstens einer von Ihren Collegen ist, der sie heirathet."

„Aber nicht ich!" rief Specht außer sich, „es ist mir gar kein Trost, daß Sie es sind, denn ich fürchte, Sie haben sich hinterlistig gegen mich benommen."

„Wissen Sie was, Specht," sagte Pix reuevoll, „handeln Sie als guter Kerl, der Sie im Grunde sind, und verlieben Sie sich schnell in eine Andere. Ihnen macht das keine Mühe."

„Sie denken, das geht nur so," rief Specht zornig.

„Freilich geht's," sagte Pix, „wenn man nur ernsten Willen hat. Und wir bleiben die Alten. Bei meiner Hochzeit dürfen Sie nicht fehlen."

„Auch das noch!" schrie Specht.

„Sie sollen mir den Polterabend einrichten, Sie verstehen so etwas ausgezeichnet, und Sie sollen Brautführer sein. Sputen Sie sich nur, eine Andere zu finden, auf die Sie Verse machen können, ob die Dame Adele oder Genoveva heißt, ist Ihnen ja gleichgültig."

Dies aber war Herrn Specht nicht gleichgültig, er zürnte heftig auf die Treulosigkeit seines Gegners Pix und genoß die schmerzliche Freude, daß diesmal das ganze Comtoir seine Partie nahm, und Herr Pix in allen Zimmern des Hinterhauses als kalter Egoist verurtheilt wurde. Allmälig aber

träufelte die Zeit lindernden Balsam in Spechts Herz. Es ergab sich, daß die Witwe eine Nichte hatte, deren Augen blau und deren Haare röthliches Gold waren, und so machte sich's, daß Specht zuerst die Sommersprossen des Fräuleins interessant, dann ihr Benehmen reizend fand, und sich zuletzt auf seiner Stube mit dem Gedanken herumtrug, der angeheirathete Neffe von Herrn Pix zu werden.

Der Kaufmann saß in seinem Armstuhl und sah nachdenkend vor sich hin. Endlich wandte er sich zu seiner Schwester. „Fink ist wieder verschwunden,“ sagte er.

Sabine ließ ihren Knäuel fallen. „Verschwunden? in Amerika?“

„Ein Agent seines Vaters war heut im Comtoir. Wie er erzählt, hat ein neues Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn stattgefunden, und diesmal, fürchte ich, ist Fink in besserm Recht, als die Handlung. Er hat plötzlich die Leitung der Geschäfte aufgegeben, hat eine große Compagnie, die sein Oheim gegründet, durch gewaltsame Maßregeln bis zur Auflösung gebracht, hat gegenüber dem Vater auf seinen Antheil an der Erbschaft verzichtet und ist verschwunden. Nach den unsichern Nachrichten, die von Newyork gekommen sind, ist er in die Wildnisse des Innern gegangen.“

Sabine hörte gespannt zu, aber sie sprach kein Wort. Auch der Bruder schwieg. „Es war doch ein mächtiger Stoff in ihm,“ sagte er endlich. „Diese Zeit braucht eine Schnellkraft wie die seine. — Auch Pix verläßt uns. Er freit um eine Witwe mit Vermögen und will sich selbst etabliren. Ich werde Balbus an seine Stelle nehmen. Er wird ihn nicht ersetzen.“

„Nein,“ sagte Sabine bekümmert.

„Es wird leer bei uns,“ fuhr der Bruder fort, „und ich fühle, daß meine Kraft nicht zunimmt. Die letzten Jahre waren schwer. Man gewöhnt sich an die Gesichter, selbst an

die Schwächen der Menschen. Niemand denkt daran, wie bitter es oft auch dem Vorsteher eines Geschäftes wird, das Band zu lösen, das ihn mit seinen Gehülfen verbindet. An den Pix war ich gewöhnt, wie an wenig Andere, es kommt mir hart an, ihn zu missen. Und ich werde alt. — Ich werde alt und es wird leer bei uns. In einer finstern Zeit sehe ich dich allein im Hause, wenn ich dich verlassen muß, bleibst du einsam zurück. Mein Weib und mein Kind sind dahin. Auf deine blühende Jugend habe ich meine ganze Hoffnung gesetzt, an deinen Mann und deine Kinder habe ich gedacht, du armes Herz. Ich bin darüber alt geworden, und ich sehe dich an meiner Seite gehen, mit freundlichem Lächeln und wunder Seele, thätig, theilnehmend und doch allein, ohne eine große Freude und ohne Hoffnung."

Sabine legte ihr Haupt auf das Haupt des Bruders und weinte still. „Einer war dir lieb, den du verloren hast," sagte sie leise.

„Sprich nicht von ihm, denke nicht an ihn," sagte ihr Bruder finster. „Und wenn er auch von dort zurückkehrte, er wäre doch für uns verloren!" Er strich mit der Hand über das Haupt der Schwester, ergriff seinen Hut und verließ das Zimmer.

„Und er selbst denkt immer an Wohlfart," rief die Tante aus ihrer Fensternische, „erst heut hat er den alten Sturm die Kreuz und Quer nach Karl und dem Gute ausgefragt. Ich verstehe diesen Mann nicht."

„Ich verstehe ihn," seufzte Sabine und setzte sich wieder zu ihrer Arbeit. Die Tante schmollte: „Ihr seid Eins wie das Andere, mit Euch ist über gewisse Dinge nicht zu reden," und verließ unwillig das Zimmer.

Sabine saß allein. Im Ofen knisterte das Feuer, und der Pendel der Uhr bewegte sich im einförmigen Schlag. „Immer so fort, ja immer so fort," summte die Wanduhr, leise knisterte die Flamme des Lebens in dem fest eingeschlossenen Raum dieser Mauern, jeden Morgen angezündet, jeden

Abend verglühend. In gleichmüthigem Ernst sahen die Bilder ihrer Eltern herunter auf das letzte Kind des Hauses, ohne Bewegung, seit vielen Jahren. So verging ihre Jugend, ernst, still, unbewegt, wie die Gestalten an der Wand. Sabine neigte ihr Haupt und lauschte. Horch, kleine geisterhafte Tritte in den Winkeln der Stube, und horch, ein fröhliches Lachen von Kindesmund, und näher trippelte es an sie heran, und ein lockiges Haupt legte sich schmeichelnd in ihren Schooß, und zwei kleine Arme streckten sich begehrlich nach ihrem Halse aus. Sie beugte sich herab und küßte die Luft vor ihrem Munde und horchte wieder nach den holden Tönen, die ihr Herz in Entzücken hoben und freudige Thränen in ihre Augen trieben. Ach, sie faßte mit der Hand in die Leere, und nichts war wirklich als die Thränen, welche in ihren Schooß fielen.

So saß sie lange, bis die Dämmerung des Abends in das Zimmer drang. Müder bewegte sich der Pendel der Uhr, das Feuer im Ofen verglühte, die letzten Funken verglommen, immer undeutlicher wurden die Umrisse der Bilder an der Wand, ein Haupt nach dem andern verschwand in der Finsterniß; immer dunkler wurde das Zimmer, einsam, farblos, ohne Licht; immer enger umschloß sie die Nacht, wie eine Sargdecke verhüllte sie ihr Haupt und Glieder.

Da schlug draußen der Schlegel des alten Sturm lustig an die Reifen der Fässer. Stark und wuchtig tönte jeder Schlag durch den Hof und die Räume des Hauses. Sabine erhob sich. „Es sollte so sein," rief sie entschlossen. „Zweimal habe ich gefürchtet und gehofft, es war zweimal eine Täuschung, jetzt ist es vorbei. Er allein, dem ich Alles bin, ist meinem Leben geblieben. Ich kann ihm den Gatten, auf den er gehofft hat, nicht entgegenführen, und keine Kinderhand wird sich um seinen Hals schlingen. Ja, es wird fortgehen bei uns, wie es geworden ist, immer stiller, immer leerer. Mich aber soll er haben und mein ganzes Leben. Mein Bruder, du sollst nicht mehr mit Schmerz empfinden, daß deinem und meinem Leben der Frohsinn fehlt."

Sie ergriff den Schlüsselkorb und eilte in das Zimmer des Bruders.

Unterdeß faßte die Tante den Entschluß, Herrn Baumann einen Besuch zu machen.

Zwischen der Tante und Baumann bestand schon lange ein stilles Einverständniß. Das Schicksal hatte gewollt, daß er ihr Tischnachbar geworden war. Wenn die Tante auf die Reihe ihrer Nachbarn bei der Mittagstafel, der größten Begebenheit des Tages, zurücksah, so kam sie zu der Ansicht, daß diese Reihe nach und nach eben so sehr an lustiger Laune abgenommen, als an christlicher Frömmigkeit zugenommen hatte. Fink war gottlos, aber sehr unterhaltend gewesen; Wohlfart hielt in Tugend und guter Laune ein gewisses angenehmes Gleichgewicht; Baumann war der Frömmste, aber der Schweigsamste. „Was man nicht Alles erlebt," dachte dann die gute Tante. Das Gespräch der Tante mit Herrn Baumann war nie aufregend, aber es war erbaulich, denn auch die Tante hielt viel auf Gottesdienst, und am Montag tauschten die Beiden leise ihre Bemerkungen über die letzte Predigt aus. Außer dem theologischen Gespräch gab es aber auch noch ein anderes Band zwischen der Tante und Baumann, und dies Band hieß Anton. Die Tante konnte sich noch immer nicht in das finden, was sie einen unnatürlichen Abschied nannte. Sie war unsicher, wem sie die Schuld der plötzlichen Verstörung beimessen sollte, die über Anton gekommen war, dem Chef oder seinem Correspondenten. Mit Entschiedenheit hielt sie an der Ueberzeugung fest, daß dieser Abgang Wohlfarts unnöthig, unverständig und verderblich für alle Theile gewesen sei, und sie arbeitete daran, denselben auf Umwegen wieder in das Geschäft zurückzubringen, soweit zarte Winke und weibliches Zureden die Entschlüsse männlicher Brummbäre zu bestimmen vermögen. Sie hatte deßhalb nach Antons Abreise in der ersten Zeit sowohl gegen den Kaufmann als gegen Sabine bei jeder Gelegenheit über Anton gesprochen und denselben gerühmt. Aber sie kam schlecht an. Der Kaufmann antwortete immer

kurz, zuweilen rauh, mit dem war gar nichts zu machen, und Sabine lenkte das Gespräch ab, oder verstummte ganz, sobald die Tante ihr Loblied sang. Das täuschte die Tante nicht. Die gestickten Vorhänge hatten einen blendenden Schein in ihrer Seele zurückgelassen, mit welchem sie seit der Zeit selbstzufrieden Sabine beleuchtete. Sie wußte, daß Herr Baumann der einzige von den Herren war, welcher mit Anton in Briefwechsel stand, heut beschloß sie, auf der Stelle der Starrköpfigkeit aller Parteien zur Hülfe zu kommen. Sie ergriff deßhalb eine kleine Broschüre, welche sie von Herrn Baumann geliehen hatte, den Jahresbericht über einen wohlthätigen Verein, und ging gleichgültig nach dem Hinterhause, wo sie im Vorbeigehen an Herrn Baumanns Thür klopfte und diesem die Broschüre hinreichte. „Sehr hübsch," sagte sie auf der Schwelle, „der Himmel wird dem Unternehmen seinen Segen geben," und dabei steckte sie ihm in einem Papier einen kleinen Beitrag in die Hand. „Schreiben Sie mich mit dem Betrage auch für die Zukunft auf." Herr Baumann dankte im Namen der Armen. Darauf begann die Tante in der Thür: „Was hört man denn Neues von Ihrem Freund Wohlfart? Er ist wie aus der Welt verschwunden, auch der alte Sturm weiß nichts zu erzählen."

„Er hat viel zu thun," sagte der schweigsame Baumann.

„Na, ich denke, nicht mehr, als hier. Wenn es ihm um Arbeit zu thun war, so konnte er ruhig hier bleiben."

„Er hat dort eine schwere Pflicht zu erfüllen und verrichtet ein gutes Werk," fuhr Herr Baumann vorsichtig fort.

„Gehen Sie mir mit Ihrem guten Werk," rief die Tante, trat in der Zerstreuung in's Zimmer und machte die Thür hinter sich zu. „Das war auch ein gutes Werk, was er hier zu verrichten hatte. Nein, nehmen Sie es mir nicht übel, so etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Er läuft hier weg, gerade wo ein kluger Mann, der in alle Geheimnisse der Handlung eingeweiht war, am allernothwendigsten wurde. Dafür giebt es gar keine Entschuldigung. Wenn er sich selbst etablirt

hätte, oder wenn er geheirathet hätte, das wäre etwas Anderes, der Mensch will einen Haushalt, er will auch ein eigenes Geschäft haben. So etwas ist Gottes Wille, und in diesem Fall würde ich kein Wort verlieren. Aber so aus dem Comtoir fortzurennen unter Schafe und Kühe und unter die Polen und Edelleute, das ist gar nicht zu entschuldigen; und noch dazu aus einem Geschäft, wo man es so gut mit ihm meinte und wo er liebes Kind war in allen Stuben. Wissen Sie, wie ich das finde, Herr Baumann?" fuhr sie eifrig fort, und die Bänder ihrer Haube wackelten. „Ich finde das undankbar! — Und was soll jetzt hier werden? Es ist ja in diesem Haus eine völlige Verwüstung. Fink fort, Jordan fort, Wohlfart fort, Pix fort, Sie sind noch der Einzige, der im ersten Comtoir von den guten Herren geblieben ist, und Sie können doch nicht Alles machen."

„Nein," sagte Baumann betrübt, „und ich bin auch in einer schlimmen Lage, ich hatte mir vorigen Herbst als den letzten Termin gestellt, bis zu dem ich in der Handlung bleiben wollte, und jetzt ist das Frühjahr nahe und ich bin der Stimme noch nicht gefolgt, die mich ruft."

„Reden Sie mir nicht solch Zeug!" rief die Tante erschrocken; „Sie werden doch nicht auch fort wollen?"

„Ich muß," sagte Herr Baumann die Augen niederschlagend. „Ich habe Briefe bekommen von meinen englischen Brüdern, die Brüder schelten mich wegen meiner Lauheit. Ich fürchte, es ist ein großes Unrecht, daß ich nicht schon gegangen bin, aber wenn ich wieder in's Comtoir komme und die Haufen Briefe und das sorgenvolle Gesicht von Herrn Schröter sehe, und wenn ich denke, wie schwer die Zeit ist, und welches Unglück die Handlung mit ihren besten Kräften gehabt hat, da hält's mich immer wieder hier fest. Ich wollte auch, Wohlfart käme wieder, er thut der Handlung noth."

„Er muß wiederkommen," rief die Tante, „das ist seine christliche Pflicht und Schuldigkeit. Schreiben Sie ihm das. — Freilich ist bei uns grade kein lustiges Leben," fuhr sie

vertraulich fort; „er mag es dort wohl besser haben. Unter den Polen geht das in Saus und Braus."

„Ach nein," erwiederte Herr Baumann ebenso vertraulich, „in Braus lebt er nicht. Ich fürchte, er hat dort Kummer und schwere Tage; was er schreibt, ist nicht sehr lustig."

„I, was Sie sagen," sagte die Tante sich setzend und sah erwartungsvoll in Baumanns Gesicht. Baumann rückte seinen Stuhl nahe an die Tante heran, und die beiden Frommen begannen halblaut ein kleines menschenfreundliches Geklätsch.

„Er schreibt bekümmert, er sieht die Zeit finster an," begann Herr Baumann, „er fürchtet neue Unruhen und schlimme Jahre."

„Gott behüte," rief die Tante, „davon haben wir schon genug gehabt."

„Er lebt in einer unsichern Gegend," fuhr Herr Baumann fort, „unter schlechten Menschen; die Polizei muß dort mangelhaft sein."

„Es giebt dort schreckliche Räuberhöhlen," stimmte die aufgeregte Tante bei.

„Und ich fürchte, es sieht auch mit seinen Einnahmen schlecht aus, im Anfange habe ich ihm noch manchmal einige Kleinigkeiten, an die er gewöhnt war, von unserm guten Thee und von den Cigarren hinschicken müssen, in dem letzten Briefe schreibt er mir, er wolle gute Wirthschaft treiben und sich davon entwöhnen. „Er muß wenig Geld haben," fuhr Baumann kopfschüttelnd fort, „nicht über zweihundert."

„Er leidet Noth," rief die Tante, „gewiß, so ist es; der arme Wohlfart! Wenn Sie ihm schreiben, schicken wir ihm eine Kiste von dem Peckothee und ein Paar von unsern Schinken."

„Schinken auf das Land?" frug Baumann zweifelhaft. „Ich glaube, Schweine werden dort noch am ersten zu finden sein."

„Aber sie gehören nicht ihm!" rief die Tante. „Hören Sie, Herr Baumann, es ist Christenpflicht, daß Sie ihm auf der Stelle schreiben, er soll sogleich hierher zurückkommen.

Die Handlung braucht ihn, sie fordert ihn. Ich weiß am besten, wie mein Neffe sich in der Stille über diese Zeit kümmert und über den Verlust der besten Herren, die wir gehabt haben, und wie sehr er sich freuen würde, seinen Wohlfart wieder zu sehen.“ Das Letztere war eine fromme Lüge der Tante.

„Es sieht mir doch nicht so aus,“ warf Baumann bedenklich ein.

„Erst heut hat meine Nichte zu ihrem Bruder gesagt, wie lieb Wohlfart uns Allen gewesen ist und was wir an ihm verloren haben. Wenn er dort Pflichten hat, er hat Pflichten auch hier, und seine hier sind älter.“

„Ich will ihm schreiben,“ sagte Herr Baumann, „aber ich fürchte, verehrte Frau, es wird nicht viel nützen, denn gerade wenn es ihm schlecht geht, wird er den Pflug nicht verlassen, an den er die Hand gelegt hat um Anderer willen.“

„Er ist nicht vom Pfluge, sondern von der Feder,“ rief die Tante ärgerlich, „und er gehört hierher. Das Andere ist alles dummes Zeug. Wenn er hier seinen feinen Thee trinkt und sein gutes Auskommen hat, so thut er deßwegen nicht weniger seine Pflicht. Und dasselbe sage ich Ihnen, Herr Baumann, daß Sie mir nicht wieder mit Ihren afrikanischen Ideen kommen.“

Baumann lächelte in stolzer Ueberlegenheit. Aber als die Tante das Zimmer verlassen hatte, setzte er sich doch gehorsam hin und schrieb Anton die ganze Unterredung mit der Tante, und er schrieb ihm dazu, wie ernsthaft das Leben in der Handlung geworden war, und wie finster das Gesicht des Prinzipals alle Morgen dareinschaute, wenn er durch das vordere Comtoir ging.

Der Schnee auf dem Gut ist weggeschmolzen, im hochgeschwollenen Bach fluthet das Schneewasser, noch liegt die Landschaft still und farblos, der belebende Saft der Erde beginnt

seinen ersten Kreislauf in den Stämmen der Bäume und treibt in den Sträuchern am Bach die ersten Blüthenkätzchen. Das Winterwasser hat die schlechte Brücke abgeworfen, und Anton steht in der Nähe des Schlosses am Wasser und beaufsichtigt die Arbeiter, welche neue Balken legen und Bohlen darauf nageln, Lenore sitzt auf einem abgehauenen Baumstamm ihm gegenüber und sieht zu, wie er das Holz mit dem Zollstabe mißt und der großen Säge die Bleistiftzeichen macht. „Das Aergste ist überstanden,“ ruft Lenore, „das Frühjahr kommt! Schon sehe ich im Geist die Bäume und den Rasen grünen, auch das finstere Haus soll in dem hellen Frühling lustiger aussehen als heut. Aber Ihnen will ich das Schloß zeichnen, wie es jetzt ist, Sie sollen sich erinnern, wie der erste Winter war, den wir in Ihrem Schutz hier verlebten.“

Und Anton sieht mit leuchtendem Auge auf das schöne Mädchen vor ihm und zeichnet mit dem Bleistift das Profil ihres Gesichts auf ein neues Bret. „Sie treffen mich nicht,“ sagt Lenore, „Sie machen meinen Mund immer zu groß und die Augen zu klein. Geben Sie mir den Stift, das verstehe ich besser, halten Sie still. Sehen Sie, das ist Ihr Gesicht, Ihr treuherziges Gesicht, ich kann's auswendig. — Hurrah, der Stadtbote!“ ruft sie, wirft den Bleistift weg und eilt auf das Schloß zu. Anton folgt ihr, denn der Stadtbote, beladen mit einem schweren Pack, ist für die vom Schlosse das Schiff, welches durch den tiefen Sand steuert, um in das abgeschlossene Eiland die guten Dinge aus der Welt zu bringen. Am Hause wird dem Mann die Last abgenommen, Lenore ergreift vergnügt das Zeichenpapier, das sie in Rosmin bestellt hat. „Kommen Sie, Wohlfart, jetzt suchen wir den Punkt, von dem ich das Schloß am besten zeichnen kann, das Bild soll in Ihrer Stube an Stelle des alten hängen, das mich traurig macht, so oft ich es ansehe. Einst zeichneten Sie unser Haus, jetzt thue ich's für Sie. Ich will mir rechte Mühe geben, Sie sollen sehen, daß ich auch etwas kann.“

So spricht sie fröhlich in Anton hinein, er aber hört nicht

auf ihre Worte. Ungeduldig hat er den Brief Baumanns erbrochen, und während er liest, röthet sich sein Gesicht vor innerer Bewegung. Langsam in tiefen Gedanken geht er in sein Zimmer hinauf und kommt nicht wieder herunter.

Lenore ergreift das Couvert, welches auf den Boden gefallen ist. „Das ist wieder die Hand seines Freundes aus der Handlung," sagt sie traurig; „so oft er einen Brief von dort erhält, wird er finster und kalt gegen mich." Sie wirft das Couvert weit weg und eilt in den Stall, ihren Vertrauten, den Pony, zu satteln.

VI.

Es war Wochenmarkt in der kleinen Kreisstadt Rosmin. Seit uralter Zeit war der Markttag für die Landleute der Umgegend ein Fest von besonderer Bedeutung. Fünf Tage der Woche mußte der Bauer seinen Kohl bauen oder dem gestrengen Herrn frohnen, am Sonntage war sein Herz getheilt zwischen der Jungfrau Maria, seiner Familie und der Schenke, der Markttag trieb ihn über die Grenze seiner Feldmark hinein in die große Welt. Dann fühlte er sich auch gegenüber den Fremden als ein schlauer Mann, welcher schafft und gebraucht, er sah Bekannte wieder, die er sonst niemals getroffen, er erblickte neue Dinge aus der Fremde, er hörte von andern Städten und Ländern und genoß, was Andere für ihn erfunden hatten, in vollen Zügen. Und am Abend dieses Tages flogen die Neuigkeiten aus der weiten Welt bis in das entfernte Walddorf, in jede Hütte, in jede einzelne Menschenseele des Kreises. So war es schon damals gewesen, als noch die Slaven allein auf dem Boden saßen, der Bauer leibeigen unter schmutzigem Strohdach, der Edelmann hoffärtig in seinem hölzernen Palast. Damals war ein offenes Feld gewesen, was

jetzt Rosmin heißt; vielleicht stand eine Kapelle darauf mit einem gnädigen Bilde, oder ein Paar mächtige Bäume noch aus der Heidenzeit, oder das Haus eines klugen Grundherrn, der weiter sah, als seine langbärtigen Genossen. Damals war der deutsche Kaufmann zum Markte über die Grenze gekommen mit seinen Wagen und Dienern, er hatte unter dem Schutz des Crucifixes oder eines slavischen Säbels seine Truhen geöffnet und die Werke des heimischen Fleißes, Tuche, buntfarbige Kleider, Zwickelstrümpfe, Halsbänder von Glas und theuren Korallen, Heiligenbilder und Kirchengeräth, aber auch, was den Gaumen erfreut, süße Backwaaren, fremden Wein und wohlriechende Citronen feil geboten, und hatte dagegen eingetauscht, was die Landschaft ihm entgegenbrachte: Wolfsfelle, Hamsterpelze, Honig, Getreide, Vieh und Anderes. Nicht lange, so schlug neben dem Kaufmann auch der Handwerker seine Werkstatt auf, der deutsche Schuster kam, und der Knopfmacher, der Blechschmidt und der Gürtler, die Zelte und Hütten verwandelten sich allmälig in feste Häuser, die im Viereck um den großen Marktplatz aufstiegen, auf dem viele Hundert beladene Polenwagen Raum haben mußten. Fest schlossen sich die fremden Ansiedler zusammen, sie kauften den Grund, sie kauften ein Stadtrecht von dem slavischen Grundherrn, sie gaben sich ein Statut nach dem Muster deutscher Städte. Die neuen Bürger bauten ihr Rathhaus in die Mitte des großen Vierecks und daran ein Dutzend Häuser für Kaufleute und Schenken, und der Marktring war geschlossen. Um die Hofräume, die Hintergebäude und Gassen wurde die Stadtmauer gezogen, und über die beiden gewölbten Thore nach dem Brauch der Heimath wohl auch die Wachtthürme gesetzt, unten hauste der Zöllner, oben der Wächter. Und mit Verwunderung erzählte man sich draußen in den Wäldern und auf der Haide, wie schnell die Männer mit fremder Sprache gewachsen waren, und daß jeder Landmann, der durch ihr Thor fuhr, ihnen ein Kupferstück bezahlen mußte als Brückengeld, ja der Edelmann, der allmächtige, mußte auch bezahlen.

Manchen Slaven aus dem Umkreise warf sein Schicksal zu den Bürgern in die Stadt, er wurde heimisch unter ihnen, ein Handwerker, Kaufmann, Bürger, wie sie. So war Rosmin entstanden, so viele deutsche Städte auf altem Slavengrund, und sie sind geblieben, was sie im Anfang waren, die Märkte der großen Ebene, die Stätten, wo polnische Ackerfrucht eingetauscht wird gegen die Erfindungen deutscher Industrie, die Knoten eines festen Netzes, welches der Deutsche über den Slaven gelegt hat, kunstvolle Knoten, in denen zahllose Fäden zusammenlaufen, durch welche die kleinen Arbeiter des Feldes verbunden werden mit andern Menschen, mit Bildung, mit Freiheit und einem civilisirten Staat.

Noch immer ist der Markttag von Rosmin der große Tag für die Umgegend. Vom frühen Morgen an ziehen Hunderte von Korbwagen mit Ackerfrüchten nach der Stadt und hoch auf den Säcken sitzt der breitschultrige Bauer und die Bäuerin; aber nicht mehr peitscht der Leibeigene die abgetriebenen Gäule seines Gebieters, ein freigeborenes Slavenkind lenkt die stattlichen Pferde, deren Vater sogar ein Hengst des Königs ist. Und wenn der Federwagen eines Edelmanns vorbeifährt, dann treibt auch der Bursch sein Pferd zu schnellerem Lauf, und wenn er artig ist, rückt er nur ein wenig an seinem Hut. Auf allen Straßen und Feldwegen zieht es der Stadt zu, die kleinen Leute fahren ihre Gänse auf der Radber, und die Frau trägt im Korbe die Butter ihrer Kuh, Beeren und Pilze und ganz unten auf dem Boden vielleicht einen heimlichen Hasen, den ihr Mann durch einen Wurf seines Stockes getödtet hat. Vor allen Gasthäusern der Vorstadt stehen Haufen abgespannter Wagen, an jeder Schenkthür drängen sich die ein- und ausgehenden Leute. Auf dem Markt sind die Getreidewagen dicht neben einander aufgefahren, der große Platz ist bedeckt mit runden Säcken und Gespannen, und Pferde von jeder Größe und in allen Farben stehen neben einander, an den guten Plätzen am Rande auch die Hoffuhren der Edelleute. Und in dem Viereck der hundert Wagen, zwischen

den Knechten, Pferdeköpfen und Heubündeln windet sich aalgleich der jüdische Factor hindurch, Getreideproben in jeder Tasche, in zwei Sprachen fragend und antwortend. Neben dem weißen Kittel und blauen Schnurrocke der Slaven und ihrem Hut mit der Pfauenfeder zeigt sich das einförmige Dunkelblau des deutschen Colonisten. Dazwischen Soldaten aus der nächsten Garnison, Stadtbewohner, Wirthschaftsbeamte und feine Herren vom Landadel. An der Ecke des Marktes hält auf seinem großen Pferde hoch erhaben der Gensdarm, auch er ist heut im Eifer, und seine Stimme klingt herrisch über das Gewirre der Wagen, welche die Einfahrt zur Straße verstopft haben.

Ueberall in der Stadt sind die Kaufläden weit geöffnet, und vor den Häusern stellen die kleinen Händler auf Tischen und Tonnen ihre Waare aus. Bedächtig schreitet das Bäuerlein, gefolgt von den Weibern seiner Hütte, die Reihen der Schautische entlang, mit kurzem Befehl hält er die Frauen zusammen, welche begehrlich stehen bleiben und die Köpfe zusammenstecken, wo bunter Kattun, Tücher oder Halsbänder aufgehängt sind, bis auch sein künstlicher Gleichmuth von einem Ausruf der Bewunderung durchbrochen wird, wenn er bei einem Tisch voll Stahlwaaren ankommt, oder bei einem Pferdegeschirr, oder einem großen Schinken im Fleischladen. Lange wird geprüft, bevor der Einkauf geschieht, wohl fünf Minuten biegt er das gestählte Blatt der Säge hin und her, bis der Kaufmann ihm gelangweilt das Stück aus der Hand nimmt, dann erst entschließt er sich zum Kauf; fast eben so lange klopft sein Weib an den irdenen Töpfen herum, ob nicht an einer Stelle ein schnarrender Mißton den Sprung verräth. Der Genuß des Kaufens wird hier viel stärker empfunden, als da, wo Tausende mit einem Wort weggegeben werden. Immer wird still gehalten, wenn ein bekannter Mann oder ein Blutsfreund aus einem andern Dorf den Kaufenden entgegenkommt. Dann entsteht ein lautes Begrüßen, die Frauen drängen sich heran, die Neuigkeiten fliegen aus einem Mund

in den andern, bis der ganze Trupp zuletzt gemeinsam seine Waarenschau fortsetzt. Endlich halten die Ermüdeten vor dem Tische, wo durchgeschnittene Würste durch ihr marmorirtes Füllsel anmuthig locken, wo Semmelberge stehen, und wo der ewig wünschenswerthe Häring in der Tonne liegt. Hier wird der letzte Einkauf gemacht und dann in ein Wirthshaus gezogen, die weiße Flasche gefüllt, und da kein Platz auf den Bänken zu finden ist, wird in einer Ecke des Hauses niedergesetzt und ein langsames Mahl gehalten. Die Flasche geht im Kreise, die Wangen werden röther, die Geberden lebendiger, die Gespräche lauter, die Männer fangen an sich zu küssen, alte Feinde suchen sich auf, mit einander zu zanken. Weithin auf die Straße tönt aus jeder Schenkstube das Gesumme und Geschrei. Unterdeß, wer andere Gänge hat, besorgt diese, wer eine Klage anzubringen hat, heut läuft er auf's Gericht, wer Steuern abzuliefern hat, heut pflegt er sie zu zahlen; alle Behörden sind heut in großer Thätigkeit, alle Schreiber dehnen heut ihre Finger, um die Feder schnell über das Papier zu führen; alle Schulzen erscheinen heut in den Aemtern, um zu melden und zu hören. Auch die Weinstuben sind gefüllt, und der Weinkaufmann Löwenberg macht heut die besten Geschäfte, er hat neben seinem Wein auch einen großen Handel mit Getreide und Wolle, er verleiht Gelder und ist der Vertraute vieler Gutsherren. In seiner großen Vorderstube sitzen die Gäste einzeln, deutsche Oberamtleute, ältere polnische Gutsbesitzer, vielleicht ein reicher deutscher Bauer, der einen guten Viehhandel gemacht hat. In dem Hinterzimmer aber geht's höher zu, dort sind die Edelleute des Kreises versammelt, manches wüste Gesicht mit stumpfen Zügen, aber auch der edle Schnitt des polnischen Herrenantlitzes, kräftige Männer von adligem Wesen. Dort springt der Kork des Champagners zur Decke und neben den Geschäften der Woche wird noch manches Andere verhandelt, was fremde Ohren nicht hören dürfen. Ist's nicht Politik, so rollen vielleicht die Würfel auf den Tisch oder ein Spiel Karten fliegt aus einer Tasche unter

die Weingläser, schnell fährt dann an der Ecke des Tisches eine Gruppe zusammen, es wird still in der Stube und nur kurze Ausrufungen in französischer Sprache werden gehört. So vergeht der Markttag als ein unaufhörliches Anrufen und Handeln, Erwerben und Genießen, unter Wagengerassel und Pferdelenken, bis der Abend seine graue Decke über den Marktplatz breitet, dann zieht die Bauerfrau ihren Mann am Rocke, sie denkt an die irdenen Töpfe, welche so leicht zerschlagen sind, und an die kleinen Kinder, die jetzt nach der Mutter rufen. Dann fahren die Wagen wieder auf allen Straßen auseinander, der Bauerbursch trägt einen Strauß von Flittern auf seinem Hut, er klatscht unaufhörlich mit der neugekauften Peitsche, und in trunkenem Muth treibt er seine Pferde zum rasenden Wettlauf mit andern Gespannen. Auf allen Feldwegen ziehen die kleinen Leute in ihre Dörfer, die Frau hat die Töpfe auf den Rücken gebunden, ein schönes rothes Tuch und ein Stück Pfefferkuchen für die Kinder liegen darin, und neue Kochlöffel und Quirle ragen daraus hervor, und neben ihr schreitet der Mann unsicher und schwer, die stählerne Säge auf der Schulter, vergeblich bemüht, die Würde eines Hausherrn vor den Fremden zu bewahren. Viel später fahren auch die Wagen der Herren vor das Weinhaus, die Kutscher müssen lange auf den Aufbruch warten, denn auch den Herren wird die Trennung schwer von dem Tisch der Trinkstube. Jetzt wird es stiller in der müden Stadt, der Kaufmann öffnet seinen Ladentisch, zählt und sortirt mit seiner Frau das eingenommene Geld und schlägt die falschen Silberstücke zornig mit einem Nagel vorn an den Ladentisch, zur eindringlichen Warnung für alle unsichern Zahler. Jetzt führt auch der Gensdarm sein Pferd in den Stall, überzählt die Vagabunden, die Marktdiebstähle, die Händel, die er heut angezeigt, und hofft auf einen gnädigen Blick. Endlich macht der Nachtwächter seine Runde, er achtet heut sorglich auf die Schenkstuben, in denen noch immer einzelne Schreier sitzen, und sieht beim trüben Laternenlicht erstaunt auf den unsaubern Markt-

platz, den sein Besen morgen von allem Schmutz befreien soll.

So war der Wochenmarkt von Rosmin immer gewesen. In dem letzten Winter war der Marktverkehr nicht geringer, als sonst, aber es war eine Unruhe sichtbar in vielen Köpfen, am meisten bei den Herren. Beim Weinkaufmann sah man zuweilen fremde Männer von kriegerischem Aussehen in die Hinterstube eintreten, dann wurde das Zimmer verschlossen. Auf den Straßen sah man junge Burschen in auffallender Tracht mit rothen viereckigen Mützen durch das Gedränge schreiten, sie schlugen zuweilen einen Landsmann auf die Schulter, riefen Andere beim Namen und zogen sie aus dem Gedränge in eine Ecke. Wo sich ein Soldat sehen ließ in seiner Uniform, sahen die Leute auf ihn, wie auf einen verkleideten Mann, Manche wichen ihm aus, Viele waren doppelt freundlich gegen ihn, Deutsche wie Polen. In den Schenken saßen die von den deutschen Dörfern apart und mischten sich nicht mit den Andern, und die Polnischen von den Gütern des Herrn von Tarow tranken viel und fingen noch mehr Händel an, als sonst. Der Vogt vom neuen Vorwerk hatte am letzten Markte in der ganzen Stadt keine neue Sense finden können, und der Förster beklagte sich gegen Anton, daß er neulich in keinem Kaufladen mehr Pulver gefunden hatte, als ihm auf eine Woche reiche. Es schwebte etwas in der Luft, Niemand wollte sagen, was es war.

Heut war wieder Markttag zu Rosmin, und Anton fuhr mit einem Knecht nach der Stadt. Es war einer der ersten Frühlingstage, die Sonne schien warm auf den Boden, der noch im winterlichen Schlummer dalag. Anton dachte daran, daß jetzt die ersten Gartenblumen blühen müßten, und daß er und die Frauen im Schloß in diesem Jahre keine sehen würden, als etwa auf dem Vorwerk im Winkel hinter der Scheuer. Es war auch keine Zeit, sich an Blumen zu freuen, überall waren die Herzen aufgeregt, und Alles, was durch so viele Jahre fest gewesen war, schien zu wanken. Ueber große Län-

verstrecken zog der politische Sturmwind, die Zeitungen erzählten alle Tage Unerwartetes und Furchtbares, ein großer Krieg schien im Anzuge, aller Besitz, alle Bildung schien in Gefahr. Er dachte an die Verhältnisse des Freiherrn, und welches Unglück für diesen entstehen mußte, wenn das Geld theuer wurde und der Grundbesitz spottwohlfeil. Er dachte auch an die Firma in der Hauptstadt, an seinen Platz im Comtoir, den er in der Stille noch immer als sein Eigenthum betrachtete, und an den sorgenvollen Brief, den ihm Herr Baumann geschrieben, wie finster der Prinzipal sei, und wie zänkisch die Collegen am Theetisch in Herrn Baumanns Stube.

Aus solchen kummervollen Gedanken weckte ihn ein Geräusch auf der Straße. Eine Reihe von Herrenwagen fuhr vorbei, in dem ersten saß Herr von Tarowski, der im Vorbeifahren artig zu Anton herüber grüßte. Anton sah erstaunt, daß er seinen Jäger auf dem Bedientensitz hatte, als zöge er zur Jagd. Noch drei Wagen rollten vorüber, alle mit Herren bis auf das Trittbret beladen, und hinter den Wagen jagte ein ganzer Trupp Reiter, der deutsche Inspector von Tarow mit darunter.

„Jasch," rief Anton dem Kutscher zu, „was war das, was die im zweiten Wagen zudeckten, als sie vorbeifuhren?"

„Flinten," antwortete der Kutscher kopfschüttelnd.

Der sonnige Tag nach langem Schnee- und Regenschauer lockte die Leute aus allen Höfen nach der Stadt, in kleinen Haufen zogen sie eilig vorwärts, wenig Frauen darunter, es war ein lautes Anrufen der verschiedenen Gesellschaften und ein Leben auf der Straße, wie sonst am Abend bei der Heimkehr. Vor dem ersten Wirthshaus an der Straße ließ Anton halten. Der Kutscher frug: „Es ist weit von hier nach dem Markte, wie wird es sein mit dem Aufladen des Hafers?"

„Bleib bei den Pferden," befahl Anton, „und geh nicht nach der Stadt; wenn ich etwas kaufe, lasse ich's herausfahren zum Umladen." Eilig schritt er durch's Thor in das Gewühl der Gassen. Die Stadt war mit Menschen überfüllt, es wogte

schon vom Thore an in hellen Haufen, kaum daß die Getreidewagen durchdrangen. Als Anton auf den Marktplatz kam, war er betroffen über das Aussehen der Männer. Ueberall erhitzte Gesichter, gespannte Züge, es waren nicht Wenige in Jägertracht unter dem Volke, und häufig sah man auf den Mützen eine fremde Cocarde. Vor dem Hause des Weinkaufmanns war das Gedränge am größten, dort standen die Leute Kopf an Kopf und sahen hinauf nach den Fenstern, an denen bunte Fahnen hingen, zu oberst polnische Farben, andere ausländische darunter. Noch sah Anton finster auf die Front des Hauses, da öffnete sich die Thür und auf die steinerne Treppe trat der Herr von Tarow und ein Fremder mit einer Schärpe um den Leib. Anton erkannte in ihm den Polen, der ihr einst mit Standrecht bedroht und vor einigen Monaten nach dem Inspector gefragt hatte. Ein junger Mann sprang aus dem Haufen auf die unterste Stufe, rief laut etwas in polnischer Sprache und schwenkte die Mütze: ein lautes Geschrei war die Antwort, dann wurde Alles still. Der Tarowski sprach einige Worte, von denen Anton nichts verstand, hinter ihm rasselten die Wagen und die Menge drängte sich hin und her. Darauf begann der Herr mit der Schärpe eine mächtige Rede. Er sprach lange, oft wurde er durch lautes Beifallsgeschrei unterbrochen; als er geendet hatte, erscholl ein betäubender Lärm, wilder polnischer Zuruf. Die Thüren des Hauses wurden weit geöffnet, die Menge wogte durcheinander wie ein unruhiges Meer. Ein Haufe stürzte fort und vertheilte sich auf dem Markte, Andere sprangen in das Haus; wer hineingeeilt war, kam nach wenig Augenblicken mit einer Cocarde an der Mütze, bewaffnet mit einem Sensenspeer wieder heraus. Im Nu hatte sich ein Haufe Sensenmänner und ein Trupp mit Feuergewehren vor dem Hause aufgestellt. Die Zahl der Bewaffneten wurde größer, kleine Abtheilungen Sensenmänner, von einzelnen Flintenträgern geführt, eilten von dem Hause weg nach allen Richtungen des Marktes. Hinter Anton klang Commandoruf und Befehl, er wandte sich um

und sah einzelne bewaffnete Reiter, welche die aufgefahrenen Wagen mit strengen Worten zur Abfahrt vom Markte trieben. Der Lärm und das Getümmel wurde stürmischer, mit ängstlichem Zuruf hieben die Landleute auf ihre Pferde, die Verkäufer flüchteten mit ihren Waaren in die Häuser, die Läden wurden geschlossen. Nach wenig Augenblicken hatte der Markt ein unheimliches Aussehen. Die Wagen waren entfernt, an den Marktecken standen einzelne Posten von Sensenmännern, ihre langen Spieße blinkten hell in der Morgensonne. Auf dem Platze selbst wogte die unsichere Menge. Betäubt, erschüttert, empört eilte Anton in dem Haufen fort, so kam er auf die andere Seite des Platzes. Dort lag das Steueramt, schon von weitem kenntlich durch das Wappenbild des Staates, das auf Holz gemalt neben dem Fenster hing. Dort drängten sich die Massen wieder; ein Posten von Sensenmännern stand vor dem Hause, aus der Ferne sah Anton, daß ein Mann eine Leiter ansetzte, zu dem Wappen hinaufstieg und mit einem Hammer auf das Schild pochte, bis es herabfiel auf die Steine. Als das Wappen auf die Steine schlug, ging durch die versammelte Menge ein leiser Ton, wie ein Seufzen; es war still geworden, daß man jeden Laut hören konnte. Eine Rotte von trunkenem Gesindel stürzte sich mit wildem Jauchzen auf das Schild, ein Strick wurde daran gebunden, und mit Hohngeschrei wurde es in den Rinnstein und über die Straße geschleift.

Anton war außer sich, eine Fluth von stürmischen Leidenschaften drängte nach seinem Herzen. „Ihr Schurken!" rief er laut und rannte durch die Umstehenden auf die Bande zu. Da faßte ihn ein starker Mann um den Leib, und eine bebende Stimme sprach: „Nicht vorwärts, Herr Wohlfart, heut ist ihr Tag, morgen kommt unser Tag." Anton riß sich los und sah neben sich die große Figur des Schulzen von Neudorf, er sah sich im Augenblick umgeben von einer Anzahl dunkler Männergestalten. Es waren die blauen Röcke deutscher Bauern, Gesichter voll Zorn und Kummer, welche ihn wie mit einem Wall einschlossen. „Laßt mich heraus!" rief Anton

noch immer außer sich. Wieder aber legte sich die schwere Hand des Schulzen auf seine Schulter, und mit nassen Augen sprach der Mann: „Schonen Sie Ihr Leben, Herr Wohlfart, es ist jetzt umsonst, wir haben nichts, als unsere Faust, und sind die Minderzahl.“ Und von der andern Seite wurde seine Hand umfaßt wie von Schrauben, und der alte Förster stand schluchzend neben ihm und stöhnte: „Daß ich diesen Tag erleben muß, o die Schande, die Schande!“ Dabei schüttelte er krampfhaft Antons Hand, schlug sich dann mit seinen Fäusten vor die Stirn und weinte laut wie ein Kind. Der wilde Schmerz des Alten gab Anton einen Theil seiner Ruhe wieder, er umschlang den Hals des Försters und hielt ihn fest an sich. Und wieder erscholl in ihrer Nähe mißtönendes Geschrei, und eine Stimme brüllte: „Durchsucht die Deutschen! nehmt ihnen die Waffen, Niemand darf den Markt verlassen!“ Anton sah sich hastig in dem Haufen um und rief: „Das dürfen wir nicht leiden, Ihr Männer, daß wir hier in der deutschen Stadt umstellt werden, wie Gefangene, und daß sie unser Wappen beschimpfen, die Schändlichen!“

Von fern wirbelte eine Trommel. „Es ist die Schützentrommel,“ rief der Schulz, „die Bürgerschützen von Rosmin kommen zusammen. Sie haben Gewehre.“

„Vielleicht ist noch nicht Alles verloren,“ rief Anton wieder. „Ich kenne einige Leute hier, die zuverlässig sind. Faßt Euch, mein Alter,“ tröstete er den Förster. „Die Deutschen vom Lande sollen nicht zerstreut bleiben, so weiß Niemand, was wir thun können. Wir wollen wenigstens mit einander den Markt verlassen, hier bei dem Brunnen sammeln wir uns. Jeder geht und ruft seine Bekannten zusammen. Und jetzt keine Zeit verloren! Ihr dorthin, Schulz, Ihr kommt mit mir, Schmidt von Kunau.“ Der Haufe fuhr nach zwei Richtungen auseinander, Anton von dem Förster und dem Schmidt gefolgt eilte noch einmal über den ganzen Markt. Nie hatte er eifriger gesucht, nie hatte Einer den Andern schneller verstanden. Wo er einen Deutschen fand, ein Blick des Auges, ein

schneller Händedruck, das flüchtige Wort: „Die Deutschen versammeln sich am Brunnen, erwartet uns,“ das trieb die Unschlüssigen schnell zu den Landsleuten.

Vor dem Hause des Weinkaufmanns hielt er mit seinen Gefährten in dem dichten Gedränge einen Augenblick an. Etwa funfzig Sensenmänner standen vor dem Hause, daneben ein Dutzend Gewehre, noch waren die Thüren weit geöffnet, und Einzelne traten immer noch hinein, sich Waffen zu holen. Die Menge war scheu zurückgewichen, es wogten hier Polen und Deutsche, Städter und Landleute durcheinander, Anton sah, daß auch die polnischen Bauern verstört im Haufen standen und einander zweifelnd ansahen. Vor dem Hause sprachen einige junge Herren in die Masse. Während der Kunauer Schmidt und der Förster den Deutschen ihr Zeichen gaben, fuhr Anton auf einen kleinen Mann los, der in seinem Arbeitsrock mit berußtem Gesicht in den Haufen drängte, und faßte ihn am Arm: „Schlosser Grobisch, Sie stehen hier? Warum eilen Sie nicht zum Sammelplatz, Sie sind Schütz und Bürger, wollen Sie diese Schmach ertragen?“

„Ach, Herr Rentmeister,“ sagte der Schlosser, Anton bei Seite ziehend, „das Unglück! Denken Sie, ich arbeite in meiner Werkstatt mit dem Hammer und höre von gar nichts. Bei unsrer Arbeit kann man wenig hören. Da stürzt meine Frau herein —“

„Wollen Sie diese Schmach ertragen?“ rief Anton und schüttelte den Mann heftig.

„Gott bewahre, Herr Wohlfart,“ erwiederte der Schlosser, „ich führe einen Zug bei den Schützen. Während mein Weib den Rock heraussucht, bin ich schnell über den Platz gelaufen, um zu sehen, wie viel ihrer sind. Sie sind größer, als ich, wie viel sind's, die Waffen tragen?“

„Ich rechne funfzig Sensen,“ erwiederte Anton schnell.

„Nicht diese Sensen,“ sagte der Kleine, „das ist zugelaufenes Volk, nur die Gewehre.“

„Ein Dutzend vor der Thür, eben so viel mögen wohl noch im Hause sein."

„Wir sind etwa dreißig Büchsen," sagte der Kleine bekümmert, „aber heut ist nicht auf Alle zu rechnen."

„Können Sie uns Gewehre schaffen?" frug Anton.

„Nur wenige," sagte der Schlosser kopfschüttelnd.

„Wir sind ein Hauf Deutsche vom Lande," sagte Anton in fliegender Eile, „wir wollen uns durchschlagen bis in die Vorstadt zum rothen Hirsch, dort halte ich die Leute zusammen, schicken Sie uns um Gottes willen durch eine Patrouille Nachricht heraus, und was Sie von Gewehren auftreiben können. Wenn wir die Edelleute hinauswerfen, läuft der andere Haufe von selbst auseinander."

„Aber diese Rache von diesen Polacken!" sagte der Schlosser mit aufgehobenem Zeigefinger, „die Stadt wird's bezahlen müssen."

„Nichts wird sie bezahlen, Meister, Sie bekommen morgen Militär, wenn Sie heut die Wahnsinnigen hinauswerfen. Nur fort, jeder Augenblick vergrößert die Gefahr."

Er trieb den Schlosser vorwärts und eilte auf die Brunnenseite. Dort fand er die Deutschen in kleinen Gruppen zusammenstehen, der Schulz von Neudorf kam ihm entgegen.

„Es ist keine Zeit zu verlieren," rief dieser, „die Andern werden aufmerksam, dort stellt sich ein Trupp Sensenmänner gegen uns auf."

„Folgt mir," rief Anton laut, „schließt Euch dicht zusammen, vorwärts, hinaus aus der Stadt!" Der Förster sprang von Haufe zu Haufe und drängte die Leute aneinander, Anton schritt mit dem Schulzen voran. Als sie an die Ecke des Marktes kamen, kreuzten die Sensenmänner ihre Waffen vor der engen Gasse, der Anführer des Postens spannte den Hahn seiner Flinte und rief Anton in phrasenhaftem Ton zu: „Warum wollen Sie fort, mein Herr! Nehmt Waffen, Ihr Leute, heut ist der Tag der Freiheit!"

Er sprach nicht weiter, denn der Förster stürzte vor und

gab ihm einen ungeheuren Backenstreich, daß er zur Seite taumelte und sein Gewehr im Fallen losging. Auf dem Markt erhob sich lautes Geschrei, der Förster ergriff die Flinte, und die beiden Sensenmänner, überrascht und ohne Befehl, wie sie waren, wurden von dem vordringenden Trupp an die Häuser geworfen, die Sensen aus ihrer Hand gerissen und von den zornigen Leuten an dem Steinpflaster zerbrochen. Ohne verfolgt zu werden, drängte der Haufe bis an das Stadtthor, auch dort wich der feindliche Posten zurück und ließ die dichte Masse ungehindert durch. So kamen sie beim Gasthofe an. Dort trat der Schulz von Anton aufgefordert vor die Leute. „Es geht dort drin gegen die Regierung," sagte er, „es geht gegen uns Deutsche. Der bewaffneten Feinde sind nicht viel, wir haben eben gesehen, wie der Bauer mit ihnen fertig wird. Wer ein ordentlicher Mann ist, der bleibt hier und hilft den Bürgersleuten in der Stadt die Fremden hinausjagen. Die Schützen wollen Einen zu uns senden und uns sagen, wie wir ihnen helfen können. Deßwegen bleibt zusammen, Landsleute."

Nach diesen Worten riefen Viele: „Wir bleiben hier," Manchem auch kam die Sorge und er stahl sich um das Haus und auf das Feld. Wer blieb, suchte eine Waffe, wo er sie fand, schwere Holzknittel, Radstangen, Heugabeln und was sonst in der Nähe aufzutreiben war.

„Ich kam her, mir Pulver und Schrot zu kaufen," sagte der Förster zu Anton, „jetzt habe ich eine Flinte, und das letzte Korn soll heut darauf gehen, wenn wir uns rächen können für den Schimpf an unserm Vogel."

Unterdeß waren im Schloß die Stunden wie gewöhnlich verlaufen bis gegen Mittag. Der Freiherr ging, von seiner Gemahlin geführt, im Sonnenschein um das Schloß herum; er grollte ein wenig, daß die Maulwurfshügel, an welche sein Fuß stieß, noch immer nicht geebnet waren, und kam zu dem

Resultat, daß kein Verlaß auf Beamte und Dienstleute sei, und Wohlfart noch vergeßlicher als alle andere. Bei diesem Thema verweilte er mit mürrischem Behagen. Die Baronin widersprach ihm nur so viel, als möglich war, ohne seine krankhafte Laune aufzuregen, und so setzte er sich endlich im Freien auf einen Stuhl nieder, den ihm der Bediente nachtrug, und hörte friedlich seiner Tochter zu, welche mit Karl den Platz für eine kleine Baumpflanzung absteckte. Niemand dachte Arges, Jeder war mit seiner nächsten Umgebung beschäftigt.

Da flog die schlimme Kunde, daß etwas Schreckliches vorgehe, mit Eulenflügeln über die Ebene. Auch zu der Waldinsel des Freiherrn kam sie heran, sie flatterte über die Kiefern und Birnbäume, über Getreidefelder und Anger bis auf das Schloß. Zuerst kam sie undeutlich, wie eine kleine Wolke am sonnigen Himmel, dann wurde sie größer, wie ein ungeheurer Vogel, der die Luft verfinstert, sie schlug mit ihren schwarzen Fittigen die Herzen aller Menschen in Dorf und Schloß, sie machte das Blut in den Adern stocken und trieb heiße Thränen über die Wangen.

Mitten in seiner Arbeit sah Karl plötzlich auf und sagte erschrocken zum Fräulein: „Das war ein Schuß!“

Lenore sah ihn betroffen an, dann lachte sie über ihren eigenen Schreck und erwiederte: „Ich habe nichts gehört; vielleicht war's der Förster.“

„Der Förster ist in der Stadt,“ entgegnete Karl ernst.

„Dann ist's ein verdammter Wilddieb im Walde,“ rief der Freiherr ärgerlich.

„Es war ein Kanonenschuß,“ behauptete der hartnäckige Karl.

„Das ist nicht möglich,“ sagte der Freiherr, „es steht kein Geschütz auf viele Meilen in der Runde,“ aber er selbst lauschte mit gespanntem Gesicht.

In dem Augenblick rief eine Stimme vom Wirthschaftshofe her: „Es brennt in Rosmin.“ Karl sah das Fräulein an, warf sein Grabscheit zu Boden und lief nach dem Hof;

Lenore folgte. „Wer hat gesagt, daß Feuer in Rosmin ist?“ frug er die Knechte, welche zu ihrer Mittagskost über den Hof gingen. Keiner hatte gerufen, aber alle liefen erschrocken aus dem Hof auf die Landstraße und versuchten nach Rosmin hinzusehen, obgleich Jeder wußte, daß die Stadt über zwei Meilen entfernt war und keine Aussicht dorthin.

„Es sind vorhin Weiber gelaufen auf dem Weg nach Neudorf wie in der Angst,“ sagte der eine Knecht, und ein anderer rief: „Es muß gefährlich zugehn in Rosmin, denn man sieht den Rauch über dem Walde stehn.“ Alle glaubten einen dunkeln Schatten über der Stelle zu sehn, wo die Stadt lag, auch Karl. Immer größer wurde die Aufregung ohne sichern Grund. Die Dorfleute traten auf der Straße zusammen. Alle sahen nach der Richtung von Rosmin und erzählten von dem Unglück, das über die Stadt gekommen sei. „Die Edelleute sind heut darin,“ rief der Eine, „sie haben die Stadt angezündet,“ und sein Nachbar hatte von einem Mann auf dem Felde gehört, daß heut ein Tag sei, an den alle Gutsherren denken sollten. Der Mann sah feindselig auf Karl und fügte hinzu: „Noch kann Manches kommen bis auf den Abend.“ Der Schenkwirth kam herzugelaufen und rief Karl entgegen: „Wenn nur erst der heutige Tag vorbei wäre,“ und Karl entgegnete in derselben Gemüthsstimmung: „Ich wollte das auch.“ Keiner wußte recht, weßhalb.

Von der Zeit kamen immer neue Schreckensbotschaften aus der Welt jenseit des Waldes. „Die Soldaten und Polen liefern einander eine Schlacht,“ hieß es. „Auch in Kunau brennt's,“ riefen einige Weiber, die vom Felde heimeilten. Endlich kam die Vogtin vom neuen Vorwerk außer Athem zu Lenore gelaufen: „Mein Mann schickt mich, weil er das Gehöft an diesem Angsttage nicht verlassen will. Er läßt fragen, ob Sie nichts vom Förster wissen, es ist Mord und Todtschlag in der Stadt und die Leute sagen, der Förster schießt mitten darunter.“ „Wer sagt das?“ fuhr der Freiherr auf. — „Einer, der über das Feld lief, hat es meinem Mann erzählt,“ rief die entsetzte

Frau, „und es muß wahr sein, daß dort Alles durcheinander ist, denn als der Förster nach der Stadt ging, hatte er gar keine Flinte bei sich.“ Allen kam vor, als ob das Unglück deßhalb wahr sein müßte. „Und heut Nacht hat es einen feurigen Schein gegeben auf dem Felde,“ klagte die Frau weiter, „unsre Stube wurde ganz hell, und mein Mann ist aufgesprungen und hinausgegangen. Da zog ein blaues Licht wie eine Schwefelflamme über den Wald nach Rosmin zu.“

So schlug das Gerücht mit seinen Flügeln auf die Herzen der Menschen. Mit Mühe brachte Karl die Knechte dazu, daß sie mit ihren Gespannen wieder auf's Feld zogen. Lenore stieg mit Karl auf den Thurm, um etwas Neues zu ersehn. Ob eine Rauchwolke über der Stadt war, das wollte Karl nicht entscheiden, aber an mehr als einer Stelle sahen sie hinter den Wäldern etwas wie Feuerschein und Rauchwolken. Kaum waren sie herab, so kam der eine Knecht mit den Pferden zurückgejagt und meldete, daß ihm ein Bauer aus dem andern Kreise, der auf dem Waldweg im Galopp durchgefahren war, gesagt habe, ganz Rosmin sei angefüllt mit Sensenmännern und mit Leuten, welche rothe Fahnen in der Hand hielten, und alle Deutsche im Lande würden erschossen. Die Baronin rang die Hände und fing an zu weinen, und ihr Gemahl verlor darüber den letzten Schein von Ruhe, den er mühsam bewahrt hatte. Er schalt heftig auf Wohlfart, der an solchem Tage nicht zu Hause sei, und ließ Karl zu sich rufen, der, nicht weniger erschrocken, sich jetzt um Antons Schicksal ängstigte. Er befahl ihm, Alles im Hofe zu verschließen, gleich darauf forderte er ihn wieder, und verbot durch ihn dem Schenkwirth, heut den Dorfleuten Branntwein zu verkaufen, und immer wieder frug er ihm ab, was man gehört hatte. Lenore konnte die schwüle Unruhe im Schloß nicht ertragen, sie ging unaufhörlich zwischen dem Schloß und dem Hofe ab und zu und hielt sich in Karls Nähe, in dessen treuherzigem Gesicht noch der meiste Trost zu finden war, dabei

sah sie immer wieder auf die Landstraße, ob nicht etwas zu erblicken sei, ein Wagen, ein Bote.

„Er ist ruhig," sagte sie zu Karl, „er wird sich einer so fürchterlichen Gefahr nicht aussetzen;" sie wünschte eine tröstende Antwort.

Karl aber schüttelte den Kopf: „Auf seine Ruh ist kein Verlaß; wenn's in der Stadt so aussieht, wie die Leute sagen, so ist Herr Anton nicht der Letzte, der darunter fährt. Er wird nicht an sich denken."

„Nein, das thut er nicht!" rief Lenore und rang die Hände.

So ging es fort bis gegen Abend. Karl hielt die Dienstleute, welche alle vor dem Hofe standen, streng zusammen, er ergriff seinen Karabiner, er wußte selbst nicht, wozu, er ließ sich ein Pferd satteln und band es wieder an die Krippe. Da kam der Wirth mit einem Knecht aus der Brennerei zum Schloß gerannt, der gutmüthige Mann rief schon von Weitem dem Fräulein entgegen: „Hier ist eine Nachricht, eine schreckliche Nachricht von Herrn Wohlfart." Lenore fuhr auf den fremden Knecht zu. Der Mensch machte in polnischer Sprache einen verwirrten Bericht von den Schrecken des Tages in Rosmin. Er hatte gesehen, daß auf dem Markte Polen und Deutsche auf einander geschossen hatten, daß der Herr Rentmeister an der Spitze der deutschen Bauern marschirt war.

„Ich wußte das," rief Karl stolz.

Dann erzählte der Knecht, wie er selbst geflüchtet sei, gerade als alle Polen auf den Herrn gezielt hätten; ob er todt sei, oder noch lebe, das könne er nicht genau sagen, denn er sei in großer Angst gewesen; aber er glaube wohl, der Herr müsse todt sein.

Lenore lehnte sich an die Mauer, Karl fuhr verzweiflungsvoll mit den Händen nach seinem Haupt. „Satteln Sie den Pony!" sagte Lenore mit klangloser Stimme.

„Sie wollen doch nicht selbst bei Nacht durch den Wald, den weiten Weg nach der Stadt?" rief Karl.

Ohne zu antworten eilte das tapfere Mädchen auf den

Stall zu, Karl sprang ihr in den Weg. „Sie dürfen nicht!“ schrie er, „die Frau Baronin wird vor Angst um Sie den Tod haben, und was können Sie unter den wüthenden Männern ausrichten?“

Lenore blieb stehen. „So schaffen Sie ihn her,“ rief sie halb bewußtlos, „bringen Sie ihn zu uns, lebendig oder todt.“

„Soll ich Sie an diesem Tage allein lassen?“ rief Karl wieder außer sich.

Lenore riß ihm den Karabiner vom Arm und rief: „Fort, wenn Sie ihn lieben, ich werde an Ihrer Stelle wachen.“

Karl stürzte nach dem Hofe, riß das Pferd heraus und jagte auf der Straße nach Rosmin dahin.

Der Hufschlag des Pferdes verklang, es wurde wieder still, Lenore eilte mit hastigen Schritten vor dem Schlosse auf und ab. Ihr Freund war in tödtlicher Gefahr, vielleicht war er verloren! und durch ihre Schuld, denn sie hatte ihn hierher getrieben. Sie fühlte eine heiße Sehnsucht nach seinem Anblick, nach dem Ton seiner Stimme. Was er ihr und den Eltern gewesen war, überdachte sie jetzt in ihrer Verzweiflung unaufhörlich. Es schien ihr unmöglich, ohne ihn die Zukunft in dieser Einsamkeit zu ertragen. Die Mutter sandte nach ihr, der Vater rief nach ihr zum Fenster hinaus, sie wies die Aufforderungen kurz ab, all' ihr Empfinden war aufgegangen in dem Gefühl der reinen und innigen Neigung, welche zwischen ihr und dem Verlorenen erblüht war.

In der Stadt stand Anton mit den Landleuten wohl eine halbe Stunde erwartungsvoll vor dem rothen Hirsch. Immer noch zogen die verscheuchten Marktleute bei ihnen vorüber in die Dörfer, flüchtigen Fußes die meisten, aber mancher blieb stehen und schloß sich ihnen an, oft auch wurde ein polnischer Gruß gehört, und mehrere Polen traten zu Anton und frugen, ob er sie brauchen könne. Endlich kam, nicht auf der Straße, sondern von dem Garten des Wirthshauses her, der Schlosser

in seiner grünen Uniform mit Epauletten, gefolgt von einigen Bürgerschützen.

Anton eilte auf ihn zu und rief: „Wie steht's?"

„Achtzehn Mann sind gekommen," sagte der Schlosser, „es sind die sichern Leute. Das Volk auf dem Markt verläuft sich, die im Weinhause sind nicht viel stärker geworden. Sie sind jetzt dabei, die Behörden abzusetzen. Unser Capitän hat Courage wie ein Teufel. Wenn Sie ihm helfen wollen, so ist er bereit, etwas zu wagen. Wir können von hinten hinein in Löwenbergs Haus, ich habe das Schloß zum Hinterthor selber gemacht und weiß Bescheid, vielleicht ist es gar nicht verschlossen. Wenn wir's geschickt machen, können wir die Anführer drin überfallen, wir können sie fassen und ihre Waffen."

„Wir müssen von vorn und hinten zu gleicher Zeit angreifen," entgegnete Anton, „dann haben wir sie sicher."

„Ja," sagte der Schlosser ein wenig verblüfft, „wenn Sie mit Ihren Leuten von vorn kommen wollten."

„Wir haben keine Waffen," rief Anton. „Ich will mit Euch nach vorn, und der Förster auch und vielleicht noch Einer oder der Andere; aber ein unbewaffneter Trupp gegen die Sensen und ein Dutzend Gewehre, das ist unmöglich."

„Sehen Sie," sagte der ehrliche Schlosser, „für uns ist's auch schwer. Wer so gerade im ersten Schreck von Weib und Kind kommt, der ist auch nicht in der Verfassung, sich gleich als Scheibe hinzustellen. Unsere Leute haben ja guten Willen, aber die drüben sind verzweifelte Menschen. Und deßwegen lassen Sie uns ruhig hinten herum gehen; wenn wir sie überraschen, giebt's weniger Blutvergießen, und das ist doch auch eine Hauptsache. Gewehre bringe ich nicht, nur einen Säbel für Sie."

Schweigend setzte sich der Haufe in Bewegung, der Schlosser führte. „Unsere Schützen haben sich im Hause des Hauptmanns versammelt," sagte er, „dorthin können wir durch die Gärten, ohne daß die am Thor uns gewahr werden." Durch

Gemüsegärten zogen sie vorwärts, einige Male mußte der ganze Haufe über niedrige Zäune klettern, dann kreuzten sie schnell den Weg, der um die Stadtmauer herumführte, überschritten auf einigen Bretern den Bach und drangen durch eine Mauerpforte, welche sie in den Hofraum eines Gerbers führte.

„Hier warten Sie," sagte der Schlosser mit einiger Unruhe. „Der Gerber ist einer von uns Schützen, aus der Hausthür tritt man auf dieselbe Hintergasse, in welcher der Eingang zu Löwenbergs Hofraum ist. Ich gehe zum Hauptmann melden, wir holen Sie ab."

Nur wenige Minuten standen die Landleute unter den Haufen Lohe, als der Förster, der als Wache in der Hausthür stand, den Anmarsch der Schützen meldete. Auf der Hintergasse stießen die beiden Haufen zusammen, nur kurze Begrüßungen wurden ausgetauscht. Der Hauptmann, ein wohlbeleibter Fleischer, forderte Anton auf, neben ihm zu gehen und seinen Zug den Schützen anzuschließen. Schweigend rückten sie in das Hinterthor von Löwenbergs Hause, das Thor war nicht verschlossen und nicht besetzt, der Schlosser sah durch das Hintergebäude in den leeren Hofraum. Der Trupp hielt einen Augenblick an, der Förster eilte zu den Führern. „Wir sind mehr Leute, als in dem Hause nöthig sind," sprach er mit fliegender Eile. „Hier daneben ist eine breite Quergasse, die auf den Markt führt. Geben Sie mir den Trommler, einen Zug Schützen und die Hälfte von den Landleuten, wir laufen bis auf den Markt und besetzen mit Geschrei die Oeffnung der Quergasse. Die auf dem Markt werden dadurch gestört, sie müssen auf uns sehen, unterdeß dringen Sie ein und nehmen die ganze Bande gefangen. Sobald ich trommeln lasse, springt der Herr Capitän mit dem Hauptcorps durch den Hof in das Vorderhaus, die Thür halten Sie besetzt."

„Mir ist's recht," sagte der dicke Hauptmann echauffirt und in der Aufregung, welche vor einem Angriff auch dem beherzten Mann die Brust beengt. „Nur vorwärts fort!"

Der Förster raffte sechs Schützen zusammen, winkte dem Schulz und einem Haufen der Landleute, und zog sich mit dem Haufen ohne großes Geräusch in die offene Seitengasse. Auch Anton fühlte das Blut an seine Schläfe hämmern in der Erwartung der nächsten Augenblicke. Endlich hörte man Trommelwirbel, gleich darauf ein lautes Hurrah. Wie Löwen sprangen die Bürger durch den Hof, der Hauptmann voran seinen Säbel schwingend, neben ihm Anton. So drangen sie in den Hausflur, bevor Jemand auf sie achtete. Alles im Hause war an die Fenster und an die Thür gestürzt.

„Hurrah," rief der Hauptmann, „wir haben sie," und ergriff in dem Hausflur einen der Herren im Genick. „Keiner soll entrinnen. Schließt die Thür!" schrie er und hielt sein Opfer am Kragen fest, wie eine Kuh bei den Hörnern. Durch die Kraft von zehn Leibern wurde die Hausthür von innen zugedrückt und verschlossen, so daß die Eifrigen auch die Feinde, welche in der Thür standen, hinaus drängten. Darauf stürzten die Schützen in die Stube, ein Theil nach dem obern Stock. Wer von Herren in der Stube war, sprang zum Fenster hinaus. So kam es, daß die Bürger in der Weinstube nichts ergriffen, als eine Namensliste, einen Haufen zusammengebundener Sensen, und in der Ecke ein halbes Dutzend Gewehre, welche den Edelleuten gehörten. Der Schlosser faßte sogleich die Gewehre und rannte mit Anton und einigen Andern, die er anrief, wieder hinten zum Hause hinaus in die Quergasse zu dem Zuge, den der Förster führte. Sie fanden den Zug in bedenklicher Lage. Er war muthig hinter dem Förster vorwärts gestürmt bis an den Ausgang der Gasse. Die Trommel und das Hurrah, und gleich darauf der feindliche Angriff im Hause hatten die Gegner in Verwirrung gebracht. Die Sensenmänner waren von dem Hause weggeeilt, sie standen in ungeordneten Haufen mitten auf dem Markte, der Mann in der Schärpe, selbst ohne Gewehr, war beschäftigt, die Unbehülflichen aufzustellen. Dagegen war der Trupp mit Gewehren, Oekonomen, Jäger und einige junge Herren, den Anrückenden kühn entgegen-

marschirt und hatte Front gegen sie gemacht. Vor der bewaffneten Schaar stutzten die Bürgerschützen und drängten an den Ausgang der Gasse zurück, der Förster stand allein mitten zwischen den feindlichen Parteien. In dieser Verlegenheit fing der Trommler wieder an aus Leibeskräften zu trommeln, die Polen hielten ihre Gewehre an die Backen, der Förster commandirte ebenfalls: „Legt an!“ und beide Haufen blieben im Anschlage vor einander stehen, jeder auf Augenblicke zurückgehalten durch die Scheu vor den furchtbaren Folgen, welche das erste Commando haben würde. Da sprang der Schlosser mit seinen Begleitern vor, die Gewehre wurden blitzschnell den Männern, welche darnach griffen, in die Hand gegeben, Anton und der tapfere Schlosser sprangen in die erste Reihe der Bürgerschützen. Ein blutiger Kampf auf dem Pflaster schien unvermeidlich.

In diesem Augenblick erscholl aus dem Fenster der Weinstube die Stimme des Hauptmanns laut über den Marktplatz: „Mitbrüder, wir haben sie. Hier ist der Gefangene. Es ist der Herr von Tarow selber!“ Alles setzte die Gewehre ab und hörte nach der Stimme. Der Hauptmann hielt den Kopf des Gefangenen zum Fenster hinaus, der, in sein Schicksal ergeben, keinen Versuch machte, sich aus der unbequemen Lage zu befreien. „Und jetzt hört auf meine Worte. Alle Fenster dieses Hauses sind besetzt, alle Straßen sind besetzt, wie dort auf dieser Seite zu sehen; sobald ich einen Finger hebe, werdet Ihr Leute alle in Grund und Boden geschossen.“

„Hurrah, Hauptmann,“ rief eine Stimme grade gegenüber von den mittlern Häusern des Marktes, und der Kaufmann, welcher dort wohnte, steckte seine Entenflinte zum Fenster des ersten Stocks hinaus, neben ihm der Apotheker und der Postmeister, die Pächter der städtischen Jagd.

„Guten Morgen, meine Herren,“ rief der Fleischer erfreut hinüber, denn eine kühne Sicherheit war auf ihn gekommen. „Ihr seht, Leute,“ fuhr er fort, „daß jeder Widerstand nutzlos ist, werft Eure Sensen weg, oder Ihr seid sämmtlich Kinder des Todes.“ Eine Anzahl Sensen klirrte auf das Pflaster.

„Und Ihr, Ihr Herren Jäger," fuhr der Hauptmann fort, „Ihr sollt freien Abzug haben, wenn Ihr Eure Gewehre abgebt, denn wenn nur Einer von Euch noch ein Gesicht schneidet, so soll dieses Mannes Blut über Euer Haupt kommen." Dabei ergriff er den Kopf des Tarowski, hielt ihn wieder zum Fenster hinaus und zog ein großes Schlachtmesser aus seiner Uniform. Er warf die Scheide auf die Straße und schwenkte das Messer so fürchterlich um das Haupt des Gefangenen, daß der brave Fleischer in diesem Augenblicke wahrhaft gräßlich und wie ein Kannibale aussah.

Da rief der Förster begeistert: „Hurrah, wir haben sie, vorwärts, marsch!" Der Trommler fing an zu trommeln, und im Sturm drangen die Deutschen vor. Auch die Schützen warfen sich aus dem Hause hervor auf die Treppe und die Straße. Der Haufe der polnischen Flintenträger gerieth in Unordnung, einige der Beherzten schossen ihre Gewehre ab, auch aus den Reihen der Angreifer fielen einzelne Schüsse. Die übrigen Sensen fielen zusammen und die Sensenmänner zerstreuten sich zuerst in wilder Flucht, gleich darauf flohen die mit den Gewehren. Die Deutschen stürmten ihnen nach, noch einige Schüsse wurden abgefeuert, die Flüchtigen wurden rund um den Markt gejagt, Einzelne versteckten sich in den Häusern, Andere liefen zum Stadtthor hinaus. Der Trommler schritt um den ganzen Marktplatz und schlug Alarm. Von allen Seiten kamen jetzt bewaffnete Bürger herzugerannt, auch die säumigen Schützen erschienen einer nach dem andern. Der Hauptmann übergab seinen Gefangenen einigen handfesten Leuten und rief, die Glückwünsche seiner Freunde mit der Hand abwehrend: „Der Dienst vor Allem, meine Herren! Das Nöthigste ist, daß wir die Thore schließen und besetzen. Wo ist der Capitän unserer Bundesgenossen?"

Anton trat herzu. „Herr Kamerad," sagte der wackere Fleischer salutirend, „ich denke, wir sammeln unsere Leute, wir halten eine Musterung und theilen die Wachen ein."

Die einzelnen Corps stellten sich auf dem Markte auf,

zuerst die Schützen, daneben unter Anführung des Försters die Landleute, auf der andern Seite eine Schaar Freiwilliger, die sich fortwährend vergrößerte. Es war eine lange Reihe, und mit Stolz sahen die von Rosmin, wie stark sie waren. Der Hauptmann ließ schwenken und in Zügen vorbeimarschiren. Darauf wurde der Wachtdienst eingetheilt, die Thore besetzt und Ehrenwachen vor die Aemter gestellt, halb Bürger, halb Landleute. Die heruntergerissenen Wappen wurden gesäubert, einige Frauenhände trugen aus den Gärten der Stadt die ersten Blumen zusammen und schmückten die Wappenbilder mit Kränzen und Gewinden. In feierlichem Zuge wurden sie an das Steueramt und die Post getragen, die ganze Mannschaft marschirte auf, präsentirte das Gewehr, und der Hauptmann brachte eine Anzahl patriotischer Hochs aus, welche von vielen hundert Kehlen nachgerufen wurden. Anton stand zur Seite, und als er die Frühlingsblumen auf dem Wappen sah, fiel ihm auf's Herz, wie er heut morgen gezweifelt hatte, ob er in diesem Jahre welche erblicken werde. Jetzt glänzten ihre Farben so lustig auf dem Schildzeichen seines Vaterlandes. Aber was hatte er seit dem Morgen erlebt!

Aus seinem Sinnen wurde er durch den Hauptmann geweckt, der ihn auf das Rathhaus in den Ausschuß einlud, welcher sich für die Sicherheit der Stadt gebildet hatte. So sah er sich auf einmal in der Rathhausstube vor dem grünen Tisch mitten unter fremden Männern, als einer der Ihrigen. Bald hatte er eine Feder in der Hand und schrieb einen Bericht über die Ereignisse des Tages an die Behörde. Der Ausschuß entwickelte große Thätigkeit, Boten wurden an das nächste Militärcommando abgesandt, die Häuser Verdächtiger wurden nach Flüchtlingen durchsucht, für die Landleute, welche sich bereit erklärt hatten, bis zum Abend in der Stadt zu bleiben, wurde durch freiwillige Beiträge der Bürger Speise und Trank besorgt, Patrouillen wurden nach allen Richtungen ausgeschickt, einzelne Gefangene verhört, und die Nachrichten, welche jetzt aus der Nachbarschaft einliefen, gesammelt. Von

allen Seiten kamen Meldungen. Aus mehreren Dörfern waren polnische Banden auf dem Wege zur Stadt, in dem Nachbarkreise war in ähnlicher Weise ein Aufstand versucht worden, und dort war er geglückt, die Stadt war in den Händen der polnischen Jugend, die Flüchtlinge erzählten von Plünderung, von Fanalen, welche durch das ganze Land brannten, von einem allgemeinen Aufstande der Polen und von dem Gemetzel, das sie unter den Deutschen anfangen wollten. Die Gesichter der von Rosmin wurden länger, die Siegesfreude, welche durch einige Stunden in dem Rathhaussaal geherrscht hatte, wich der Sorge um eine gefahrvolle Zukunft. Einige sprachen davon, daß die Stadt sich mit dem gefangenen Herrn von Tarow verständigen müsse, weil man der Bürger selbst nicht sicher sei, viele polnisch Gesinnte säßen innerhalb der Mauern, auch feindliche Gewehre wären noch versteckt. Doch wurden die Furchtsamen durch den kriegerischen Muth der Majorität überstimmt. Es ward beschlossen, die Nacht über in Waffen zu bleiben und die Stadt gegen fremde Banden zu halten, bis Militär hereinkomme.

So kam der Abend heran. Da verließ Anton, beunruhigt durch die zahlreichen Gerüchte von Plünderungen auf dem offenen Lande, den Sitzungssaal des Rathhauses und schickte den Schulz aus, um die Deutschen aus ihrer Gegend zum gemeinschaftlichen Abmarsch zu sammeln. Zwischen dem Schützenhauptmann und dem Schlosser schritt er unter dem Gerassel der Trommel und einem dreimaligen Hoch der Bürgerschützen mit seinen Leuten durch das Thor bis zu den letzten Häusern der Vorstadt. Dort an der hölzernen Brücke, welche über den Bach führt, nahmen die Städter und die vom Lande brüderlich Abschied.

„Ihr Wagen ist der letzte, der heute hinüber soll," sagte der Schlosser; „wir brechen hinter Ihnen die Bohlen von der Brücke und stellen einen Posten daneben." Und der Hauptmann zog seinen Hut und sagte: „Im Namen der Stadt und einer löblichen Bürgerschützencompagnie bedanke ich mich

für die freundliche Hülfe bei Euch Allen. Wenn eine schwere Zeit kommt, wie wir Alle fürchten, so wollen wir Deutsche immer zusammenhalten."

„Das Wort soll gelten," rief der Schulz, und die Landleute riefen es nach.

So zogen die Landleute hinaus auf die dunkle Ebene. Anton ließ seinen Wagen langsam nachfahren und ging mit dem Haufen zu Fuß. Der Förster zog einige junge Burschen, welche die erbeuteten Gewehre trugen, aus dem Trupp und formirte sie zu einer Avantgarde. Der Schmidt von Kunau, der jeden Mann aus dem Kreise kannte, stellte das vor, was der Förster die Spitze nannte. Alle Gebüsche und unsichere Stellen wurden sorgsam abgesucht, einzelne Leute, die ihnen aufstießen, wurden angehalten und ausgefragt. Sie hörten vieles Gefährliche, fanden aber ihren Weg durch keinen Haufen verlegt. So schritten die Männer im ernsten Gespräch vorwärts. Alle fühlten sich gehoben durch ihr Thun an diesem Tage, aber Keiner verbarg sich, daß dies erst der Anfang sei, und daß noch Schweres nachfolgen werde. „Wie sollen wir vom Lande die Zeit ertragen?" sagte der Schulz; „die in der Stadt haben ihre Mauern und wohnen dicht an einander, wir aber sind der Rachgier jedes Bösewichts ausgesetzt, und wenn ein halbes Dutzend Landstreicher mit Flinten in das Dorf kommt, so sind wir geliefert."

„Es ist wahr," sagte Anton, „vor den großen Schaaren können wir uns nicht hüten, und der Einzelne muß in solcher Zeit ertragen, was der Krieg ihm auferlegt, aber die großen Haufen, welche unter dem Commando von festen Befehlshabern stehen, sind für uns auch nicht das Schlimmste. Das Aergste sind die Banden von schlechtem Gesindel, die sich zusammenrotten, die Brandstifter und Plünderer, und gegen solche müssen wir uns von heute ab zu vertheidigen suchen. Haltet Euch morgen zu Hause, Ihr von Neudorf und Kunau, und beschickt mit Euren Boten die andern Deutschen in der Nähe, welche zu uns halten. Morgen bei guter Zeit komme ich zu Euch

hinüber, dort laßt uns berathen, ob wir etwas thun können für unsere Sicherheit."

So kamen die Männer an den Kreuzweg, wo der Weg nach dem Schlosse abgeht durch den herrschaftlichen Wald. Anton stand mit dem Schulzen und dem Schmidt noch eine Weile in Berathung zusammen, dann grüßten sich die Drei wie alte Freunde, und jeder Haufe eilte nach seinem Dorfe.

Anton bestieg seinen Wagen und nahm den Förster mit sich, damit dieser zur Nacht das Schloß bewachen helfe. Mitten im Walde wurden sie durch ein lautes „Halt! werda!" angerufen.

„Karl!" rief Anton erfreut. „Hurrah, hurrah, er lebt!" rief Karl außer sich vor Freude und sprengte an den Wagen. „Sind Sie auch unverwundet?"

„Ich bin es," erwiederte Anton, „wie steht's auf dem Schlosse?"

Jetzt begann ein schnelles Erzählen. „Daß ich nicht dabei war!" rief Karl einmal über das andere.

Als sie beim Schloß vorfuhren, flog eine helle Gestalt auf den Wagen zu. „Fräulein Lenore!" rief Anton herunterspringend.

„Lieber Wohlfart!" rief Lenore und faßte seine beiden Hände. Sie legte sich einen Augenblick auf seine Schulter, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Anton hielt ihre Hand fest und sagte, indem er ihr mit zärtlicher Theilnahme in die Augen sah: „Es kommt eine schreckliche Zeit, ich habe den ganzen Tag an Sie gedacht."

„Da wir Sie wieder haben," rief Lenore, „will ich Alles ruhig anhören, kommen Sie schnell zum Vater, er vergeht vor Ungeduld." Sie zog ihn die Treppe hinauf.

Der Freiherr öffnete die Thür und rief Anton auf den Gang entgegen: „Was bringen Sie?"

„Krieg, Herr Freiherr," erwiederte Anton ernst; „den häßlichsten aller Kämpfe habe ich gesehen, blutigen Krieg zwischen Nachbar und Nachbar. Das Land ist im Aufstand."

Fünftes Buch.



I.

Die Güter des Freiherrn lagen in einer Ecke des Rosminer Kreises. Nördlich hinter dem Walde das deutsche Bauerdorf Neudorf, und weiter ab im Osten Kunau. Durch einen breiten Strich Sand und Haideland waren diese Orte von polnischen Gütern getrennt, unter denen die des Herrn von Tarowski die nächsten waren. Im Westen und Süden des Gutes grenzten Kreise mit gemischter Bevölkerung, die Deutschen waren dort stark, reiche Grundherren und große Bauerdörfer saßen unter den Slaven. Im Norden hinter Neudorf und Kunau war ein polnischer Strich, viele kleine Rittergüter, zum Theil tief verschuldet, mit heruntergekommenen Familien.

„Von dort droht uns die größte Gefahr," sagte der Freiherr am Morgen nach dem Markttage zu Anton. „Die Bauerdörfer sind unsere natürlichen Feldwachen. Wenn Sie die Dorfleute dazu bringen, einen regelmäßigen Wachtdienst einzurichten, so müßten ihre Wachen die Kreisgrenze im Norden besetzen, wir würden dann versuchen, eine feste Communication mit ihnen zu unterhalten. Vergessen Sie die Fanale und Alarmhäuser nicht. Da Sie mit den Bauern schon so kameradschaftlich verkehrt haben, so werden Sie das am besten besorgen. Mir lassen Sie anspannen. Ich will in den nächsten Kreis fahren und versuchen, uns mit den Gutsbesitzern dort in eben solche Verbindung zu setzen. Den jungen Sturm nehme ich mit."

So ritt Anton nach Neudorf. Dorthin waren in der Nacht

neue Unglücksbotschaften gekommen. Einige deutsche Dörfer waren von bewaffneten Banden besetzt, die Häuser nach Waffen durchsucht, junge Leute mitgeschleppt worden. Niemand arbeitete auf dem Felde, die Männer saßen in der Schenke oder standen vor dem Hause des Schulzen, rathlos, jede Stunde einen Ueberfall erwartend. Antons Pferd wurde sogleich von einem dichten Haufen umdrängt; als der Schulz die Männer in die Gemeindestube rufen ließ, war nach wenig Augenblicken die Gemeinde vollzählig versammelt. Anton setzte ihr auseinander, was geschehen könne, ihr Dorf vor dem Schrecken eines plötzlichen Ueberfalls zu schützen; Einrichtung einer Bauerwehr, regelmäßige Wachen an den Dorfwegen längs der Grenze, Lärmstangen, Patrouillen, ein Alarmhaus im Dorfe, und Vorsichtsmaßregeln ähnlicher Natur, wie der Freiherr sie ihm angegeben hatte. „Ihr werdet dadurch," fuhr er fort, „unsere, der Nachbarn, Hülfe in kurzer Zeit herbeirufen, Ihr werdet im Stande sein, Euch gegen einen schwächern Feind gemeinschaftlich zu vertheidigen, gegen einen stärkern schnell die Hülfe des Militärs herbeizurufen. Ihr werdet Eure Weiber und Kinder, was Euch von Eurem Hausrath am liebsten ist, vielleicht auch Euer Vieh vor Plünderung und Mißhandlung retten. Es wird keine kleine Beschwerde für Euch sein, die Wachen bei Tag und Nacht zu stellen, aber Euer Dorf ist groß. Vielleicht wird die Einrichtung in kurzer Zeit durch die Behörde befohlen, es ist sicherer für uns Alle, wenn wir nicht darauf warten. Wir können schon in den nächsten Tagen wehrhaft sein."

Seine eindringlichen Vorstellungen und das Ansehn des verständigen Schulzen brachten die Gemeinde zu einem einmüthigen Beschluß. Mit dem Schulzen und einigen vom Ortsvorstande beritt er die Grenzen und bestimmte die Punkte für Wachen und Alarmzeichen. Unterdeß entwarf der Schulmeister das Register der Bauerwehr, verzeichnete die, welche zu Pferde, und die, welche zu Fuß Dienst thun konnten, und ließ sich angeben, was von Waffen im Dorfe war. Manche erklärten

sich bereit, ein Gewehr zu kaufen. Die jungen Leute des Dorfes faßten die Sache mit Eifer an, die Hausfrauen packten vorsorglich in Kisten und Bündeln das Werthvollste ihrer Habe zusammen. Von Neudorf fuhr Anton mit den Häuptern der Gemeinde hinüber nach Kunau; auch dort fand er guten Willen, ähnliche Einrichtungen wurden verabredet und zuletzt besprochen, daß die jungen Leute aus beiden Dörfern jeden Sonntag Nachmittag auf das Gut des Freiherrn ziehen sollten, um dort in Gemeinschaft zu exerciren.

Als Anton nach dem Schloß zurückkehrte, wurden die Vertheidigungsmittel des Gutes erwogen. Ein kriegerisches Feuer entbrannte in der deutschen Colonie. Jeder wurde davon ergriffen, auch die Friedfertigsten, der Schäfer und sein Hund Krambow, welcher durch nächtlichen Vorpostendienst und Patrouillen in einen Zorn gegen fremde Waden gerieth, den er sonst an seinem jüngern Gefährten oft beknurrt hatte. Aller Gedanken waren auf gefährliche Werkzeuge gerichtet, was das Gut von Mordwaffen besaß, wurde hervorgesucht. Ach, die Gesinnung war vortrefflich, aber die Schaar war klein, es fehlte an diensthuender Mannschaft. Dagegen war der Stab ausgezeichnet. Da war zuerst der Freiherr selbst, zwar Invalide, aber für alle Theorie schätzbar, dann Karl und der Förster, als Führer der Reiter und des Fußvolks, und Anton, nicht zu verachten in der Intendantur und im Festungsbau.

Der Freiherr verließ jetzt täglich sein Zimmer, um in der Mittagsstunde Kriegsrath zu halten, er besprach die Einübung der Bauerwehr, er hörte Berichte über die Bewegungen der Umgegend an und sandte Boten nach den deutschen Kreisen. Ein Schimmer von militärischem Stolz glänzte auf seinem Gesicht, er schalt gutmüthig die Angst seiner Gemahlin, sprach ermunternde Worte zu den Deutschen, welche ihm nahe kamen, und drohte allen Uebelgesinnten im Dorf, sie sofort bis auf Weiteres einzustecken und auf Wasser und Brod zu setzen. Dem ganzen Hof war es beweglich anzusehen, als der blinde Herr hoch aufgerichtet mit einer Muskete in der Hand da stand,

um dem Förster einige Griffe zu zeigen, und dann das Ohr auf ihn zuhielt, um aus dem Anschlag der Hand zu erkennen, ob der Andere ihn recht verstanden. Auch Anton heftete eine Cocarde auf die Mütze, und seine Rede erhielt einen Anflug von militärischer Strenge; er trug seit dem Tage von Rosmin ungeheure Wasserstiefeln, und sein Tritt fiel schwer auf die Stufen der Treppe. Er selbst würde über sich gelacht haben, wenn man ihn gefragt hätte, zu welchem Zweck er die Erhebung des Gemüths an den Beinen ausdrücke. Aber es frug ihn Niemand, Jeder erkannte, daß so etwas nothwendig war. Und vollends Karl! Er zeigte sich nicht anders, als in den Ueberresten seiner Extrauniform, die er sorgfältig aufgehoben hatte, in Mütze, Schnurrock und einem alten Soldatenmantel. Er kräuselte seinen Schnurrbart und pfiff den ganzen Tag seine Soldatenlieder. Da von den zuchtlosen Menschen des eigenen Dorfes am meisten zu fürchten war, so rief er Alle, welche gedient hatten, in der Schenke zusammen und hielt ihnen mit Hülfe des Försters, der als Hexenmeister in großem Ansehn stand, eine mächtige Rede in Kalpak und Dolman, den Säbel an der Seite; er behandelte sie als Kameraden, schlug auf den Säbel und rief: Wir vom Militär wollen hier unter den Bauern Ordnung halten. Dann ließ er einige Quart Branntwein aufsetzen und sang mit ihnen leidenschaftliche Kriegslieder. Zuletzt theilte er neue Cocarden aus und nahm sie als Landsknechte der Gutswehr in Pflicht. So befestigte er die rührigsten Leute wenigstens für einige Zeit und erfuhr durch sie, was von Verschwörungsgedanken in der Schenke zu Tage kam.

Als am Tage darauf die Streitkraft des Gutes vor dem Schlosse gemustert wurde, sahen die Männer erstaunt einander an. Sie alle waren durch die letzten Tage umgewandelt. Der Herr Rentmeister sah aus wie ein wilder Mann, der aus einem fremden Sumpflande heranzieht, wo er tagtäglich bis an die Hüften im Wasser watet. Und die vom neuen Vorwerk kamen angezogen wie Geister aus einer untergegangenen

Zeit. Der Förster mit seinem kurz geschorenen Haar und dem langen Bart, in einem ausgewetterten Rock, mit dem finstern Gesicht voll Runzeln und seinen buschigen Augenbrauen glich einem alten Söldling aus Wallensteins Heer, der zweihundert Jahr im tiefen Walde geschlafen hat und jetzt wieder in die Welt schreitet, weil Unheil und Greuel mächtig werden. Und wenn verzweifelte Gedanken und trotziger Haß gegen den Feind zu einem Wallensteiner machen konnten, so war er auch, was er schien. Wie ein frommer Hussit marschirte der Schäfer neben ihm. Die breite Krempe des runden Hutes hing ihm bis auf den Rücken herunter, ein brauner Ledergurt umschlang seinen Leib, in der Hand hielt er einen Hakenstock, an den er eine glänzende Eisenspitze geheftet hatte. Sein phlegmatisches Gesicht und der sinnende Ausdruck seiner Augen machten ihn dem Waldmann so unähnlich als möglich.

Alles in Allem war die bewaffnete Mannschaft des Gutes nicht stärker als zwanzig Mann. Bei dieser kleinen Zahl brauchbarer Leute war es schwer, einen Wachtdienst im Schloß und im Dorfe einzurichten. Jedem Einzelnen mußten die größten Anstrengungen zugemuthet werden, indeß Niemand klagte darüber, Alle, auch die Gedienten aus dem Dorfe, waren zu jeder Art von kriegerischem Werk bereit.

Nachdem die Männer zusammengebracht waren, dachte man an die Sicherung des Schlosses. Um die Hinterseite des großen Gebäudes vor nächtlichem Einbruch zu schützen, ließ Anton einen Zaun aus starken Bohlen von einem Flügel bis zum andern ziehn. So wurde ein ziemlich großer Hofraum eingeschlossen und darin an die Mauer des Hauses ein offener Schoppen angelehnt, wo Flüchtlinge oder die Pferde der Einquartierung im Nothfall auf kurze Zeit ein Obdach finden konnten. Da der Unterstock des Hauses sich hoch über den Boden erhob, die Fenster desselben durch starke Holzverschläge geschützt waren, und da alle Eingänge des Hauses in dem neuen Hofraum lagen, so war der Zugang für Unberufene so viel als möglich erschwert. Der Schloßbrunnen lag außerhalb

dem eingezäunten Hofe, mitten zwischen dem Wirthschaftshof und dem Schlosse, deshalb wurde ein großer Wasserbottich in das Schloß gestellt und alle Morgen neu gefüllt.

Auch von Rosmin kam Nachricht. Der Schlosser erschien nach einigen Tagen auf wiederholte Bitten, um die Thüren in der Thurmhalle und im Hofzaun zu beschlagen und mit starken Riegeln zu versehen. Er brachte kriegerische Grüße von dem Bürgercapitän und die Nachricht, daß ein Commando Infanterie in die Stadt eingerückt sei. „Es sind der Soldaten nur wenige," sagte er, „und auch wir Schützen haben schweren Dienst."

„Und was habt Ihr mit Eurem Gefangenen gemacht?" frug Anton.

Der Schlosser fuhr sich hinter das Ohr und rückte seine Mütze, als er kleinlaut antwortete: „Also, Sie wissen noch nichts? Gleich in der ersten Nacht kam eine Botschaft von den Feinden, wenn wir ihnen nicht den Edelmann auf der Stelle wieder herausgäben, würden sie mit voller Macht anrücken und unsere Scheuern abbrennen. Ich sprach dagegen, und unser Capitän auch, aber wer eine Scheuer hatte, fing an zu lamentiren, und so kam's, daß sich die Stadt mit dem von Tarow verglichen hat. Er mußte sein Wort geben, daß er mit seinen Leuten nichts weiter gegen die Stadt unternehmen wollte; darauf haben wir ihn über die Brücke geführt und losgelassen."

„So ist er frei, der falsche Mann!" rief Anton entrüstet.

„Freilich," sagte der Schlosser, „er sitzt wieder auf seinem Gut und hat einen Haufen junger Herren um sich. Sie reiten mit ihren Cocarden über die Felder, gerade wie vorher. Der Tarowski ist ein schlauer Mann, der schließt Ihnen mit einem Federbart jedes Schloß auf, er wird mit allen Leuten fertig. Dem ist nichts anzuhaben."

Natürlich litt die Wirthschaft unter solchen Rüstungen. Zwar hielt Anton mit Strenge darauf, daß wenigstens das Nothwendigste gethan wurde, aber auch er fühlte, daß eine

Zeit gekommen war, wo die Sorge um das eigene Wohl und Wehe schwindet über der Angst um das Größte, das der Mensch auf Erden besitzt. Die Gerüchte, welche jeden Tag drohender wurden, erhielten ihn und seine Umgebung in einer fortwährenden Aufregung und brachten zuletzt einen Zustand hervor, in dem der Seele die fieberhafte Spannung Gewohnheit ist. Man sah mit einer wilden Gleichgültigkeit in die Zukunft und ertrug das Unbehagen des Tages als etwas Natürliches.

Mehr aber, als die Männer des Gutes alle zusammen, wurde Lenore von dem allgemeinen Fieber ergriffen. Seit jenem Tage, wo sie den abwesenden Anton erwartet hatte, begann für sie ein neues Leben. Die Mutter trauerte und wollte verzweifeln über eine solche Zeit, das junge Herz der Tochter schlug kräftig dem Sturm entgegen, und die Aufregung wurde ihr ein wilder Genuß, dem sie sich leidenschaftlich hingab. Sie war den ganzen Tag im Freien, im rauhesten Wetter lief sie in ihren Halbstiefelchen zwischen dem Schloß und Wirthschaftshof auf und ab, als Adjutant des Vaters oder als Parteigänger auf eigene Faust. An der Thür der Schenke wurde sie in dieser Zeit so oft gesehen, wie der ärgste Schlemmer des Dorfes, denn täglich hatte sie von dem Wirth und seiner Frau etwas zu hören. Seit Karl den Husarenrock trug, behandelte sie ihn mit kameradschaftlicher Vertraulichkeit, und wenn er mit dem Förster verhandelte, so beugte auch Lenorens Haupt sich zur geheimen Berathung. Manche Stunden saßen die Drei im Kriegsrath zusammen, in Karls Stube, oder auf dem Hofe; mit Achtung hörten die Männer auf den muthigen Rath des Fräuleins und verfehlten nicht, ihre Ansicht zu erbitten, ob es rathsam sei, dem Ignaz, Gottlieb oder Blasius aus dem Dorfe ein Gewehr anzuvertrauen. Vergebens bat und schalt die Baronin die kriegslustige Tochter, vergebens versuchte auch Anton ihr zu wehren. Denn so sehr Anton selbst

im Eifer war, so wenig gefiel ihm dieselbe Stimmung am Fräulein. Wieder erschien sie ihm zu dreist und heftig, und er deutete ihr das an; dann schmollte sie ein wenig und suchte ihr kriegerisches Interesse vor ihm zu verbergen, aber sie änderte sich deshalb nicht. Sie wäre so gern mit ihm nach Neudorf und Kunau gegangen, um auch bei den Nachbarn Krieg zu spielen, aber Anton, sonst über ihre Begleitung so glücklich, protestirte jetzt eifrig dagegen, und das Fräulein mußte auf seine Bitten am Ende des Dorfes umkehren.

An dem Tage, wo die erste Uebung der Gutswehr sein sollte, kam Lenore mit einer Mütze und einem leichten Säbel aus dem Schlosse, zog ihren Pony aus dem Stall und sagte zu Anton: „Ich reite mit.“

„Thun Sie das nicht, Fräulein.“

„Ich will aber,“ entgegnete Lenore trotzig, „es fehlt Ihnen an Leuten, ich kann so gut Dienst thun, wie ein Mann.“

„Aber liebes Fräulein,“ bat Anton weiter, „es ist so auffallend.“

„Es ist mir gleichgültig, ob es Jemandem auffällt,“ sagte Lenore. „Ich bin stark, ich halte etwas aus, ich will nicht müde werden.“

„Aber vor den Knechten,“ stellte Anton vor; „Sie vergeben sich etwas vor den Leuten.“

„Das ist meine Sorge,“ erwiederte Lenore hartnäckig, „widersprechen Sie nicht, ich will es und damit gut.“

Anton zuckte die Achseln und mußte sich's gefallen lassen. Lenore ritt neben Karl und machte die kriegerischen Bewegungen mit, so viel der Damensattel das erlaubte, aber Anton sah aus der Reihe des Fußvolks unzufrieden nach der hellen Gestalt hinüber. Sie hatte ihm nie so wenig gefallen. Wenn sie wild mit den Andern vorsprengte, ihr Pferd herumriß und mit dem Säbel in die Luft schlug, wenn ihr helles Haar sich im Winde löste und ihr Auge vor Kampflust strahlte, so war sie hinreißend schön. Aber was Anton beim leichten Spiel entzückt hätte, das kam ihm jetzt, wo diese Uebungen bitterer

Ernst waren, sehr unweiblich vor, er mußte an eine Kunstreiterin denken. Einst hatte gerade diese Aehnlichkeit sein ganzes Herz gefangen genommen, heut erkältete sie ihm die Seele. Und als die Uebung vorüber war, und Lenore mit heißen Wangen in seiner Nähe hielt, damit er sie anrede, da schwieg er, und Lenore selbst mußte an ihn heranreiten, und ihn lachend fragen: „Sie sehen so mürrisch aus, mein Herr, wissen Sie, daß Ihnen das gar nicht gut steht?"

„Es gefällt mir nicht, daß Sie so wild sind," erwiederte Anton. Lenore wandte sich schweigend ab, übergab das Pferd einem Knecht und ging ärgerlich nach dem Schloß zurück.

Seit der Zeit verzichtete sie auf die Theilnahme an den Uebungen, aber sie fehlte niemals, wenn die bewaffnete Macht sich versammelte; dann sah sie sehnsüchtig von Weitem zu. Und wenn Anton nicht zugegen war, suchte sie doch heimlich mit Karl auf die Nachbardörfer zu reiten, oder sie revidirte wohl auch auf ihren Spaziergängen aus eigener Begeisterung die Fanale, sie strich allein durch Feld und Wald, mit einem Taschenterzerol bewaffnet, und war glücklich, wenn sie einen Wanderer anhalten und ausfragen konnte.

Auch darüber machte ihr Anton Vorstellungen. „Die Gegend ist unsicher," sagte er; „wie leicht, daß Ihnen ein Strauchdieb etwas zu Leide thut. Und ist's kein Fremder, so sind's vielleicht gar Leute aus dem Dorfe."

„Ich fürchte mich nicht," sagte dann Lenore, „und die Männer aus unserm Dorfe thun mir nichts." Und in der That wußte sie mit diesen besser fertig zu werden, als Anton und irgend ein Anderer. Sie allein wurde von Jedem, auch von den Rohesten, ehrerbietig in polnischer Weise gegrüßt; so oft ihre hohe Gestalt durch die Dorfgasse schritt, neigten sich die Männer herab bis an ihr Knie, und die Weiber liefen an die Fenster und sahen ihr bewundernd nach.

Und sie erlebte die Freude, daß die Leute selbst ihr in Antons Gegenwart das sagten. An einem Sonntag Abend, während die Bauern in der Schenke tranken, saßen Karl, der

Förster und der Schäfer als Wachtposten im Wirthschaftshofe; denn der Sonntag war für die im Schlosse am gefährlichsten. Karl hatte im Amtmannshaus eine Stube für militärische Zwecke eingerichtet, einige Bund Stroh zum Schlafen, einen Tisch, Bänke und Stühle hineingesetzt. Heute trug Lenore mit eigner Hand eine Flasche Rum und Citronen aus dem Schloß zu den Wächtern hinüber und gab dem Amtmann den Rath, daraus einen Kriegspunsch zu kochen. Der Schäfer und der Waldmensch zogen beglückt über diese Aufmerksamkeit den Mund von einem Ohr zum andern, Karl sprang herbei, setzte dem Fräulein einen Stuhl zurecht, der Förster begann sogleich eine schreckliche Geschichte von einer Räuberbande aus dem Nachbarkreis, und so machte sich's von selbst, daß Lenore sich auf einige Minuten niedersetzte und ihre Ansichten über den Lauf der Welt mit den Getreuen austauschte. Da trat, gerade als der Punsch fertig war und von dem Fräulein selbst in zwei Gläser und einen Topf gegossen wurde, auch Anton herein. Er kam ihr ungelegen, das war wieder nichts für ihn. Indeß, er schalt nicht, sondern wandte sich zur Thür und winkte einem Fremden aus dem Hausflur herein. Ein schlanker Bauerbursch in blauem Rock mit hellen Wollschnüren, eine Soldatenmütze in der Hand, die weiten Leinwandhosen in die Stiefeln gesteckt, trat stolz in das Zimmer. Da fiel sein Auge auf das Fräulein. Wie der Blitz fuhr er zu ihren Füßen, küßte ihr das Knie, und blieb dann mit gesenktem Haupt, die Mütze in der Hand, die Augen auf den Boden geheftet, vor ihr stehn. Karl trat zu ihm. „Nun, Blasius, was Neues aus der Schenke?"

„O nichts," erwiederte der Bursch in dem melodischen Tonfall, mit dem der Pole sein gebrochenes Deutsch spricht, „Bauer sitzt und trinkt und ist lustig."

„Sind Fremde hier, ist Jemand von Tarow gekommen?"

„Nichts," sagte Blasius. „Niemand ist da, als dem Wirth seine Muhme ist gekommen, das Judenmädel, die Rebecca." Dabei sah er unverrückt Lenore an, als die Herrin, der er

seine Meldung zu machen habe. Lenore trat zum Tisch, goß ein Glas voll und reichte es dem Burschen. Glückselig nahm der schmucke Junge das Glas, wandte sich zur Seite, trank ohne abzusetzen aus, setzte das leere wieder auf den Tisch und neigte sich wieder auf Lenorens Knie, Alles mit einem Anstand, um den ihn ein Prinz hätte beneiden können. „Sie dürfen keine Furcht haben," redete er in plötzlicher Begeisterung das Fräulein an, „Keiner im Dorfe thut Ihnen was, wer sich gegen Sie wagt, den schlagen wir todt."

Lenore erröthete und sagte, auf Anton sehend: „Du weißt, ich fürchte mich nicht, am wenigsten vor Euch," und der Amtmann verabschiedete den Kundschafter mit dem Auftrag, in einigen Stunden wiederzukommen.

Beim Herausgehen sagte Lenore zu Anton: „Wie gut seine Haltung ist!"

„Er war bei der Garde," erwiederte Anton, „und ist nicht der Schlechteste im Dorfe, aber ich bitte Sie doch, sich nicht zu sehr auf die Ritterlichkeit des ehrlichen Blasius und seiner Freunde zu verlassen. Ich habe heut wieder den ganzen Nachmittag Sorge um Ihr Ausbleiben gehabt und habe Ihnen gegen Abend Ihr Mädchen auf den Weg nach Rosmin entgegengeschickt. Denn ein erschrockener Handwerksbursche kam auf das Schloß gelaufen und erzählte, er sei auf dem Wege von einer bewaffneten Frau angehalten worden und habe ihr sein Wanderbuch vorzeigen müssen. Nach seiner Erzählung hatte diese Frau einen ungeheuren Hund so groß wie eine Kuh hinter sich; er klagte, sie hätte schrecklich ausgesehn. Der Mann war ganz außer sich."

„Es war ein Hase," sagte Lenore verächtlich. „Als er mich mit dem Pony sah, lief er davon wie vom bösen Gewissen gejagt. Da rief ich ihm nach und drohte ihm mit meinem Taschenpuffer."

Unter solchen Vorbereitungen erwarteten die vom Gut täglich den Ausbruch der Empörung auch auf ihrer Waldinsel. Unterdeß

verbreitete sich die Gluth des Aufstandes wie ein Waldbrand über die ganze Provinz. Wo die Polen dicht an einander saßen, schlug die helle Flamme zum Himmel, an den Rändern flackerte das Feuer bald hier, bald da, wie der Brand im grünen Holze. An mancher Stelle wurde gelöscht, eine Zeit lang blieb Alles still, dann loderte die Flamme plötzlich wieder auf.

An einem Sonntag Nachmittag war große Uebung der verbündeten Dörfer. Mit ihren Fahnen kamen die von Neudorf und Kunau herangezogen, das Fußvolk voran, die Burschen zu Pferde hinterher, vom Schloßhofe ritt die kleine Reihe der Knechte, von Karl geführt, ihnen entgegen, außerdem einige Mann zu Fuß, denen der Förster als Generalissimus der drei Heerschaaren voranmarschirte. Auch Anton hatte sich unter das Commando des Försters gestellt. Als Lenore ihn aus dem Hause treten sah, befahl sie, den Pony zu satteln.

„Ich will zusehen," sagte sie zu Anton.

„Aber nur zusehen, gnädiges Fräulein," bat dieser.

„Schulmeistern Sie nicht," rief ihm Lenore nach.

Am Rande des Waldes war der Exercirplatz. Der Förster hatte sich aus alten Erinnerungen und nach mehrfachen Berathungen mit dem Freiherrn ein Commando gebildet, welches ungefähr ausreichte, die Leute zu dem zu bringen, was er wollte, und Karl führte seine Escadron mit einem Feuer, welches die Mängel in der Führung und in den Leistungen ersetzen mußte. An der Seite war ein Kugelfang aufgeworfen, und Karl hatte mit dem Rest seiner Oelfarbe eine Scheibe gemalt, auf welcher ein Drache mit drei Schwänzen und sechs Beinen zwar höllisches Feuer spie, aber wenn man von dieser Familienunart absah, wieder durch die Gutmüthigkeit versöhnte, mit der er sein großes Herz den Schützen darbot. Es wurde eine Zeitlang marschirt, geschwenkt, abgebrochen und zuletzt geladen. Lustig knallten die blinden Schüsse in den Wald. Lenore sah den Uebungen von Weitem zu, endlich konnte sie der Lust nicht widerstehen, die Schwenkungen der Reiter mitzu-

machen; sie trabte an die Züge heran und sagte leise zu Karl: „Nur ein Paar Augenblicke.“

„Wenn's aber Herr Wohlfart sieht?“ frug Karl ebenso.

„Er wird's nicht sehen,“ erwiederte Lenore lachend. So stellte sie sich mit dem kleinen Pferd in die Reihe. Die Burschen sahen neugierig auf die schlanke Gestalt, welche neben ihnen trabte und als Vedette vorritt, wie sie. Bei der Bewunderung, mit welcher sie nach dem Fräulein schauten, exercirten sie schlecht, und Karl hatte viel zu tadeln. „Das Fräulein macht's am besten!“ rief in der Pause einer der Neudorfer, die Bewunderer schwenkten die Hüte und brachten ihr ein Hoch aus. Lenore verneigte sich und zwang den Pony zu einigen anmuthigen Beinbewegungen. Aber die Freude dauerte nicht lange, denn Anton kam über das Feld herüber und trat neben das Fräulein. „Es ist wirklich nicht gut,“ sagte er leise, im Ernst erzürnt über ihre kriegerische Thätigkeit, „Sie setzen sich einer dreisten Bemerkung aus, die gewiß nicht böse gemeint ist, die Sie aber doch verletzen würde. Hier ist kein Ort für Ihre Reitkunst.“

„Sie gönnen mir auch keine Freude,“ erwiederte Lenore aufgebracht und warf den Pony zur Seite.

So tummelte sie ihr Pferd allein, ließ es in der Nähe eines großen Birnbaums Volten machen und grollte in der Stille mit Anton. „Wie unzart, daß er mir das sagt,“ dachte sie, „der Vater hat Recht, er ist sehr prosaisch. Damals, als ich ihn zuerst sah, war es auch auf dem Pony, da gefiel ich ihm besser, damals waren wir beide Kinder, aber sein Wesen war rücksichtsvoller.“ Der Gedanke schoß ihr durch die Seele, wie glänzend, schön und leicht das Leben früher gewesen war, und wie herb die Gegenwart. Und während sie darüber träumte, ließ sie das Pferd eine Achte nach der andern machen.

„Nicht übel — aber mehr Faust, Fräulein Lenore,“ rief eine sonore Männerstimme neben ihr. Erschrocken sah Lenore zur Seite. An dem Baume lehnte die schlanke Gestalt eines

fremden Mannes, die Arme übereinandergeschlagen, auf dem edel geformten Gesicht ein spöttisches Lächeln. Der Fremde schritt langsam auf sie zu und griff an seinen Hut. „Es wird dem alten Herrn sauer," sagte er, auf das Pferd weisend. „Hoffe, Sie kennen mich noch."

Lenore sah ihm starr in's Gesicht, wie einer Erscheinung, und glitt endlich in ihrer Verwirrung vom Pferde herunter. Ein Bild aus alter Zeit trat ihr leibhaftig entgegen, das kühle Lächeln, die elegante Gestalt, die nachlässige Sicherheit dieses Mannes gehörten auch zu der Vergangenheit, an die sie eben gedacht hatte. „Herr von Fink," rief sie verlegen, „wie wird sich Wohlfart freuen, Sie zu sehen."

Und ich," erwiederte Fink, „habe ihn schon aus der Ferne betrachtet, und wenn ich nicht aus gewissen untrüglichen Kennzeichen" — hier sah er wieder auf Lenore — „erkannt hätte, daß er es ist, der dort als geharnischter Mann durch den Sand watet, ich hätte es nicht für möglich gehalten."

„Kommen Sie schnell zu ihm," rief Lenore, „Ihre Ankunft ist die größte Freude, die ihm werden konnte."

So schritt Fink neben ihr zu dem Schießplatz, wo jetzt die Männer sich anschickten, auf den Drachen zu zielen. Fink trat hinter Anton und legte die Hand auf seine Schulter. „Guten Tag, Anton," sagte er.

Anton drehte sich erstaunt um und warf sich an den Hals des Freundes. Heftige Fragen und kurze Antworten flogen durcheinander. „Wo kommst du her, du lieber Wiedergefundener?" rief Anton endlich.

„Ziemlich auf geradem Wege von drüben," erwiederte Fink, in die Ferne weisend; „ich bin erst seit wenigen Wochen wieder im Lande. Der letzte Brief, den ich von dir erhielt, war aus dem vorigen Herbst. Durch ihn wußte ich ungefähr, wo ich dich zu suchen hatte. Bei der Confusion, die unter Euch herrscht, halte ich es für ein merkwürdiges Glück, daß ich dich gefunden. Da ist auch Meister Karl," rief er, als Karl mit lautem Freudenrufe heransprengte. „Jetzt ist die halbe

Firma versammelt, und wir können auf der Stelle anfangen, Comtoir zu spielen. Ihr freilich macht Euch hier ein anderes Vergnügen." Er wandte sich zu Lenoren und fuhr fort: „Ich habe mich dem Freiherrn vorgestellt und von der gnädigen Frau erfahren, daß ich die kriegerische Jugend im Freien finden würde. Jetzt möchte ich noch Ihre Fürsprache für mich erflehen. Ich kenne hier diesen Mann ein wenig und würde gern einige Tage in seiner Nähe zubringen; ich fühle lebhaft, wie unbescheiden es ist, in solcher Zeit selbst von Ihrem gastfreien Hause die Aufnahme eines Fremden zu erbitten. Thun Sie um seinetwillen, der doch im Ganzen ein guter Junge ist, ein Uebriges, und gönnen Sie mir die Freude, hier bleiben zu dürfen, bis ich über die Façon der unerhörten Jagdstiefeln in's Reine gekommen bin, die der Knabe über seine Knie gezogen hat."

Eben so artig erwiederte Lenore: „Mein Vater wird Ihren Besuch stets für eine große Freude halten, in dieser Zeit hat ein guter Freund doppelten Werth. Ich gehe auf der Stelle, unsern Leuten zu sagen, daß sie alle Stiefeln von Herrn Wohlfart in Ihrem Zimmer aufstellen, damit Sie recht lange über ihre Façon nachdenken müssen." Sie verneigte sich und schritt, den Pony am Zügel führend, dem Schlosse zu.

Fink sah ihr nach und rief: „Beim Zeus! sie ist eine Schönheit geworden, die Haltung ist tadellos, sie versteht sogar zu gehn. Ich bezweifle durchaus nicht mehr, daß sie Verstand hat." Er ergriff Antons Arm und lenkte den Freund von dem Schießplatz ab bis unter den wilden Birnbaum. Dort schüttelte er ihm herzhaft die Hand und rief: „Noch einmal sei mir gegrüßt, du Treuer. Laß dir sagen, daß ich vor Erstaunen noch nicht zu mir kommen kann. Wenn mir Jemand gesagt hätte, daß ich dich als roth und schwarz bemalten Indianer, eine Streitaxt in der Hand und Scalplocken an der Hosennath, wiederfinden würde, ich hätte den Mann für wahnsinnig erklärt. Dich, den Ruhigen, Bedächtigen, geboren, eine Berlocke zu tragen, dich finde ich hier auf wüstem

Haideland mit Mordgedanken im Busen, und, bei meiner Seele! ohne Halsbinde. Wenn wir uns verändert haben, du hast's nicht am wenigsten gethan. Nun, du kannst dir die Veränderung gefallen lassen."

„Du weißt, wie ich hierher gekommen bin," erwiederte Anton.

„Ich denke mir's," sagte Fink, „ich habe die Tanzstunde nicht vergessen."

Antons Auge umwölkte sich. „Verzeih'," fuhr Fink lachend fort, „und halte einem alten Freund etwas zu gut."

„Du irrst," entgegnete Anton ernst, „wenn du glaubst, daß mich ein leidenschaftliches Gefühl hierher getrieben hat. Durch eine Reihe von Zufällen bin ich mit der Familie des Freiherrn in Verbindung gekommen." — Fink lächelte. — „Ich gestehe dir, daß sie an mir vorübergegangen wären, wenn nicht mein Gemüth sehr empfänglich für die Eindrücke von dort gewesen wäre. Doch darf ich mit Recht sagen, daß ich durch Zufall in die Lage gekommen bin, ein großes Vertrauen zu erhalten. In einer Zeit, wo der Freiherr in schwieriger Lage war, wurde ich von seinen Angehörigen für den Mann angesehn, der wenigstens den guten Willen hatte, ihnen zu nützen. Sie sprachen gegen mich den Wunsch aus, ich möchte eine Zeit lang für ihr Interesse thätig sein. Als ich ihren Vorschlag annahm, ist es erst nach einem innern Kampfe geschehen, den ich selbst dir zu enthüllen kein Recht habe."

„Das Alles ist recht schön," entgegnete Fink, „aber wenn der Kaufmann sich ein Feuergewehr und einen Säbel kauft, so muß er doch wissen, weßhalb er diese Ausgaben macht. Und deßhalb verzeihe mir die runde Frage: Was willst du hier?"

„Hier bleiben, so lange ich das Gefühl habe, daß ich hier nöthig bin, und mir dann einen Platz in einem Comtoir suchen," erwiederte Anton.

„Bei unserm alten Prinzipal?" frug Fink schnell.

„Oder wo anders."

„Teufel!" rief Fink aus, „das sieht nicht aus, wie ein gerader Weg, und auch nicht wie ein offenes Geständniß; indeß muß man von dir in der ersten Stunde nicht zu viel verlangen. Ich will ehrlicher gegen dich sein. Ich habe mich dort drüben frei gemacht. Und ich danke dir für deinen Brief und den Rath, welchen deine Weisheit mir gegeben. Ich habe, wie du vorschlugst, die Zeitungspresse benutzt, um meine Westlandcompagnie in die Luft zu sprengen. Natürlich flog ich mit in die Luft. Für einige Tausend Dollar erkaufte ich ein halbes Dutzend Federn und ließ die Blätter von Newyork und mehrere andere unaufhörlich mit haarsträubenden Berichten über die Nichtswürdigkeit der Gesellschaft anfüllen. Aus jeder Tonart ließ ich gegen mich und meine Leute klagen und fluchen. Die Sache machte Aufsehen. Bruder Jonathan wurde aufmerksam, alle unsere Nebenbuhler und Concurrenten stießen in mein Horn. Und ich hatte das Vergnügen, mich selbst und meine Gesellschaft als blutdürstige Schwindler und Schinder täglich in einem Dutzend Blätter portraitirt zu sehen. Alles für mein schweres Geld. Es war eine tolle Hetzjagd. Nach vier Wochen war die Westlandcompagnie so herunter, daß kein Hund ein Stück Brod von ihr genommen hätte. Da kamen meine Mitdirectoren von selbst zu mir und boten mir an, mich auszuzahlen und von ihrer Gesellschaft zu befreien. Du kannst denken, wie froh ich war. Uebrigens habe ich die Freiheit theuer erkauft und habe, nebenbei bemerkt, dort drüben das Renommée hinterlassen, der leibhaftige Teufel zu sein. Bah! es thut nichts, bin ich doch frei! — Und jetzt habe ich dich aufgesucht aus zwei Gründen; erstens um dich wieder zu sehen und mit dir zu plaudern, und zweitens, um mit Dir Einiges von meiner Zukunft ernsthaft zu besprechen. Und, gerade herausgesagt, ich wünsche dich dafür zu werben. Du hast mir gefehlt die ganze Zeit. Ich weiß nicht, was ich in dir finde, denn im Grunde bist du ein trockner Bursch, und widerspenstiger, als mir manchmal recht ist. Aber trotz alledem empfand ich in der Fremde eine gewisse Sehnsucht nach

dir. Ich habe mich auch mit meinem Vater auseinandergesetzt, es ist nicht ohne heiße Kämpfe und darauf folgende Kälte abgegangen. Und jetzt wiederhole ich dir den alten Antrag: komm mit mir. An die See, nach England, über das Wasser, je nachdem. Wir wollen uns zusammensetzen und überlegen, was wir anfangen. Wir sind jetzt beide frei, und die Welt steht uns offen."

Anton schlug den Arm um den Hals des Freundes. „Mein lieber Fritz," rief er, „nimm an, daß alles Herzliche gesagt sei, was ich bei deinem edelmüthigen Antrag fühle. Aber du siehst, ich habe vorläufig hier Verpflichtungen."

„Nach dem, was du mir so eben officiell mitgetheilt hast, schließe ich, daß sie nicht ewig dauern werden," entgegnete Fink.

„Das ist wahr, aber wir stehn doch nicht gleich. Sieh'," sagte Anton, die Hand ausstreckend, „so reizlos diese Landschaft ist, und so unangenehm ein großer Theil der Menschen, welche hier leben, so sehe ich sie doch mit andern Augen an, als du. Du bist viel mehr Weltbürger, als ich, du wirst kein großes Interesse haben an dem Leben des Staates, von welchem diese Fläche und dein Freund Theile, wenn auch kleine, sind."

„Nein," sagte Fink, verwundert auf Anton blickend, „ein großes Interesse habe ich nicht, und was ich jetzt von der Wirthschaft hier bei Euch höre und sehe, das macht mir den Staat, als dessen Bruchtheil du so viel Selbstgefühl empfindest, durchaus nicht respectabel."

„Ich aber denke anders," unterbrach ihn Anton. „Wer nicht gezwungen wird, soll gerade jetzt nicht das Land verlassen."

„Was höre ich?" rief Fink verwundert.

„In einer wilden Stunde habe ich erkannt," fuhr Anton fort, „wie sehr mein Herz an dem Lande hängt, dessen Bürger ich bin. Seit der Zeit weiß ich, weßhalb ich in der Landschaft stehe. Um uns herum ist für den Augenblick alle ge-

setzliche Ordnung aufgelöst, ich trage Waffen zur Vertheidigung meines Lebens, und wie ich hundert Andere mitten in einem fremden Stamm. Welches Geschäft auch mich, den Einzelnen, hierher geführt hat, ich stehe jetzt hier als einer von den Eroberern, welche für freie Arbeit und menschliche Cultur einer schwächern Race die Herrschaft über diesen Boden abgenommen haben. Wir und die Slaven, es ist ein alter Kampf. Und mit Stolz empfinden wir, auf unserer Seite ist die Bildung, die Arbeitslust, der Credit. Was die polnischen Gutsbesitzer hier in der Nähe geworden sind — und es sind viel reiche und intelligente Männer darunter — jeder Thaler, den sie ausgeben können, ist ihnen direct oder indirect durch deutsche Intelligenz erworben. Durch unsere Schafe sind ihre wilden Heerden veredelt, wir bauen die Maschinen, wodurch sie ihre Spiritusfässer füllen; auf deutschem Credit und deutschem Vertrauen beruht die Geltung, welche ihre Pfandbriefe und ihre Güter bis jetzt gehabt haben. Selbst die Gewehre, mit denen sie uns zu tödten suchen, sind in unsern Gewehrfabriken gemacht, oder durch unsere Firmen ihnen geliefert. Nicht durch eine ränkevolle Politik, sondern auf friedlichem Wege, durch unsere Arbeit, haben wir die wirkliche Herrschaft über dieses Land gewonnen. Und darum, wer als ein Mann aus dem Volk der Eroberer hier steht, der handelt feig, wenn er jetzt seinen Posten verläßt."

„Du sprichst so stolz auf fremdem Grund," erwiederte Fink, „und daheim bei Euch bebt der eigne Boden."

„Wer hat diese Provinz zu Deutschland gebracht?" frug Anton die Hand ausstreckend.

„Die Fürsten Eures Geschlechts, ich leugne es nicht," sagte Fink.

„Und wer hat die große Landschaft erobert, in der ich geboren bin?" frug Anton weiter.

„Einer, der ein Mann war."

„Ein trotziger Landwirth war's," rief Anton, „er und Andere seines Hauses. Mit dem Schwert oder durch List, durch

Vertrag oder mit Ueberfall, auf jede Weise haben sie den Boden an sich gezogen, in einer Zeit, wo im übrigen Deutschland fast Alles todt und erbärmlich war. Als kühne Männer und gute Wirthschafter, die sie waren, haben sie ihren Boden verwaltet. Sie haben Gräben gezogen durch das Moor, haben Menschen hingepflanzt in leeres Gebiet und haben sich ein Geschlecht gezogen, hart, arbeitsam, begehrlich, wie sie selbst waren. Sie haben einen Staat gebildet aus verkommenen oder zertrümmerten Stämmen, sie haben mit großem Sinn ihr Haus als Mittelpunkt für viele Millionen gesetzt und haben aus dem Brei unzähliger nichtiger Souverainetäten eine lebendige Macht geschaffen."

„Das war," sagte Fink, „das thaten die Ahnen."

„Sie haben für sich gearbeitet, als sie uns schufen," fuhr Anton beistimmend fort, „aber wir haben jetzt Leben gewonnen, und ein neues deutsches Volk ist entstanden. Jetzt fordern wir von ihnen, daß sie unser junges Leben anerkennen. Es wird ihnen schwer werden, gerade ihnen, die gewöhnt sind, ihr zusammengebrachtes Land als eine Domaine ihres Schwertes zu betrachten. Wer mag sagen, wann der Kampf zwischen ihnen und uns beendigt sein wird, lange vielleicht werden wir den häßlichen Erscheinungen fluchen, welche dieser Streit hervorruft. Wie er aber auch enden mag, davon bin ich überzeugt, wie von dem Lichte dieses Tages, der Staat, den sie geschaffen, wird nicht wieder in die Trümmer zerschlagen werden, aus denen er herausgewachsen. Wenn du gelebt hättest, wie ich in den letzten Jahren, in verschiedener Thätigkeit, viel unter den kleinen Leuten, du würdest mir glauben. Noch sind wir als Volk arm, noch ist unsere Kraft schwach, aber wir arbeiten uns herauf, mit jedem Jahr wächst mit unserer Arbeit Intelligenz, Wohlstand und das Gefühl, daß Einer zum Andern gehört. Und in diesem Augenblick fühlen wir in dem Grenzlande uns zu einander wie Brüder. Wenn die weiter drinnen ärgerlich mit einander streiten, wir sind einig, und unser Kampf ist rein."

„Wohlan," sagte Fink Beifall nickend, „das war gesprochen, wie ein Deutscher immer sprechen wird. Je dürrer die Zeit, desto grüner die Hoffnung. Aus Allem sehe ich, Master Wohlfart, du hast keine Lust, jetzt mit mir zu gehen."

„Ich darf nicht," antwortete Anton bewegt; „du zürne mir deßhalb nicht."

Fink sah finster vor sich hin. „Höre," begann er endlich, „wir haben seit unserer Trennung die Rollen getauscht. Als ich vor Jahren von dir fortging, war ich wie ein Gaul in der Wüste, der eine Quelle riecht, ich hoffte aus dem langweiligen Leben bei Euch herauszukommen in fröhliches Grün, und was ich fand, war ein garstiger Sumpf. Und jetzt komme ich ermüdet zu dir und sehe dich keck mit Tod und Teufel Karten spielen. Du bist frischer, als du warst. Das kann ich von mir nicht rühmen. Vielleicht kam's deßhalb so, weil du eine Heimath hast, und ich keine. — Jetzt aber genug der Weisheit, komm, belehre mich, auf welche Weise du hier deinen Krieg führst. Stelle mich den Squattern vor und zeige mir wo möglich einen Quadratfuß Land auf dieser reizenden Besitzung, wo man nicht bis an die Knöchel in den Sand versinkt."

Anton führte den Freund zu den Landsleuten, dann durch den Wald bis zu den ausgestellten Posten der Nachbardörfer, er zeigte ihm die Reihe der Lärmstangen und die Alarmhäuser und erklärte ihm die Maßregeln, welche getroffen waren, das Schloß vor einem plötzlichen Ueberfall zu schützen. Fink ging mit Feuer in die Einzelheiten ein und sagte endlich: „Die Hauptsache habt Ihr doch durchgesetzt, Ihr erhaltet Ordnung unter Euren Leuten und guten Muth."

Unterdeß rüstete man im Schloß für den fremden Gast. Der Freiherr ließ durch den Bedienten nachsehen, ob ein genügender Vorrath von weißem und rothem Wein im Keller war, und schalt auf den Knecht, der einen Schaden am Reitzeug nicht hatte ausbessern lassen; die Baronin befahl, ein

Kleid hervorzusuchen, das sie seit der Ankunft auf dem Gut nicht mehr angesehen hatte; auch Lenore dachte mit geheimem Bangen an den Uebermüthigen, der ihr schon in der Tanzstunde so gründlich imponirt hatte, und den sie seit dieser Zeit oft wie ein Traumbild vor sich gesehen hatte. Im Souterrain war die Aufregung nicht geringer, außer flüchtigen Geschäftsbesuchen war dies der erste Gast. Die treue Köchin beschloß, eine künstliche Mehlspeise zu wagen, dazu fehlten ihr aber in diesem unglücklichen Lande die wichtigsten Substanzen; sie dachte daran, einige Hühner aus dem Wirthschaftshofe zu schlachten, dagegen aber empörte sich Suska, eine kleine Polin, die Vertraute Lenorens, sie vergoß Thränen über den entschlossenen Charakter der Köchin und drohte das Fräulein zu rufen; bis die Köchin zur Besinnung kam und einen barfüßigen Jungen in der größten Eile nach der Försterei schickte, um von dort etwas Außergewöhnliches zu erlangen. Gegen Spinneweben und Staub wurde ein schneller Streifzug angestellt, und ein Zimmer neben Anton eingerichtet. Der kleine Divan Lenorens, der Sammtstuhl und Teppich ihrer Mutter wurden hineingetragen, um die Familie repräsentiren zu helfen.

Fink ahnte wenig von der Unruhe, welche seine Ankunft verursachte, er zog neben Anton über die Felder in einer heitern Stimmung, wie er sie lange nicht empfunden hatte. Er erzählte von seinen Erlebnissen, von den raffinirten Geldgeschäften, und von dem riesigen Wachsthum der neuen Welt. Und Anton hörte mit Freude, daß aus den Scherzen des Freundes eine tiefe Empörung über die Schlechtigkeit, die er erlebt hatte, hervorbrach. „Es ist ein mächtiges Leben dort," sagte er, „aber ich habe in dem Gewühl erst recht deutlich empfunden, daß Ihr hier auch etwas werth seid." So kamen sie in das Schloß zurück, sie wechselten ihre Toilette, Anton warf einen erstaunten Blick auf die Einrichtung des Gastzimmers, bald wurden sie durch den Bedienten zur Baronin hinübergeladen. Jetzt, wo die Sorge der Einrichtung überstanden war und die Lampen ihren milden Glanz über die Zimmer

breiteten, fühlte die Familie sich durch den Besuch des reichen Elegants doch heiter angeregt. Es war wieder wie sonst in ihrem Hause, der leichte Ton der flatternden Unterhaltung, die zarte Rücksicht, welche Jedem das Gefühl zu geben weiß, daß er das Behagen des Andern erhöhe, es waren die alten Formen, die sie gewöhnt waren, zuweilen auch derselbe Gesprächstoff. Und Fink löste die Aufgabe, welche dem Gast am ersten Abend eines Familienbesuches wird, mit einer Fertigkeit, die dem Schelm wohl zu Gebote stand, so oft er wollte. Allen gab er das Gefühl, wie angenehm ihre Häuslichkeit sei. Er behandelte den Freiherrn mit der achtungsvollen Vertraulichkeit eines jüngern Standesgenossen, die Baronin mit Ehrerbietung, Lenore mit einfacher Offenheit. Gern richtete er das Wort an diese und schnell hatte er ihre Befangenheit überwunden. Die Familie fühlte, daß er einer der Ihrigen war, es war eine stille Freimaurerei unter ihnen. Und auch Anton frug sich, wie es möglich sei, daß Fink, der neue Gast, ganz als ein alter Freund des Hauses erscheine, und er selbst als ein Fremder. Und wieder kam Etwas von dem Respect in seine Seele, den er als Jüngling vor Allem gehabt hatte, das elegant, vornehm und exclusiv erschien. Aber diese Empfindung war nur noch ein leichter Schatten, der über sein klares Urtheil hinflog.

Als Fink aufbrach, versicherte der Freiherr mit aufrichtiger Wärme, wie gern er ihn als Gast recht lange bei sich halten möchte, und selbst die Baronin sagte nach seiner Entfernung, die englische Art kleide ihn gut, und er mache den Eindruck eines großen Herrn. Lenore dachte nicht über sein Wesen nach, aber sie war redselig geworden, wie lange nicht. Sie begleitete die Mutter in das Schlafzimmer, setzte sich noch auf eine Fußbank neben das Bett der Ermüdeten und fing lustig an zu plaudern, nicht von dem Gast, aber von Vielem, was sie sonst interessirte, bis die Mutter ihre Stirn küßte und ihr sagte: „Jetzt ist es genug, mein Kind; geh zu Bett und träume nicht."

Fink streckte sich behaglich auf dem Divan aus. „Diese Lenore ist ein prächtiges Weib,“ rief er vergnügt. „Einfach, offen, kurz ab, nichts von der weichlichen Schwärmerei Eurer Mädchen. — Setze dich noch eine Stunde neben mich, wie sonst, Anton Wohlfart, freiherrlicher Rentmeister in einer slavischen Sahara. Höre, du bist in einer so abenteuerlichen Lage, daß mir vor Verwunderung noch immer die Haare zu Berge stehn. Du hast mir früher bei meinen Streichen manches liebe Mal als verständiger Schutzgeist beigestanden; jetzt steckst du selbst mitten in der Tollheit, und da ich gegenwärtig den Vorzug genieße, bei gesunden Sinnen zu sein, so verbietet mir mein Gewissen, dich in dieser Confusion zu verlassen.“

„Fritz, lieber Freund,“ rief Anton freudig.

„Schon gut,“ sagte Fink. „Ich wünsche also die nächste Zeit in deiner Nähe zu bleiben. Ueberlege, wie sich das machen läßt. Mit den Frauen wirst du wohl fertig werden, aber der Freiherr?“

„Du hast gehört,“ erwiederte Anton, „auch er hält für einen günstigen Zufall, daß gerade jetzt ein Ritter wie du in sein einsames Schloß zieht, es ist nur“ — er sah sich bedenklich im Zimmer um, „du wirst vorlieb nehmen müssen.“

„Hm, ich verstehe,“ sagte Fink, „Ihr seid genaue Leute geworden.“

„So ist es,“ sagte Anton, „wenn ich den gelben Sand im Walde in Säcke füllen und als Weizen verkaufen könnte, ich müßte viele Säcke verkaufen, um in unsere Casse einen kleinen sicheren Bestand zu bringen.“

„Da du dich hier als Cassenführer eingedrängt hast, konnte ich mir denken, daß die Casse leer sein würde,“ sagte Fink trocken.

„Ja,“ erwiederte Anton, „meine Hauptcasse ist ein alter Toilettenkasten, und ich versichere dich, es würde mehr hineingehen, als darin ist. Ich fühle jetzt manchmal einen unbesiegbaren Neid gegen Herrn Purzel und seine Kreide im Comtoir. Wenn ich nur einmal das Glück hätte, eine Reihe grau-

leinener Beutel zu erblicken, an Banknoten und an eine Mappe mit Actien wage ich gar nicht zu denken."

Fink pfiff einen Marsch. „Du armer Junge," sagte er „Es sind aber doch große Güter und eine geordnete Wirthschaft, sie müssen entweder bringen oder kosten, wovon lebt Ihr denn?"

„Das," sagte Anton, „ist ein Geheimniß der Frauen, das ich kaum verrathen darf. Unsere Pferde kauen Diamanten."

Fink zuckte mit den Achseln. „Aber wie ist es möglich, daß die Rothsattel so weit gekommen sind?"

Mit Schonung schilderte Anton den Verfall des Freiherrn. Dann sprach er mit Begeisterung von den Frauen, von der würdigen Resignation der Baronin, der gesunden Kraft Lenorens.

„Ich sehe," sagte Fink, „daß es noch schlechter steht, als ich annahm. Und wie ist es möglich, daß du selbst eine solche Wirthschaft erträgst? Die Vögel auf den Bäumen sind ja Rentiers gegen Euch."

„Wie die Sachen einmal liegen," fuhr Anton fort, „gilt es, bis zu ruhiger Zeit sich durchzuschlagen, zunächst bis zur Subhastation des Familiengutes. Die Gläubiger werden jetzt nicht drängen, und die Gerichte sind fast ganz außer Thätigkeit. Der Freiherr kann ohne große Capitalien diesen Besitz nicht behaupten, er kann ihn jetzt nicht aufgeben, sonst wird das Wenige verwüstet, was einen Verkauf in Zukunft möglich macht, und die Familie hat kein Obdach für ihr Haupt. Alle meine Versuche, sie in diesen unruhigen Wochen zur Abreise aus dieser Provinz zu bewegen, waren vergeblich, sie sind wie Verzweifelte entschlossen, hier ihr Schicksal zu erwarten. Der Stolz des Freiherrn sträubt sich gegen eine Rückkehr in den Kreis, in dem er einst gelebt; und die Frauen wollen ihn nicht verlassen."

„So schicke sie doch wenigstens nach einer größern Stadt in der Nähe und setze sie nicht dem Anfall jedes betrunkenen Bauernhaufen aus."

„Ich habe gethan, was ich konnte, in dem Punkte bin ich machtlos,“ entgegnete Anton finster.

„Dann, mein Sohn, laß dir sagen, daß dein kriegerischer Apparat nicht sehr ermuthigend ist. Mit dem Dutzend Leute, das du in diesem Dorfe erst zusammenblasen mußt, wirst du schwerlich eine Rotte Spitzbuben abhalten. Du kannst damit nicht den Hofraum vertheidigen, ja nicht einmal die Flucht der Frauen decken. Habt Ihr keine Aussicht, Militär zu erhalten?“

„Keine,“ erwiederte Anton.

„Ein recht gemüthlicher, trostreicher Zustand!“ rief Fink. „Und bei alledem habt Ihr Felder bestellt, und die kleine Wirthschaft schnurrt in ihrer Ordnung ab. Ich habe mir von Karl erzählen lassen, wie das Gut aussah, als er herankam, und was Ihr bis jetzt gebessert habt. Ihr habt Euch respectabel benommen. Das hätte kein Amerikaner und kein anderer Landsmann durchgesetzt, in so verzweifelter Lage lobe ich mir den Deutschen. Die Frauen sowohl, als Eure junge Wirthschaft müssen besser geschützt werden. Miethe dir zwanzig Männer mit tüchtigen Fäusten, sie sollen dieses Haus bewachen.“

„Du vergißt, daß wir zwanzig müßige Brodesser ebensowenig beköstigen können, wie der Kauz auf dem Thurme.“

„Sie sollen arbeiten,“ rief Fink, „Ihr habt hier eine Bodenfläche, bei der hundert Hände nützliche Beschäftigung finden. Hast du keinen Sumpf zu entwässern und Gräben zu ziehen? Dort unten breitet sich ja eine Reihe trauriger Wasserlachen.“

„Das ist Arbeit für eine andere Jahreszeit,“ erwiederte Anton, „der Grund ist jetzt zu naß.“

„Laß einige hundert Morgen Waldland besäen oder bepflanzen. Hält der Bach im Sommer aus?“

Ich höre, ja,“ erwiederte Anton.

„So laß sie irgend Etwas schaffen.“

„Vergiß nicht,“ sagte Anton lächelnd, „wie schwer es sein

wird, zuverlässige Arbeiter, die noch außerdem kriegerische Anlagen haben, gerade jetzt in unserer berüchtigten Gegend zu werben."

„Zum Henker mit deinen Bedenklichkeiten!" rief Fink, „schicke den Karl in eine deutsche Gegend auf Werbung, er schafft dir Leute genug."

„Wir haben kein Geld, du hörst's ja. Der Freiherr ist gar nicht im Stande, eine größere Melioration durchzuführen die sich erst in einiger Zeit bezahlt macht."

„Dann laß mich's thun," versetzte Fink.

„Du wirst einsehen, Fink, daß das unmöglich ist; der Freiherr kann von seinem Gast ein solches Opfer nicht annehmen."

„Ihr zahlt mir's zurück, wenn Ihr Geld habt," sagte Fink.

„Es ist unsicher, ob wir jemals im Stande sein werden, die Rückzahlung zu leisten."

„Nun denn, so braucht er's nicht gerade zu wissen, was die Leute kosten."

„Er ist blind," antwortete Anton mit leisem Vorwurf, „und ich stehe in seinem Dienst und bin verpflichtet, ihm Rechnung abzulegen. Er freilich wird ein Darlehn von dir nach einigen Cavalierbedenken wohl annehmen, denn seine Ansichten über seine Lage wechseln mit der Stimmung. Die Frauen aber machen sich solche Täuschungen nicht. Du würdest sie durch jede Stunde deiner Gegenwart demüthigen, wenn sie die Empfindung hätten, daß sie deinem Vermögen eine Erleichterung ihres Lebens danken."

„Und das größere Opfer, das du ihnen gebracht, haben sie doch angenommen," sagte Fink ernster.

„Vielleicht halten sie meine bescheidene Thätigkeit für kein Opfer," erwiederte Anton erröthend. „Sie haben sich gewöhnt, mich als Rechnungsführer, als Beamten des Freiherrn in ihrer Nähe zu sehen. Du bist ihr Gast, ihr Selbstgefühl wird sie veranlassen, dir das Bedenkliche ihrer Lage nach Kräften zu

verhüllen. — Um dir das Zimmer wohnlich einzurichten, haben sie die eigenen Stuben geplündert, der Divan, auf dem du liegst, ist aus der Schlafstube des Fräuleins."

Fink sah den Divan neugierig an und legte sich wieder zurecht. „Da es mir nicht gefällt, auf der Stelle abzureisen," sagte er, „so wirst du die Güte haben, mir einen Weg anzugeben, auf dem ich mit Anstand hier bleiben kann. Erzähle mir schnell Einiges über die Hypotheken und Aussichten des Gutes. Nimm an, ich wäre ein unglücklicher Käufer dieses Paradieses."

Anton berichtete.

„Das wenigstens ist so verzweifelt nicht," sagte Fink; „jetzt höre meinen Vorschlag: In der bisherigen Weise darf das hier nicht fortgehen, diese knappe Wirthschaft ist zu ungesund für alle Betheiligten, zumeist für dich. Die Güter mögen furchtbar verwüstet sein, aber es scheint mir wohl möglich, etwas daraus zu machen. Ob Ihr die Leute seid, das Gut zu behaupten, will ich nicht entscheiden; wenn du Lust hast, noch einige Jahre deines Lebens dran zu setzen und dich fernerhin für die Interessen Anderer zu sacrificiren, so ist auch das nicht unmöglich, vorausgesetzt, daß Ihr in ruhigerer Zeit das nöthige Betriebscapital schaffen könnt. Unterdeß gebe ich einige, vielleicht fünf tausend Thaler, und der Freiherr giebt mir dafür Hypothek auf dieses Gut. Diese Anleihe wird Euch nicht viel schlechter stellen, und sie wird Euch leichter machen, dies verrückte Jahr zu überstehen."

Anton stand auf und ging unruhig in der Stube umher. „Es geht nicht," rief er endlich aus, „wir können deinen hochherzigen Antrag nicht annehmen. Sieh, Fritz, im vorigen Jahr, ehe ich diese Menschen hier so genau kannte, als jetzt, habe ich lebhaft gewünscht, daß unser Prinzipal ein Interesse an den Verhältnissen des Barons nehmen möchte; ich wäre damals sehr glücklich gewesen, wenn du mir dasselbe Anerbieten gemacht hättest. Wie ich jetzt den Freiherrn und seine Lage kenne, halte ich es für ein Unrecht gegen dich und gegen die Frauen, deinen Antrag anzunehmen."

„Soll der Divan aus Lenorens Schlafstube durch die Tabaksasche Eurer Einquartierung beschmutzt werden? Jetzt thu' ich's, später werden es die polnischen Sensenmänner thun."

„Wir müssen es durchmachen," erwiederte Anton traurig.

„Trotzkopf," rief Fink, „du sollst mich doch nicht los werden. Jetzt mache, daß du hinaus kommst, halsstarriger Tony."

Seit dieser Unterredung erwähnte Fink sein Anleiheproject nicht weiter, dagegen hatte er den nächsten Tag mehrere vertrauliche Unterredungen mit dem Husaren. Und am Abend sagte er zum Freiherrn: „Darf ich Sie für morgen um Ihr Reitpferd bitten? Es ist ein alter Bekannter von mir. Ich möchte über Ihre Felder reiten. Zürnen Sie nicht, gnädige Frau, wenn ich morgen Mittag nicht erscheine."

„Er ist reich, er kommt her, um zu kaufen," sagte sich der Freiherr im Stillen. „Dieser Wohlfart hat seinem Freund gemeldet, daß hier ein Geschäft zu machen ist, die Speculation fängt an, nur vorsichtig!"

II.

Es war ein sonniger Morgen im April. Einer von den schönen Tagen, wo eine feuchte Wärme die Knospen der Bäume entfaltet und das Menschenherz zu schnelleren Schlägen treibt. Lenore ging mit Hut und Sonnenschirm aus dem Schlosse nach dem Hofe und schritt in dem Rinderstall die Reihe der gehörnten Häupter entlang. Mit großen Augen sah das Volk der Kühe nach ihr hin, alle erhoben die breiten Mäuler, zuweilen brüllte eine lustige Kuh und erbat etwas Gutes aus ihrer Hand. „Ist Herr Wohlfart hier?" frug Lenore den Amtmann, der am Stall vorüber eilte.

„Er ist im Schlosse, gnädiges Fräulein."

„Sein Besuch ist doch wohl bei ihm?" frug sie weiter.

„Herr von Fink ist schon diesen Morgen nach Neudorf geritten, der hat keine Ruhe in der Stube, er ist am liebsten zu Pferde. Der wäre ein Husarenoffizier geworden!“

Als Lenore so erfahren hatte, wohin Herr von Fink geritten war, ging sie, um dem Gast nicht zu begegnen, langsam in anderer Richtung über den Bach und die Aecker dem Walde zu. Sie sah nach dem blauen Himmel und auf die sprossende Erde. In dem klaren Morgenlicht glänzten die Wintersaat und die grünen Spitzen des Grases so fröhlich, daß ihr das Herz lachte. Auf den Weiden am Bach lag der Frühling wie ein durchsichtiger Hauch, die goldgelben Ruthen strotzten von Saft, und aus den geschwollenen Knospen brachen die ersten Blätter hervor. Auch der Sand war ihr heut kein Aerger, sie schritt mit leichtem Fuß über den breiten Gürtel, der den Wald umgab, und eilte auf dem Fußwege durch die Kiefern dem Försterhause zu. Im Walde tummelte sich mit Geschrei und Brummen die kleine Thierwelt. Wo eine Gruppe Laubbäume unter den Nadeln stand, tönte jedesmal der kräftige Schlag des Finkenhahns, oder das eifrige Gezwitscher eines neuvermählten Paares kleiner Waldvögel, welche mit einander zankten, auf welchem Zweig sie ihr Nest in diesem Jahr erbauen wollten. In ihrem schwarzen Küraß schnurrten die Käfer um die Knospen der Birke, zuweilen summte eine wilde Biene, die früh aus dem Winterschlaf aufgeflogen war, auch die braunen Schmetterlinge flatterten schon über den Beerenstrauch, und wo der Grund tiefer war, leuchteten im Schatten die weißen Sterne der Anemone und gelbe Himmelschlüssel. Lenore nahm den Strohhut ab und ließ die warme Luft um ihre Schläfe ziehn, mit tiefen Zügen athmete sie den Duft des Waldes ein, der um die jungen Stämme der Föhren schwebte. Oft stand sie still und horchte auf die Stimmen in ihrer Nähe, sie sah in das zarte Laub der Bäume und schlug mit der Hand auf die weiße Rinde einer Birke, sie stand an dem murmelnden Quell vor dem Försterhause und fuhr lieb-

kosend in die kleinen Fichten am Zaun, welche gedrängt und regelmäßig wie Bürstenhaare standen. Ihr war, als hätte sie den Wald noch nie so lebendig gesehen. Die Hunde im Hofe des Försters bellten wüthend, sie hörte den Fuchs mit seiner Kette rasseln und sah hinauf zu dem Dompfaff, der in seinem Bauer auf- und absprang und wie die großen Herren, die Hunde, zu bellen versuchte.

„Still, Hector, still, Bergmann,“ rief Lenore an die Pforte klopfend. Der stürmische Ruf der Hunde verwandelte sich in freundliche Begrüßung. Als sie die Pforte öffnete, kam ihr Bergmann, der Dachshund, breitbeinig entgegen und wedelte unmäßig mit seinem Schwanz, und Hector umsprang sie in kühnen Sätzen und roch nach ihrer Tasche, selbst der Fuchs kroch in seine Hütte zurück, legte den Kopf lauschend auf seinen Futtertrog und blinzelte sie schlau an. An der andern Seite des Zaunes aber sah sie einen Pferdekopf über die Fichten ragen, — gerade er, den sie vermeiden wollte, war in dieser Einsamkeit. Sie stand einen Augenblick unschlüssig, und war im Begriff, sich still wieder zu entfernen, als der Förster auf die Thürschwelle trat und sie begrüßte. Jetzt konnte sie nicht mehr zurück; sie folgte dem Alten nach seiner Stube. In der Mitte des Zimmers stand Fink, hell beleuchtet von dem gelben Sonnenstrahl, der durch die kleinen Scheiben fiel. Er trat ihr artig entgegen. „Ich ging aus, das Handwerk zu grüßen,“ sagte er auf den Förster deutend, „und bin gerade dabei, mich über Ihren trotzigen Vasallen und seine heimliche Wohnung zu freuen.“ Der Förster rückte einen Stuhl, Lenore mußte sich setzen, Fink lehnte ihr gegenüber an der braunen Holzwand und sah sie mit unverhohlener Bewunderung an. „Sie sind ein mächtiger Gegensatz zu dem alten Knaben hier und diesem Raume,“ sagte er sich umsehend. „Ich bitte, winken Sie nicht mit Ihrem Sonnenschirm, alle diese ausgestopften Vögel erwarten nur Ihren Befehl, um wieder lebendig zu werden und sich zu Ihren Füßen niederzulassen. Dort der Reiher hebt schon seinen Kopf in die Höhe.“

„Es ist nur der Schein von der Sonne,“ sagte der Förster beruhigend.

Lenore lachte. „Diese Ausreden kennen wir,“ rief Fink. „Ihr seid mit im Complot, Ihr seid der Gnom dieser Königin. Wenn hier keine Zauberei getrieben wird, will ich alle Tage meines Lebens verschlafen. Ein Zeichen mit diesem Stabe, und die Deckbalken dieses großen Vogelbauers klappen zurück und Sie fliegen mit Ihrem Gefolge aus der Hütte hinaus in das Sonnenlicht. Es ist kein Zweifel, in dem Gipfel der Föhren draußen ist Ihre Residenz, die luftige Halle, in welcher Ihr Thron steht, mächtige Herrin dieser Hütte, blondlockige Göttin des Frühlings.“

„Mein Trost ist nur,“ sagte Lenore etwas verwirrt, „daß nicht ich es bin, die Sie zu solchen Erfindungen veranlaßt, sondern die Freude an der Erfindung selber. Ich bin nur zufällig der unwürdige Gegenstand Ihrer Laune, Sie sind der Dichter.“

„Pfui, wie können Sie mir so etwas nachsagen,“ rief Fink, „ich ein Dichter! Außer einigen lustigen Matrosenliedern, deren Text ein gütiges Geschick ewig von Ihrem Ohr fern halten möge, kenne ich kein einziges Gedicht auswendig. Was ich von Poesie schätze, sind nur einige Bruchstücke der ältern Schule, zum Beispiel: „Hurre, hurre, hop, hop, hop,“ in einem Gedicht, welches, wenn ich nicht irre, Ihren Namen trägt. Und selbst an dieser classischen Zeile habe ich noch auszusetzen, daß sie mehr den harten Trab eines Bauergaules, als den Carrierelauf eines Geisterpferdes ausdrückt. Indeß man muß es mit den Herren von der Schreibstube nicht so genau nehmen. Außer dieser Zeile wird wenig Dichterarbeit in mir aufzufinden sein. Etwa noch der ansprechende Reim des großen Schiller: „Potz Blitz, das ist ja die Gustel von Blasewitz.“ In dieser Stelle liegt viel Wahrheit.“

„Sie spotten über mich,“ sagte Lenore gekränkt.

„Wahrhaftig nicht,“ betheuerte Fink. „Wenn es Ihnen Freude macht, will ich gern noch einige poetische Kleinigkeiten einiger Dichter gelten lassen, vorausgesetzt, daß ich sie nur

selten lesen darf. Wie kann man in unserer Zeit Gedichte lesen oder gar machen, wenn man alle Tage selbst welche erlebt. Seit ich wieder in diesem alten Lande bin, vergeht kaum eine Stunde, wo ich nicht etwas sehe oder höre, woran sich in hundert Jahren die Herren von der Feder berauschen werden. Gloriose Stoffe für jede Art von Kunstgeschäft. Hätte ich das Unglück, ein Poet zu sein, so müßte ich jetzt vor Begeisterung hinausstürzen und Kopf über zum Fuchs in die Hütte springen, um dort in sicherer Entfernung von der Leidenschaft ein leidenschaftliches Sonnett zu machen, während mich der Fuchs in die Beine beißt. Da ich aber kein Mann von der Feder bin, so ziehe ich vor, das Schöne, das ich hier sehe, zu genießen, und nicht in Reime zu setzen." Und wieder sah er bewundernd auf das Fräulein.

„Lenore," rief eine grämliche Stimme aus der Tiefe des Zimmers. Lenore und Fink sahen sich erstaunt um.

„Er hat's gelernt," sagte der Förster auf den Raben weisend, „er lernt sonst nichts mehr, und sitzt da, grimmig gegen alle Creatur, aber das hat er doch gelernt."

Der Rabe am Ofen bog seinen Hals und sah mit scharfen Augen auf die beiden Gäste, er bewegte den Schnabel und schien still in sich hinein zu sprechen, bald nickte er mit dem Kopf, bald schüttelte er ihn.

„Schon fangen die Vögel an zu reden," rief Fink zu dem Raben tretend, „die Stubendecke wird sogleich in die Höhe gehen, und ich werde allein zurückbleiben und mit Bergmann und Hector Ihnen traurig nachsehen. Nun, Hexenmeister, kocht das Wasser?"

Der Förster sah in den Ofen. „Es kocht tüchtig," sagte er, „aber was thun wir jetzt?"

„Wir bitten das Fräulein um Hülfe," erwiederte Fink. „Ich habe vor," sagte er zu Lenoren gewandt, „mit Ihrem Familientrapper durch den Wald bis nach der Brennerei zu ziehn, und von da weiter; hier habe ich mitgebracht, was mir auf Reisen als Frühstück und Mittagsessen dient."

Er holte einige Tafeln Chocolade hervor. „Wir wollen daraus etwas machen, was einem Tranke ähnlich sieht. Wenn Sie nicht verschmähen, uns bei unserm Unternehmen Gesellschaft zu leisten, schlage ich vor, daß wir diese Chocolade so gut als möglich mit dem Wasser zu verbinden suchen. Es wäre reizend von Ihnen, wenn Sie eine Ansicht darüber aussprächen, wir wir das anfangen sollen.“

„Haben Sie ein Reibeisen oder einen Mörser?“ frug Lenore lachend den Förster.

„Diese Geräthe habe ich nicht,“ erwiederte der Waldmensch.

„Aber einen Hammer,“ frug Fink, „und einen reinen Bogen Papier?“ Der Hammer wurde schnell gebracht, der Bogen Papier fand sich nach längern Forschungen. Fink übernahm das Geschäft, die Chocolade zu zerschlagen, der Förster holte frisches Wasser aus dem Quell, Lenore spülte einige Gläser aus, und Fink klopfte eifrig auf dem Tisch herum. „Dies ist antediluvianisches Papier,“ sagte er pochend, „lederartig, noch aus der Zeit, wo es keine Papiermaschinen gab; es muß einige Jahrhunderte in dieser verzauberten Hütte gelegen haben.“ Lenore schüttete die zerstampfte Masse in den Topf mit Wasser und brachte sie durch einen Quirl in Bewegung. Dann setzten sie sich alle drei an den Tisch des Försters und tranken mit großem Behagen aus den Gläsern ihrer Hände Werk.

Goldig drangen die Lichtstrahlen in das Zimmer, sie suchten die helle Gestalt des schönen Mädchens und das kräftige Antlitz des Mannes ihr gegenüber, dann fielen sie auf die Wand, wo sie den Kopf des Reihers mit buntem Glanz schmückten und die Flügel des Habichts. Der Rabe schloß sein Selbstgespräch, er flatterte von seinem Sitz auf, hüpfte vor die Füße des Fräuleins und krächzte dort von Neuem: Lenore, Lenore!

Friedlich unterhielt sich Lenore mit dem Gast, der Förster gab zuweilen ein kluges Wort dazu. Sie sprachen von der Landschaft und den Menschen darin.

„Wo ich die Polen in fremden Ländern gesehen," sagte Fink, „habe ich mich immer gut mit ihnen vertragen. Jetzt thut mir leid, daß die Spannung hier so schwer macht, sie in ihrer Heimath aufzusuchen, denn freilich lernt man die Menschen am besten kennen, wenn man sie in ihren Pfählen sieht."

„Es muß ein großes Glück sein, so vieles Verschiedene zu sehen," rief Lenore.

„Nur im Anfange fällt das Verschiedene mächtig in die Seele. Wenn man allerlei Volk beobachtet hat, so ist die letzte Empfindung, daß die Menschen einander überall sehr ähnlich sind. Etwas Unterschied in der Hautfarbe und andern Zuthaten, aber Liebe und Haß, Lachen und Weinen findet der Reisende allerwegen, und diese Dinge sehen überall ziemlich gleich aus. Es sind jetzt zwanzig Wochen, da war ich eine halbe Erde von hier entfernt in der Holzhütte eines Amerikaners auf öder Grassteppe. Es war nicht anders als hier. Wir saßen an einem dicken Holztisch wie dieser, und mein Wirth sah dem alten Herrn hier so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Und gerade wie hier fiel das Licht der Wintersonne durch die kleinen Fenster. — Und wenn die Männer noch mehr haben, was sie unterscheidet, die Frauen vollends sind in der Hauptsache überall dieselben. Nur in einer Kleinigkeit sind sie verschieden."

„Und was ist dieses?" frug der Förster.

„Etwas mehr oder weniger reinlich," sagte Fink nachlässig, „das ist der ganze Unterschied."

Lenore erhob sich empört, mehr über den Ton, als die Worte. „Es wird Zeit, daß ich zurückgehe," sagte sie kalt und band den Strohhut auf.

„Da Sie aufstehen, verschwindet der Glanz aus der Stube," rief Fink.

„Es ist nur eine kleine Wolke vor die Sonne gelaufen," sagte der Förster zum Fenster tretend, „diese macht den Schatten."

„Unsinn," entgegnete Fink, „der Strohhut macht ihn, der das Haar des Fräuleins versteckt, von den goldenen Locken ging das Licht aus."

Sie traten aus dem Hause, der Förster verschloß die Pforte, in entgegengesetzter Richtung entfernten sie sich von der Hütte.

Lenore eilte nach Hause, der Zeisig sang, die Amsel pfiff, sie achtete nicht darauf. Sie schalt sich, daß sie die Schwelle des Försterhauses betreten hatte, und doch konnte sie nicht aufhören, daran zu denken. Der Fremde machte sie unruhig und unsicher. War er frech, weil ihm nichts heilig war? War er nur so übermüthig sicher? Mußte sie ihm zürnen, oder war das Gefühl von Angst nur die Thorheit eines unerfahrenen Mädchens? Das frug sie sich unaufhörlich, ach und sie fand keine Antwort!

Als Anton gegen Abend dem Schäfer eine Bestellung auftragen wollte, war weder Karl noch ein Bote zu finden, und da die Heerde in keiner großen Entfernung vom Schlosse trieb, so ging Anton selbst in dem Wege, welcher nach dem Brennereigute führte, auf den Schäfer zu. Er war nicht wenig verwundert, als er auf den letzten Aeckern an der Straße seinen Freund Fink zu Pferde entdeckte, Karl und den Vogt geschäftig in seiner Nähe. Fink ritt wie ein Kunstreiter kurze Strecken im Galopp, die Andern trugen sich mit schwarz- und weißbemalten Stangen, die sie in deu Boden steckten und wieder herausrissen. Und dabei sah Karl durch ein kleines Fernrohr, das er über seine Stange befestigt hatte. „Fünfundzwanzig Galoppsprünge," rief Fink.

„Zwei Zoll Fall," schrie Karl von hinten.

„Fünfundzwanzig, zwei, steht," sagte der Vogt und schrieb die Zahlen in seine Brieftafel.

„Kommst du auch herangeschlichen?" rief Fink dem Freunde lachend zu. „Wart' eine Weile, wir sind sogleich fertig."

Noch eine Anzahl Galoppsprünge, Blicke durch das Fernrohr und Notizen in der Brieftafel, dann nahmen die Männer ihre Stangen zusammen, Fink ergriff die Brieftasche des Vogts und rechnete eifrig. Endlich gab er die Tasche mit einem Lächeln zurück und sagte: „Komm weiter herauf, Anton, jetzt will ich dir etwas zeigen. Stelle dich mit dem Gesicht gegen Norden auf den Bach und das Schloß zu. Dann bildet der Bach, wenn du ihn als gerade Linie ansiehst, eine Sehne, die von West nach Ost läuft, der Rand des Waldes hinter dir einen Kreisbogen. Wald und Bach bilden einen Kreisabschnitt."

„Das ist deutlich," sagte Anton.

„In alter Zeit lief der Bach anderswo," fuhr Fink fort, „hier längs dem Walde in der Bogenrundung, das alte Flußbett ist noch zu erkennen. Wenn man am Waldesrand in der alten Wasserrinne hinaufgeht, kommt man dort oben im Westen zu dem Punkt, wo das alte Bett von dem gegenwärtigen abgeht. Es ist der Punkt, wo eine schlechte Brücke über den Bach führt, und das Wasser in seinem jetzigen Bett einen Fall von mehr als einem Fuß hat, stark genug, die beste Mühle zu treiben. Die verfallenen Gebäude eines Vorwerks stehen daneben."

„Ich kenne den Punkt gut genug," sagte Anton.

„Unterhalb des Dorfes krümmt sich das alte Flußbett vom Walde ab, wieder dem Bache zu. Es umschließt eine mächtige Fläche, über fünfhundert Morgen, wenn ich mich auf die Sprünge dieses Gauls verlassen kann. Dieses ganze Terrain hat einen Abfall von dem alten Flußbett nach dem neuen. Es sind nur einige Morgen Wiesen und wenig erträgliches Ackerland darin, das meiste ist Sand und Weideland, wie ich höre, der schlechteste Theil Eurer Gutsfläche."

„Das Alles gebe ich zu," sagte Anton neugierig.

„Jetzt merke auf. Wenn man den Bach wieder in sein altes Bett zurückführt und ihn zwingt, im Bogen zu laufen, statt in der Sehne, so kann man mit dem Wasser, das jetzt

zu Eurer Schande unnütz in die Welt fließt, die ganze Fläche von fünfhundert Morgen berieseln und den dürren Sand in grünes Wiesenland verwandeln."

„Du bist ein Schlaukopf," rief Anton aufgeregt durch die Entdeckung.

„Was kostet Euch der Morgen im Durchschnitt?" frug Fink.

„Dreißig Thaler."

„Und ebensoviel höchstens betragen bei diesem Boden die Kosten der Wiesenanlage. Macht zusammen sechzig Thaler, also drei Thaler jährliche Zinsen, dazu schlage an Unterhaltungskosten, Abgaben u. s. w. für den Morgen jährlich zwei Thaler, so hast du fünf Thaler Kosten. Rechnest du dagegen vom Morgen zwanzig Centner Heu zum halben Thaler, so erhältst du vom Morgen fünf Thaler Reinertrag, also bei fünfhundert Morgen zweitausend fünfhundert jährlichen Gewinn. Um diesen zu erhalten, ist ein Anlagecapital von höchstens fünfzehntausend Thalern nöthig. Das war's, Anton, was ich dir erzählen wollte."

Anton stand überrascht. Es war nicht zu verkennen, daß die Zahlen, welche Fink hingeworfen hatte, nicht ganz aus der Luft gegriffen waren, weder die Kosten, noch die Erträge. Und die Aussicht, welche eine solche Anlage dem Gut eröffnete, beschäftigte ihn so, daß er lange in tiefem Schweigen neben dem Freund vorwärts schritt. „Du zeigst mir in der Wüste Wasser und grüne Wiesen," rief er endlich bekümmert, „das ist grausam von dir, denn nicht der Freiherr wird im Stande sein, diese Verbesserung zu machen, sondern ein Fremder. Fünfzehntausend Thaler!"

„Vielleicht werden's auch zehn thun," sagte Fink spottend. „Ich habe dir dies Luftbild nur vor die Augen geführt, um dich für deinen Trotz von gestern Abend zu strafen. Jetzt laß uns von Anderm reden."

Am Abend rief der Freiherr mit wichtiger Miene seine Frau und Lenore: „Kommt nach meiner Schlafstube, ich habe Euch etwas mitzutheilen.“ Er setzte sich dort in seinem Lehnstuhl zurecht und sagte mit größerem Behagen, als er seit langer Zeit an den Tag gelegt hatte: „Es war leicht zu merken, daß dieser Besuch Finks nicht ganz zufällig war, und nicht durch Freundschaft für Herrn Wohlfart veranlaßt, wie die jungen Männer sich den Schein gaben. Ihr waret beide klüger als ich; ich habe doch Recht gehabt, der Besuch hat einen Grund, der uns näher angeht, als unsern Rechnungsführer.“ Die Baronin warf einen erschreckten Blick auf ihre Tochter, aber Lenorens Augen waren so groß auf ihren Vater gerichtet, daß die Mutter sich wieder beruhigte.

„Und was glaubt Ihr wohl, hat den Herrn aus der Fremde hierher geführt?“ fuhr der Freiherr fort. Die Frauen schwiegen. Endlich sagte Lenore: „Vater, Herr von Fink ist von alter Zeit mit Wohlfart eng befreundet, sie haben einander seit mehrern Jahren nicht gesehen. Es ist so natürlich, daß Fink eine flüchtige Bekanntschaft mit dir benützt, um einige Wochen bei seinem nächsten Freunde zuzubringen. Wozu wollen wir einen andern Grund für seine Anwesenheit suchen?“

„Du sprichst, wie die Jugend solche Verhältnisse auffaßt. Die Menschen werden weniger durch ideale Empfindungen und mehr durch Eigennutz regiert, als deine junge Weisheit annimmt.“

„Eigennutz?“ frug die Baronin.

„Was ist dabei zu erstaunen?“ fuhr der Freiherr ironisch fort: „beide sind Kaufleute, Fink hat auch so viel von den Reizen des Handels kennen gelernt, daß er nicht umhin kann, ein gutes Geschäft zu machen, wo sich eine Gelegenheit dazu findet. Ich will Euch sagen, wie er hergekommen ist. Unser vortrefflicher Wohlfart hat ihm geschrieben: Hier ist ein Gut, und dieses Gut hat einen Herrn, der gegenwärtig verhindert ist, die Wirthschaft selbst zu übersehen. Es ist ein Geschäft

hier zu machen, du hast Geld, komm her. Ich bin dein Freund, es wird wohl etwas für mich abfallen."

Die Baronin sah starr auf ihren Gemahl, Lenore aber sprang auf und rief mit der Energie eines tiefgekränkten Herzens: „Vater, ich will nicht hören, daß du so von einem Manne sprichst, der uns nie etwas Anderes gezeigt hat, als die größte Uneigennützigkeit. Seine Freundschaft für uns geht so weit, daß er die Entbehrungen dieses einsamen Aufenthaltes und das Peinliche, das seine Stellung vielen Andern verleiden würde, mit einer grenzenlosen Langmuth erträgt."

„Seine Freundschaft?" sagte der Freiherr; „auf einen so hohen Vorzug haben wir niemals Anspruch gemacht."

„Wir haben es gethan," rief Lenore in auflodernden Eifer. „In einer Zeit, wo die Mutter Niemanden fand, der uns beigestanden hätte, da war es Wohlfart, der treu zu uns hielt. Er allein hat von dem Tage an, wo der Bruder ihn bei uns einführte, bis zu dieser Stunde für uns gesorgt und dich vertreten."

„Nun," lenkte der Freiherr ein, „ich sage ja nichts gegen seine Thätigkeit, ich gebe gern zu, daß er die Rechnungen in Ordnung hält und für einen geringen Gehalt viel Fleiß beweist. Wenn du das Treiben der Menschen mehr verständest, würdest du meine Worte ruhiger aufnehmen. Zuletzt ist kein Unrecht bei dem, was er gethan," setzte er gedrückt hinzu. „Mir fehlt es gegenwärtig an Capitalien, und ich bin, wie Ihr wißt, auch sonst verhindert. Was ist dagegen zu sagen, wenn Andere mir Vorschläge machen, die ihnen Vortheil bringen und mir keinen Schaden?"

„Um Gottes willen, Vater, was für Vorschläge? Es ist unwahr, daß Wohlfart irgend ein anderes Interesse dabei hat, als dein eigenes."

Die Mutter forderte durch eine Handbewegung Lenore auf, zu schweigen. „Will Fink dir das Gut abkaufen," sagte sie, „so werde ich diesen Entschluß als ein Glück für dich

segnen, als das größte Glück, das dir gerade jetzt widerfahren kann, geliebter Oscar."

„Von Kaufen war vorläufig nicht die Rede," erwiederte der Freiherr, „ich würde mich auch unter den jetzigen Aussichten bedenken müssen, das Gut so schnell wegzugeben. Fink hat mir einen andern Vorschlag gemacht. Er will mein Pächter werden."

Lenore sank lautlos in einen Stuhl.

„Er will mir fünfhundert Morgen von der Gutsfläche abpachten, um dieselben in Kunstwiesen zu verwandeln. Ich kann nicht leugnen, daß er offenherzig und als Ehrenmann mit mir gesprochen hat. Er hat mir mit Zahlen bewiesen, wie groß sein Vortheil sein würde, er hat sich erboten, den Pachtbetrag für die ersten Jahre auf der Stelle zu zahlen, ja er hat sich erboten, dies Pachtverhältniß nach fünf Jahren aufzulösen und mir die Wiesen zu übergeben, wenn ich ihm die Kosten der Anlage zurückerstatte."

„Großer Gott!" rief Lenore, „du hast diesen edelmüthigen Vorschlag doch zurückgewiesen?"

„Ich habe Bedenkzeit verlangt," erwiederte der Freiherr behaglich. „Das Anerbieten ist, wie gesagt, auch für mich nicht gerade nachtheilig, indeß wäre es doch unvorsichtig, einem Fremden durch fünf Jahre so große Vortheile einzuräumen, da Hoffnung ist, daß ich selbst in einem Jahre über Summen verfügen kann, um diese Anlagen für unsere eigene Rechnung zu machen."

„Du würdest sie niemals selbst machen, mein geliebter, armer Mann," rief die Baronin unter Thränen, sie umschlang den Hals ihres Gemahls und hielt ihre Hand über seine Augen. Der Freiherr sank vernichtet zusammen und legte wie ein Kind sein Haupt an ihre Brust.

„Ich muß wissen, ob Wohlfart von diesem Plane weiß und was er dazu sagt," rief Lenore entschlossen; „wenn du erlaubst, Vater, schicke ich sogleich hinüber und lasse ihn holen." Da der Freiherr keine Antwort gab, klingelte sie

dem Bedienten und verließ das Zimmer, diesen vor der Thür zu erwarten.

Fink saß in Antons Stube, eifrig beschäftigt, den Freund auszuschelten. „Seit du nicht mehr Cigarren rauchst, ist dein besserer Genius von dir gewichen, nachdem er sich alle Haare über deine Ungemüthlichkeit ausgerauft hat. Jetzt ist er im Himmel unter den psalmirenden Engeln durch eine Tour auffällig und unser Herrgott muß von Zeit zu Zeit den Hofmarschall fragen: „Wer ist denn dieser unglückliche Genius mit der Perrücke?“ Dann antwortet Raphael: „Der Cavalier war früher dem Scheusal Anton Wohlfart zugetheilt.“ Dann frägt der Herr: „Weßhalb hat er ihn verlassen?“ Und Raphael muß antworten: „Weil der Unselige die Trabuco's abgeschworen hat.“ Und der Herr wird zornig sprechen: „Fort mit ihm zur Hölle; seine Seele soll in ein Rübenblatt eingenäht und dort alle Tage von kleinen Speiteufeln verraucht werden.“

„Bist du in Amerika Mitglied einer frommen Gemeinde geworden, daß du im Himmel so genau Bescheid weißt?“ frug Anton von seiner Rechnung aufsehend.

„Schweig!“ sagte Fink, „sonst hattest du doch noch einige Stunden, wo du zu faullenzen verstandest, jetzt verführst du eine ewige Buchrechnung, und beim Tantalus, um nichts und wider nichts.“

Der Bediente trat ein und rief Anton zum Freiherrn. Als Anton an der Thür war, rief Fink ihm nach: „Apropos, ich habe dem Freiherrn angeboten, die fünfhundert Morgen von ihm zu pachten. Zwei ein halb Thaler Pachtgeld für den Morgen; nach fünf Jahren Rückgabe der Wiesen gegen Erstattung der Anlagekosten, Zahlung baar oder in Hypothek. Jetzt geh, mein Junge.“

Als Anton bei dem Freiherrn eintrat, saß die Baronin an der Seite ihres Gemahls und hielt seine Hand in der ihren, Lenore ging unruhig im Zimmer auf und ab. „Haben Sie von dem Vorschlage gehört, den Herr von Fink meinem Vater gemacht hat?“ frug sie.

„In diesem Augenblick hat er mir davon gesagt," erwiederte Anton. Der Freiherr verzog den Mund.

„Und was ist Ihre Meinung, darf mein Vater das Anerbieten annehmen?"

Anton schwieg. „Für das Gut ist es vortheilhaft," sagte er endlich mit innerer Ueberwindung. „Die Anlage könnte die beste Hülfe für diese Besitzung werden."

„Nicht das will ich wissen," entgegnete Lenore ungeduldig, „sondern ob Sie als unser Freund den Rath geben, diesen Vorschlag anzunehmen."

„Nein," sagte Anton.

„Ich wußte, daß Sie so sprechen würden," rief Lenore und trat hinter den Stuhl ihres Vaters.

„Sie sagen nein, und weßhalb? wenn's beliebt," frug der Freiherr.

„Die gegenwärtige Zeit, welche Alles in Frage stellt, scheint mir wenig geeignet für eine so große Speculation. Außerdem glaube ich, daß Fink bei seinem Anerbieten durch Rücksichten geleitet wurde, welche vielleicht ihm selbst Ehre machen, die aber Ihnen, Herr Baron, die Annahme seiner Vorschläge erschweren müssen."

„Sie werden mir erlauben, selbst darüber zu entscheiden, was ich annehmen darf, und was nicht," erwiederte der Freiherr. „Das Unternehmen wäre als Geschäft für beide Parteien vortheilhaft."

„Das muß ich einräumen," sagte Anton.

„Und wie man die gegenwärtige politische Lage ansieht, ist Sache der persönlichen Auffassung. Wer sich dadurch in seinen Unternehmungen nicht stören läßt, verdient doch wohl mehr Lob, als der, welcher in einer unbestimmten Furcht das Nützliche zu thun versäumt."

„Auch das muß ich zugeben."

„Würde dies Unternehmen die Folge haben, daß Herr von Fink in unserer Gegend seinen dauernden Aufenthalt nähme?" frug die Baronin.

„Das glaube ich nicht, gnädigste Frau, die Arbeiten selbst wird er jedenfalls einem Techniker übertragen; sein lebhafter Geist wird ihn schnell genug wieder in die Welt treiben. Was ihn bestimmt hat, dem Herrn Baron sein Anerbieten zu machen, das kann ich nur muthmaßen. Ich glaube, daß großen Antheil daran die Verehrung hat, welche er gegen Ihr Haus empfindet, und der Wunsch, Ihnen und vielleicht auch mir in diesen unruhigen Tagen mit einigem Recht nahe zu sein. Gerade das, was Andern jetzt diese Gegend verleidet, die Gefahr, das hat für sein kühnes Herz viel Lockendes."

„Und würde Ihnen nicht lieb sein, den Freund hier zu behalten?" frug die Baronin weiter.

„Ich habe dies bis heut noch nicht gehofft," erwiederte Anton. „In früherer Zeit war zuweilen meine Aufgabe, ihn von schnellen Entschlüssen zurückzuhalten, bei denen er um einer Laune willen Vieles auf das Spiel setzte."

„Sie halten es also für vorschnell," sagte der Freiherr, „daß Ihr Freund mir einen solchen Antrag gemacht hat?"

„Sein Antrag ist gewagt für ihn selbst," antwortete Anton nachdrücklich, „und es ist etwas darin, Herr Freiherr, was mir auch in Ihrem Interesse nicht gefällt, obgleich ich in Verlegenheit käme, wenn ich aussprechen sollte, was es ist."

„Wir danken Ihnen," sagte der Freiherr, „und wollen Sie nicht weiter bemühen, die Sache hat ja keine Eile." Anton verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Lenore stand schweigend am Fenster, ein langer Blick folgte dem Abgehenden. „Ich kann nicht aussprechen, was es ist," wiederholte sie Antons letzte Worte, und ein Heer von ängstlichen Bildern und Ahnungen flog durch ihre Seele. Sie zürnte der Schwäche ihres Vaters, sie war empört über Fink, der es wagte, ihnen Wohlthaten anzubieten. Ob der Vater annahm, ob er ablehnte, ihr Aller Verhältniß zu dem Gast war ein anderes geworden. Sie waren ihm verpflichtet, er war ihnen kein Fremder mehr, er selbst hatte sich als Vertrauter in ihre stillen Leiden eingedrängt. Sie dachte an

das Zucken seines Mundes, an seine zusammengezogenen Augenbrauen, sie hörte, wie er spottete über den Vater und über sie. Keck war er in ihr Haus getreten und nach wenigen Tagen faßte er gleichgültig wie im Scherz nach den Zügeln, um ihr Schicksal nach seinem Willen zu lenken. Seiner übermüthigen Laune sollten ihre Eltern vielleicht die Rettung verdanken. Heut hatte sie noch mit ihm, dem glänzenden Mann aus der großen Welt, scherzen können, er war ein Gast, mit dem man auf gleichem Fuße steht, wie sollte sie ihn ansehen von morgen ab? Von morgen war er ein großer Herr für sie, und ihr Vater in Wahrheit sein Untergebener. Ihr Stolz bäumte hoch auf gegen sein Wesen, dessen Macht sie in dieser Stunde so lebhaft fühlte; sie nahm sich vor, ihn mit Kälte zu behandeln; sie grübelte über die Worte, die er zu ihr sprechen könnte, und über ihre Antworten, und immer flog ihre Seele um das Bild des mächtigen Fremden, wie der aufgescheuchte Vogel um den Feind seines Nestes.

„Und was wirst du thun, Oscar?“ frug die Baronin.

„Der Vater darf nicht annehmen,“ rief Lenore mit Energie.

„Und was ist deine Meinung?“ sprach der Freiherr zu seiner Frau gewandt.

„Wähle, was dich am ersten von diesem Gute befreit, was die Sorge von dir nimmt, den Trübsinn, die Unsicherheit, die dich jede Stunde im Stillen quälen. Laß uns in die Ferne ziehn, wo die Leidenschaften weniger häßlich sind, weit weg aus diesem Lande. In den engsten Verhältnissen werden wir ruhiger sein, als hier.“

„Du räthst also, seinen Vorschlag anzunehmen,“ sagte der Freiherr. „Wer den Theil gepachtet hat, übernimmt wohl auch das Ganze.“

„Und zahlt uns eine Pension,“ rief Lenore.

„Du bist ein thörichtes Mädchen,“ sagte der Vater, „Ihr regt Euch Beide auf, das ist unnütz. Der Vorschlag ist zu bedeutend, um ihn kurz von der Hand zu weisen, oder im

Sprunge anzunehmen. Ich will mir das Nähere überlegen Dein Wohlfart wird Gelegenheit haben, die Bedingungen zu prüfen," fügte er in besserer Laune hinzu.

„Höre, mein Vater, auf das, was Wohlfart dir sagt, und ehre auch, was er verschweigt."

„Ja, er soll gehört werden," schloß der Freiherr, „und jetzt gute Nacht, Ihr Beiden, ich werde mir's überlegen."

„Er wird annehmen," sagte Lenore im Zimmer der Baronin, „er wird annehmen, weil Wohlfart abgerathen hat, und weil der Andere ihm Geld giebt. Mutter, warum hast du ihm nicht gesagt, daß wir Frauen diesem Fremden nicht mehr in's Gesicht sehen können, wenn er uns in unserm eignen Hause die Almosen zutheilt?"

„Ich habe keinen Stolz, ich habe keine Hoffnung mehr," sagte die Mutter leise.

Als Anton langsam in sein Zimmer zurückkehrte, rief Fink ihm lustig entgegen: „Wie steht's, Procurist, darf ich Pächter werden, oder will der Baron die Anlage selbst machen? Er hatte große Lust dazu. In diesem Fall erhebe ich Anspruch auf Finderlohn. Freie Station für mich und mein Pferd, so lange sie hier Krieg spielen."

„Er wird deinen Vorschlag annehmen," erwiederte Anton, „obgleich ich ihm abgerathen habe."

„Du?" frug Fink; „ja, das sieht dir ähnlich. Wenn eine ertrinkende Maus sich an einen Holzklotz klammert, du hältst ihr eine Rede über das Drückende moralischer Verpflichtungen und schleuderst sie in's Wasser zurück."

„Du bist nicht so unschuldig, wie ein Holzklotz," sagte Anton wider Willen lachend.

„Höre," fuhr Fink fort, „ich habe keinen Ueberfluß an Sentimentalität, aber in diesem Fall würde ich es doch nicht für freundschaftlich halten, wenn du mich mit einer Strafrede erbauen wolltest. Ist dir's denn so unangenehm, daß ich dir helfe, eine verrückte Zeit durchzumachen?"

„Ich kenne dich lange genug, du Schelm," sagte Anton,

„um zu wissen, daß deine Freundschaft für mich an deinem Anerbieten vielen Antheil hat."

„Wirklich?" spottete Fink, „und wie groß war dieser Antheil? Es ist eine nichtsnutzige Zeit, mag man so tugendhaft handeln, als nur irgend möglich, man wird so lange secirt, bis die Tugend sich unter dem Messer der Bosheit in Egoismus verwandelt."

Anton streichelte ihm die Wange. „Ich secire nicht," sagte er. „Du hast ein großartiges Anerbieten gemacht, und ich bin nicht mit dir unzufrieden, wohl aber mit mir. In der ersten Freude über deine Ankunft habe ich dir über die Verhältnisse des Freiherrn und über den stillen Kummer der Frauen mehr mitgetheilt, als sich mit meiner Pflicht vertrug, ich selbst habe dich in die Geheimnisse dieses Hauses eingeweiht, und du hast dieses Wissen auf deine behende Weise in Anspruch genommen. So habe ich selbst dich mit der Familie verflochten und deine Capitalien mit diesem unruhigen Lande. Daß dies so plötzlich geschehen, ist gegen mein Gefühl, und daß meine Unvorsichtigkeit die Veranlassung gegeben, das ärgert mich."

„Natürlich," lachte Fink; „für dich ist der süßeste Genuß, wenn du dir um deine Umgebung Sorge machen kannst."

„Zweimal ist mir begegnet," fuhr Anton fort, „daß ich, dessen Vorsicht du so oft verspottest, über die Lage der Familie ohne Beruf mit Freunden gesprochen habe. Das erste Mal erbat ich Hülfe für die Rothsattel, sie wurde mir verweigert, und dieser Vorgang hat mich mehr als etwas Anderes aus dem Comtoir und in dies Haus getrieben. Jetzt führt meine zweite Indiscretion die nicht mehr erbetene Hülfe in das Haus, was wird die Folge sein?"

„Daß sie dich wieder aus dem Hause und in das Comtoir wirft," lachte Fink. „Hat man je einen so spitzfindigen Hamlet in Thranstiefeln gesehen?" — Wenn ich nur dahinter kommen könnte, ob du einen solchen logischen Ausgang in der Stille ersehnst oder fürchtest?" Er zog ein Geldstück aus der

Tasche: „Kopf oder Schrift, Anton? — Blond oder schwarz? Werfen wir!"

„Du bist nicht mehr in Tennessee, du Seelenverkäufer!" erwiederte Anton wider Willen lachend.

„Es sollte ehrliches Spiel sein," sagte Fink gleichmüthig, das Geldstück wieder einsteckend. „Ich wollte dir die Wahl lassen. — Denke in Zukunft daran."

III.

Der Freiherr nahm an. In der That war es schwer, dem Anerbieten Finks zu widerstehen, selbst Anton mußte zugeben, daß eine Zurückweisung kaum erfolgen konnte, nachdem es einmal im Ernst ausgesprochen war. Allerdings kam der Freiherr zu seiner Einwilligung nicht auf der graden Linie, in welcher der gemeine Menschenverstand sonst auf irdische Interessen losgeht. Seine Seele machte mehrere Quersprünge. Immer wieder fiel ihm ein, daß er einen ansehnlichen Gewinn aus seinem Gute auf einige Jahre einem Fremden lassen sollte; und wenn er sich seufzend die Unmöglichkeit eingestanden hatte, diesem Verluste zu entgehen, so fiel ihm wieder ein, wie zudringlich es von dem Fremden sei, ihm am dritten Tag nach seiner Ankunft einen solchen Antrag zu machen, und wie Lenorens fortgesetztes Widerstreben doch einen Grund habe. Dann erschien er sich armselig, unselbstständig und unter Antons Vormundschaft, und kam erbittert bis zu dem Gedanken, die Sache aufzugeben. Aber nach solchen Wallungen schwankte er zuletzt doch immer wieder auf die Straße seines Vortheils zurück. Er wußte sehr wohl, welche Hülfe die vorausbezahlte Pacht für das laufende Jahr sein mußte, er ahnte, daß die Anlage in einigen Jahren den Werth des Gutes um die Hälfte erhöhen könnte. Ja, er gab zu, daß Fink selbst in den Un-

ruhen dieses Jahres ein wünschenswerther Bundesgenosse sei. Gegen die Frauen beobachtete er ein hartnäckiges Stillschweigen, Lenorens wiederholte Versuche, ihn zu bestimmen, wies er mit einem auffallenden Anflug von guter Laune ab; sein ganzes Wesen war in dieser Periode der Ueberlegung gehobener.

Nach einigen Tagen rief er den alten Diener und sagte im engsten Vertrauen: „Gieb Acht, Johann, ob Herr Wohlfart im Laufe des Tages einmal ausgeht, und Herr von Fink allein in seinem Zimmer ist, dann melde mich bei ihm und hole mich ab." Als er ganz in der Stille bei Fink eingeführt worden war, sagte er ihm in verbindlicher Weise, daß er seinen Vorschlag annehme und ihm überlasse, gelegentlich mit dem Anwalt in Rosmin den Contract zu entwerfen.

„Abgemacht," rief Fink, ihm die Hand schüttelnd; „haben Sie aber auch bedacht, Herr Freiherr, daß ich durch Ihre freundliche Einwilligung in die Lage kommen kann, noch auf Wochen, vielleicht auf Monate die Gastfreundschaft Ihres Hauses in Anspruch zu nehmen? Denn ich halte meine Gegenwart für wünschenswerth, wenigstens bis die Arbeit in Gang kommt."

„Es wird mir eine große Freude sein," erwiederte der Freiherr aufrichtig, „wenn Sie in unserm noch nicht eingerichteten Haushalt vorlieb nehmen. Ich werde mir die Freiheit nehmen, Ihnen einige Zimmer in diesem Flügel wohnlich zu machen und ganz zu Ihrer Disposition zu stellen. Haben Sie einen Diener, an den Sie gewöhnt sind, so bitte ich, ihn kommen zu lassen."

„Einen Diener nicht," sagte Fink, „wenn Sie Ihrem Johann gestatten wollen, meine Zimmer in Ordnung zu halten. Aber etwas Besseres habe ich, wovon ich mich nicht lange trennen möchte, ein Halbblut, das noch im Stall meines Vaters steht."

„Sollte es nicht möglich sein, das Pferd herzuschaffen?"

„Wenn Sie das erlauben," sagte Fink, „bin ich Ihnen sehr dankbar."

So besprachen die Beiden im besten Einvernehmen ihre

Verbindung, und der Freiherr verließ Finks Zimmer mit dem Gefühl, daß er doch einen klugen Streich gemacht habe.

„Die Sache ist in Richtigkeit," sagte Fink zu dem eintretenden Anton. „Jetzt lamentire nicht, sondern finde dich darein, das Unglück ist einmal geschehen. In zwei Zimmer auf der Ecke dieses Flügels werde ich mich einquartieren, die Einrichtung besorge ich selbst. Morgen fahre ich nach Rosmin und von dort weiter. Ich bin einem geschickten Mann auf der Spur, der das Technische der Anlage leiten soll; den Mann und einige Arbeiter bringe ich mit. Kannst du mir unsern Karl auf acht Tage überlassen?"

„Er ist hier schwer zu entbehren, indeß, wenn es sein muß, werde ich ihn zu vertreten suchen. Laßt mir nur ein Bündel mit weisen Lehren zurück."

Am nächsten Morgen reiste Fink in Begleitung des Husars ab, und die alte Ordnung im Schloß kehrte zurück. Die kleine Schaar Gutswehr hielt regelmäßig ihre Uebungen, Patrouillen wurden gemacht, wie früher; arge Gerüchte wurden eifrig erzählt und angehört; einmal kam die Meldung, daß auf der nächsten Landstraße ein Haufe Sensenmänner marschire, ein andermal betrat ein Trupp feindlicher Reiter die Feldmark, ritt aber, ohne das Dorf zu berühren, auf dem Waldwege vorüber. Auch Militär erschien als Einquartierung auf einzelne Nächte, kleine Abtheilungen, welche weiter in's Land hineinzogen. Die Offiziere waren willkommene Gäste des Schlosses, sie erzählten von dem Kampf der Leidenschaften jenseit der Wälder und beruhigten die Frauen durch das muthige Versprechen, daß dem Aufstand ein schnelles Ende bereitet werde. Nur Anton empfand die schwere Last, welche selbst durch die kleinen Truppenmärsche auf das Gut gelegt wurde.

Fast vierzehn Tage waren vergangen, Fink und Karl wie verschwunden. An einem sonnigen Tage war Lenore bei ihrer Pflanzung beschäftigt, sie ließ durch einen Arbeiter Löcher für

die Wurzelballen kleiner Waldbäume ausgraben. Schon bildete ein halbes Hundert von Fichten und jungen Birken ein anspruchsloses Gebüsch, das zur Zeit einem Rebhuhn mehr Schatten gab, als einem Menschen. In ihrem Strohhut, einen kleinen Spaten in der Hand, erschien Lenore dem vorübereilenden Anton so anmuthig, daß er sich nicht enthalten konnte, stehen zu bleiben und ihr zuzusehen.

„Habe ich Sie endlich, treuloser Herr," rief ihm Lenore zu. „Seit acht Tagen haben Sie sich gar nicht um meine Bäume gekümmert, ich habe Alles allein begießen müssen. Hier ist Ihr Spaten, kommen Sie und helfen Sie mir Löcher graben."

Anton ergriff gehorsam den Spaten und begann tapfer den Rasen auszustechen. „Ich habe im Walde junge Wachholder gesehen, vielleicht können Sie die brauchen."

„An den Rändern," antwortete Lenore versöhnt.

„Ich habe in den letzten Tagen mehr zu thun gehabt, als sonst," fuhr Anton fort, „Karl fehlt uns überall."

Lenore stieß ihren Spaten tief in die Erde und beugte sich herab, den aufgeworfenen Boden anzufühlen. „Hat Ihr Freund immer noch nicht geschrieben?" frug sie gleichgültig.

„Ich weiß nicht, was ich denken soll," sagte Anton, „der Postenlauf ist nicht unterbrochen, denn andere Briefe sind angekommen. Fast fürchte ich, daß den Reisenden ein Unglück zugestoßen ist."

Lenore schüttelte den Kopf. „Können Sie sich denken, daß Herrn von Fink ein Unglück zustößt?" frug sie weitergrabend.

„Es ist schwer zu denken," sagte Anton lachend, „er sieht nicht aus, als ob er sich ein boshaftes Schicksal leicht über den Kopf wachsen ließe."

„Das meine ich auch," erwiederte Lenore trocken.

Anton schwieg eine Weile. „Es ist merkwürdig daß wir mit einander noch nicht über die Veränderung gesprochen haben, welche durch Finks Hierbleiben entsteht," sagte er endlich

nicht ohne Zwang, denn er empfand undeutlich, daß zwischen Lenore und ihn selbst eine Befangenheit gekommen war, ein leichter Schatten auf goldgrünem Rasen, von dem man nicht weiß, woher er fällt. „Sind Sie auch nicht unzufrieden mit seiner Ansiedelung?“ Lenore wandte sich ab und ließ einen Zweig durch ihre Finger gleiten. „Sind Sie zufrieden?“ frug sie zurück.

„Ich für meinen Theil kann mir die Anwesenheit des Freundes wohl gefallen lassen,“ sagte Anton.

„Dann thu' ich's auch,“ erwiederte Lenore aufsehend. „Aber es ist doch auffallend, daß auch Herr Sturm nicht geschrieben hat. Vielleicht kommen sie gar nicht wieder,“ rief sie aus.

„Für Karl leiste ich Bürgschaft,“ sagte Anton.

„Aber für den Andern? Der sieht aus, als ob er veränderlich wäre, wie eine Wolke.“

„So ist er nicht,“ erwiederte Anton; „wenn er Schwierigkeiten zu bekämpfen hat, erwacht alle Energie seines Lebens; nur was ihm keine Mühe macht, das langweilt ihn.“

Lenore schwieg und grub eifrig weiter.

Da hörte man aus dem Wirthschaftshofe das Gesumm von fröhlichen Stimmen, die Leute liefen von ihrem Mittagstisch auf die Landstraße, „Herr Sturm kommt,“ rief ein Knecht den Grabenden zu. — Ein stattlicher Zug bewegte sich durch das Dorf nach dem Schlosse. Voran schritt ein halbes Dutzend Männer in gleicher Tracht; sie trugen graue Jupen, breitkrempige Filzhüte, die an einer Seite aufgeschlagen und mit einem grünen Busch verziert waren, auf der Schulter eine leichte Jagdflinte, an der Seite ein Matrosenmesser. Hinter ihnen kam eine Reihe beladener Wagen, der erste voll von Schaufeln, Grabscheiten, Hacken und Erdkarren, welche zu kunstvoller Symmetrie in einander gesetzt waren, dahinter andere Wagen mit Mehlsäcken, Kisten, Kleiderbündeln und eingepackten Möbeln. Den Zug schloß wieder eine Anzahl Männer in grauer Uniform nnd denselben Waffen. In der Nähe des Schlosses sprang Karl mit einem Fremden von dem letzten

Wagen herab. Karl stellte sich an die Spitze des Zuges, ließ die Wagen an der Front des Schlosses auffahren, ordnete die Männer in zwei Reihen und commandirte mit einigem Erfolg: „Präsentirt das Gewehr!“ Hinter dem Zuge galoppirte Fink auf seinem Pferde heran.

„Willkommen!“ rief Anton dem Freunde entgegen.

„Sie bringen eine Armee mit Bagage,“ lachte Lenore ihn begrüßend, „ziehen Sie immer mit so schwerem Gepäck in's Feld?“

„Ich bringe ein Corps, das von heute ab in Ihrem Dienst stehen soll,“ erwiederte Fink vom Pferde springend. „Es scheinen ordentliche Leute,“ sagte er zu Anton gewandt, „sie sollen den Stamm bilden für meine Arbeiter. Doch hat es Mühe gemacht, sie zusammenzufinden. Hände sind jetzt rar, und doch wird nichts gearbeitet. Wir haben in deiner Heimath getrommelt und gelockt, wie Werbeoffiziere. Zur Arbeit allein wären sie schwerlich gekommen. Die grauen Jacken und die Jägerhüte haben's ihnen angethan. Einige gediente Männer sind darunter, dein Husar weiß sie zusammenzuhalten, wie ein geborener General!“

Der Freiherr und seine Gemahlin traten in die offene Halle. Die Arbeiter brachten auf Karls Commando ein dreimaliges Hoch aus, dann zogen sie auf die vordere Seite des Hauses und lagerten sich in der Sonne.

„Hier sind Ihre Pioniere, mein Chef,“ sagte Fink nach den ersten Begrüßungen zum Freiherrn. „Da Ihre Güte mir erlaubt hat, für die nächste Zeit Ihr Hausgenosse zu werden, so habe ich auch das Recht gewonnen, etwas für die Sicherung Ihres Schlosses zu thun. Es steht bedenklich aus in dieser Provinz. In Rosmin selbst hält man sich keinen Tag für sicher. Ihre Einrichtung einer Bauerwehr ist auch dem Feind nicht entgangen und hat seine Aufmerksamkeit auf Ihr Haus gelenkt.“

„Es ist mir eine Ehre,“ unterbrach der Freiherr, „diesen Herren zu mißfallen.“

„Gewiß," stimmte Fink höflich bei. „Um so mehr haben Ihre Verehrer die Verpflichtung, für Ihre und Ihrer Familie persönliche Sicherheit zu wachen. Noch sind Sie kaum stark genug, dies Schloß gegen abgeschmackte Einfälle Ihrer Ortsangehörigen zu schützen. Das Dutzend Arbeiter, welches ich herbringe, könnte eine Schutzwache für Ihr Haus bilden, die Leute haben Waffen und wissen zum Theil damit umzugehen. Ich habe die Arbeiter auf ein Reglement verpflichtet, welches so viel militärischen Anstrich hat, daß es helfen kann, sie in Ordnung zu halten. Sie sollen täglich einige Stunden weniger arbeiten und sich in dieser Zeit einexerciren, Patrouillen machen und, soweit Ihnen, Herr Freiherr, dies wünschenswerth erscheint, eine regelmäßige Verbindung mit der Umgegend erhalten. Unterhalt und Beköstigung der Leute liegen natürlich mir ob, ich habe vorläufig für die ersten Wochen gesorgt. Mein Wunsch ist, für sie ein leichtes Haus auf dem Felde zusammenzuschlagen; bis dahin aber wird es nöthig sein, die Männer nahe bei einander zu halten, wo möglich in der Nähe des Schlosses. Und deßhalb bitte ich Sie um vorläufiges Quartier auch für diese Leute."

„Alles, was Sie wünschen, lieber Fink," rief der Freiherr fortgerissen von dem unternehmenden Geist des Jüngern; „was wir von Räumlichkeiten haben, stelle ich zu Ihrer Verfügung."

„Dann erlaube ich mir den Vorschlag," sagte Anton, „im Schloß ein Zimmer des untern Stocks als Wachtstube einzurichten. Dort werden die Waffen und Werkzeuge der Leute aufbewahrt, und jede Nacht ziehen einige dorthin auf Posten. Die übrigen müssen in dem Wirthschaftshof untergebracht werden. Dadurch werden die Männer gewöhnt, dies Schloß als ihren Sammelplatz zu betrachten."

„Vortrefflich," sagte Fink, „wenn nur die Damen der Unruhe, welche dadurch auch in das Schloß kommt, nicht zu sehr zürnen."

„Die Frau und Tochter eines alten Soldaten werden die Maßregeln, welche für ihre Sicherheit getroffen werden, mit

dem größten Dank aufnehmen," erwiederte der Freiherr mit Würde.

So wurde von allen Seiten bereitwillig angegriffen, die neue Colonie anzusiedeln. Die befrachteten Wagen wurden abgeladen. Die Techniker und die Arbeiter fanden vorläufig ein nothdürftiges Unterkommen auf dem Wirthschaftshofe.

Die erste Thätigkeit der Arbeiter war, Leinwand und Strohseile von Möbeln abzuwickeln und diese in die Zimmer ihres neuen Brodherrn zu tragen. Die Dienerschaft vom Schlosse stand herum und sah neugierig auf den einfachen Hausrath. Ein Stück aber erregte so laute Verwunderung, daß auch Lenore zu der Gruppe trat. Es war ein kleines Sopha von abenteuerlichem Aussehen. Beine und Armlehnen waren die Füße eines großen Raubthiers, die Polster waren überzogen mit dem Fell derselben Katzenart, gelbbrauner Grund mit regelmäßigen schwarzen Flecken. Zur Rücklehne und den Seitenkissen waren drei ungeheure Katzenköpfe in Polster verwandelt, das Gestell war, statt von Holz, von kunstvoll geschnitztem Elfenbein.

„Wie allerliebst!" rief Lenore aus.

„Wenn das Ding Ihnen nicht mißfällt," sagte Fink gleichgültig, „so schlage ich Ihnen einen Tausch vor. In meinem Zimmer steht ein kleiner Divan, in dem sich's so bequem ruht, daß ich ihn gern behalten möchte. Erlauben Sie den Leuten, dies Ungethüm in einem andern Zimmer des Schlosses niederzusetzen, und überlassen Sie mir dafür den Divan."

Lenore fand bei dieser kurzen Weise nicht sogleich eine Antwort, sie verbeugte sich zu stummer Einwilligung. Und doch war sie unzufrieden mit sich, daß sie den Tausch nicht im Augenblick ablehnte. Als sie in ihr Zimmer kam, fand sie das Katzensopha darin aufgestellt. Darüber ärgerte sie sich noch mehr, sie rief Suska und den Diener, das Möbel in eine andere Stube zu tragen, aber beide protestirten und erhoben großen Lärm, als sie behaupteten, das prächtige Thier stehe nirgend besser als in dem Zimmer des gnädigen Fräu-

leins; bis endlich Lenore, um nicht Aufsehen zu verursachen, beide hinaustrieb und sich leidend in den Tausch ergab. So ruhte jetzt Lenorens schöner Leib auf den Jaguarfellen, die Fink in fernen Wäldern erbeutet hatte.

Am nächsten Tage begann die neue Thätigkeit. Der Wiesenbauer zog mit seinen Instrumenten auf das Feld, die Arbeiter wurden an ihr Werk gestellt. Karl suchte Tagelöhner in den deutschen und polnischen Orten, auch im Dorfe waren einige Leute willig, nach wenig Tagen wurde ein halbes Hundert Arbeiter auf dem gepachteten Land beschäftigt. Nebenbei bemerkt, nicht ohne viel Störung, die Leute waren unruhig und zerstreut, und die Arbeiter aus den nächsten Dörfern kamen unregelmäßiger, als wünschenswerth war; aber der Stamm hielt doch fest und Finks Einrichtung bewährte sich, vielleicht deßhalb, weil sowohl er als Karl die Leute zu bändigen wußten, er selbst durch stolze Energie, Karl durch gute Laune, mit der er lobte und schalt. Die militärischen Uebungen zu leiten, kam der Förster unermüdlich aus seinem Walde hervor, das Schloß wurde alle Nächte durch Wachen besetzt, die Patrouillen nach den Nachbardörfern pünktlich versehen. Der kriegerische Geist verbreitete sich von dem Schlosse über die ganze deutsche Umgegend. Schnell lebte in der Schaar mit aufgekrempten Hüten ein Corpsgeist auf, der die Handhabung der Disciplin erleichterte; nach wenig Tagen wurde Fink mit zahlreichen Bitten anderer Leute überlaufen, sie ebenfalls mit einem Anzuge und einer Flinte, mit guter Kost und Löhnung zu versehen und in seine Garde aufzunehmen.

„Die Wachtstube ist in Ordnung," sagte Fink zu Anton, „in die Fensterverschläge des Unterstocks laß noch Schießlöcher schneiden."

So trug man im Schloß die Lasten der Zeit mit neuem Muth. In das Leben jedes Einzelnen kam durch den Gast ein neuer Zug, auch die Wirthschaft empfand seine Gegen=

wart, und der Förster war stolz, einem solchen Herrn die Honneurs des Waldes zu machen. Fink war viel mit Anton auf dem Felde, und dieser wie Karl gewöhnten sich, ihn um Rath zu fragen. Er kaufte zwei derbe Wagenpferde, wie er sagte, für die eigene Bequemlichkeit und für die Wiesen, aber er ließ sie tüchtig in der Wirthschaft arbeiten und lachte den Freund aus, als dieser ein besonderes Conto für die beiden Rosse einrichtete und ihnen alle Wochen ihre Anzahl Pferdetage gut schrieb. Anton selbst war glücklich, den Freund in der Nähe zu haben. Etwas von der fröhlichen alten Zeit war wiedergekommen, jene Abende, wo die beiden Jünglinge mit einander geplaudert hatten, wie nur junge Männer vermögen, bald in kindlicher Tollheit, bald weise über die höchsten Dinge. In Vielem hatte sich Fink verändert, er war ruhiger geworden und, wie Anton in der Sprache des Comtoirs sich ausdrückte, solider. Aber er war freilich noch mehr als früher geneigt, andere Menschen für seine wechselnden Interessen zu benutzen und auf sie herunter zu sehen, wie auf ein Spielzeug. Seine Lebenskraft war noch dieselbe. Wenn er den Morgen bei seinen Wiesenarbeitern gestanden, mit dem Förster den Wald durchstreift hatte, wenn er am Nachmittag auf seinem Pferde, trotz Antons Vorstellungen, meilenweit in das unsichere Land hineingeritten war, um Nachrichten zu holen, oder Verbindungen anzuknüpfen, und wenn er auf dem Rückwege die Posten des Guts und der Bauerdörfer revidirt hatte, dann war er noch Abends am Theetisch der Baronin ein heiterer Gesellschafter, der unermüdlich aushielt, und oft durch Antons Winke erinnert werden mußte, daß die Kraft der Hausfrau nicht so unzerstörbar war, als seine eigene. Den Freiherrn hatte er bald vollständig überwunden. Gegen die gallige Laune, welche dem armen Herrn zur Gewohnheit geworden war, zeigte er nicht die mindeste Nachsicht, er gestattete ihm keine bittere Bemerkung, keinen Ausfall gegen Wohlfart oder gegen die eigene Tochter, ohne ihm sein Unrecht auf der Stelle fühlbar zu machen. So setzte er durch, daß der Gutsherr wenigstens

in seiner Gegenwart sich gewaltig zusammennahm. Dagegen that er ihm auch manchen Gefallen, der ihm selbst bequem war. Er half ihm dazu, eine Partie Whist zu spielen, indem er ihm den Rath gab, sich in die Karten kleine Zeichen zu stechen, die er mit dem Finger fühlen konnte; er führte Lenore zu dem Whisttisch und brachte ihr die Anfänge des Spiels bei. Wie von selbst machte sich's, daß Wohlfart zur Partie herangezogen wurde. So half er dem Freiherrn über langsame Stunden weg und bewirkte, daß sein Freund von jetzt ab fast alle Abende in der Familie zubrachte und noch nicht zu Bett war, wenn Fink die Laune hatte, ein Nachtgespräch zu halten und in Gesellschaft ein Glas Cognacpunsch und eine letzte Cigarre zu genießen.

Nur die Frauen des Schlosses schienen die Vortheile nicht zu empfinden, welche Finks Anwesenheit allen Uebrigen brachte. Die Baronin erkrankte. Es war keine heftige Krankheit, und doch kam sie plötzlich. Noch am Nachmittag hatte sie heiter mit Anton gesprochen und ihm einige Briefe abgenommen, die der Briefbote für den Freiherrn gebracht. Am Abend erschien sie nicht am Theetisch; der Freiherr selbst betrachtete ihr Unwohlsein als vorübergehend. Sie klagte über nichts, als Schwäche; der Arzt, welcher sich von Rosmin auf das Gut wagte, wußte ihre Krankheit nicht zu nennen. Lächelnd wies sie alle Arznei zurück und sprach selbst die feste Zuversicht aus, daß die Abspannung vorübergehen werde. Um Lenore und ihren Gemahl nicht an das Krankenzimmer zu fesseln, äußerte sie zuweilen den Wunsch, an den Familienabenden Theil zu nehmen, sie vermochte dann nicht auf dem Sopha zu sitzen und legte ihr Haupt auf das Kissen der Lehne.

So war sie die stille Gesellschafterin der Andern, ihr Auge sah dann unruhig auf den Freiherrn und prüfend auf Lenore, bis beide am Spieltisch saßen, dann lehnte sie sich in die Kissen zurück und schien auszuruhen, wie von einer Arbeit.

Anton sah mit inniger Theilnahme auf die Kranke. Wenn er im Spiel einen Rubber zu pausiren hatte, versäumte er

nie, leise zum Sopha zu treten und nach ihren Befehlen zu fragen. Es war ihm eine Freude, wenn er ihr ein Glas Wasser überreichen, oder einen Auftrag ausrichten konnte. Immer sah er mit Bewunderung in das feine Antlitz, das noch jetzt, bleich und abgespannt, die schönen Umrisse zeigte. Es war ein stilles Einverständniß zwischen ihm und der Kranken. Sie sprach mit ihm noch weniger als mit den Andern. Denn wenn sie in der Nähe ihres Gemahls oft in munterm Ton das Wort ergriff und den Erzählungen ihres Gastes mit den Augen und dem Haupte folgte, so bemühte sie sich nicht, vor Anton ihre Schwäche zu verbergen. Sie sank dann in sich zusammen, oder starrte theilnahmlos in das Zimmer hinein, aber wenn sie ihn ansah, war es mit dem ruhigen Vertrauen, das man einem alten Hausgenossen schenkt, vor dem man Geheimnisse nicht mehr zu hüten hat. Vielleicht war es, weil die Baronin den Werth seines Gemüths vollkommen zu würdigen wußte, vielleicht weil sie ihn seit dem Tage, wo er ihr seine Dienste anbot, bis zu dieser Stunde immer als einen zuverlässigen Diener ihres Hauses angesehen hatte. Aber wäre auch diese Auffassung unserm Helden bemerkbar geworden, sie hätte seine ritterliche Treue gegen die Edelfrau nicht erschüttert. So wie sie war, erschien sie ihm fertig und in ihrer Art vollkommen, als ein Bild, welches das Herz eines Jeden erfreut, der ihm nahe tritt. Er konnte den stillen Verdacht nicht los werden, daß eine Einwirkung von außen, vielleicht eines von den Schreiben, die er selbst am Tage ihrer Erkrankung übergeben, die Veränderung ihrer Gesundheit hervorgebracht habe; denn damals war auf einem der Briefe die Adresse von einer zitternden Hand geschrieben, der Brief hatte ein bösartiges Aussehen gehabt, und Anton hatte ahnend empfunden, daß er Unwillkommenes enthalten müsse. An einem Abend, als die Andern am Spieltisch saßen, war der Kopf der Kranken von dem seidenen Kissen hinunter geglitten. Als Anton das Kissen zurecht gerückt, und die Kranke ihr Haupt mit Mühe wieder darauf gelegt hatte, sah sie ihn dankend an

und sagte ihm leise, wie schwach sie sei. „Ich wünsche noch einmal allein mit Ihnen zu reden," fuhr sie nach einer Pause fort, „nicht jetzt, aber die Zeit wird kommen," und dabei sah sie mit einem tiefen Ausdruck von Schmerz in die Höhe, daß Anton voll trüber Befürchtungen wurde.

Weder der Freiherr noch Lenore hatten so große Sorge. „Mama hat schon einige Male an solcher Schwäche gelitten," sagte Lenore, „immer war die Sommerluft ihre beste Heilung, ich hoffe Alles von der Zeit, wo es wärmer wird." Lenore selbst war nicht unbefangen genug, ihre Umgebung mit scharfen Augen anzusehen, auch sie hatte sich verändert. Manchen Abend saß sie stumm am Theetisch und fuhr auf, wenn das Wort an sie gerichtet wurde, an andern war sie ausgelassen heiter. Sie vermied Fink, sie mied aber auch Antons Nähe, Beiden gegenüber war sie befangen. Ihre blühende Gesundheit schien erschüttert, die Mutter selbst trieb sie oft aus der Krankenstube in's Freie; dann ließ Lenore ihr Pferd satteln und ritt allein hinaus in den Wald, wo sie stundenlang umhertrabte und zuletzt nicht darauf achtete, wenn sie der erzürnte Pony, ohne ihren Befehl abzuwarten, nach dem Hofe zurückbrachte. Anton sah diese Veränderung mit stiller Trauer. Er fühlte tief, daß es anders wurde zwischen Lenore und ihm, aber er vermied, mit ihr darüber zu sprechen, und verschloß in seinem Herzen, was er empfand.

Es war ein schwüler Nachmittag im Mai. Ueber den Wäldern hingen dunkle Gewitterwolken, und die Sonne warf ihre Strahlen heiß auf das trockene Land, da kam der Mann, der als Patrouille nach den Bauerndörfern ausgeschickt war, eilig nach der Wachtstube des Schlosses zurück und meldete, fremdes Volk laure im Kunauer Wald, die Kunauer ließen fragen, was zu thun sei. Fink gab den Arbeitern das Lärmzeichen und sandte Botschaft zum Förster und nach dem neuen Vorwerk. Während die Arbeiter das Geräth nach dem Schlosse

trugen und die Knechte mit ihrem Gespann vom Felde heimritten und sich zum Aufbruch rüsteten, jagte ein Reiter von Kunau mit der Nachricht heran, eine polnische Bande sei in ein Gehöft des Dorfes eingebrochen, die Landleute ließen um Hülfe bitten.

Alle Männer waren in der muthigen Aufregung, welche ein Alarm hervorruft, wenn er die Aussicht auf Abenteuer bringt.

„Behalte einige der Arbeiter zurück," sagte Fink zu Anton, „und übernimm die Wache im Schloß und im Dorfe, den Förster schicke mit der Gutswehr nach Kunau, ich reite mit dem Amtmann und den Knechten voraus." Er sprang nach dem Stall des Schlosses und sattelte selbst sein Pferd, während Karl neben ihm das Reitpferd des Barons für sich herausführte. „Sehen Sie nach den Wolken, Herr von Fink," sagte Karl, „nehmen Sie Ihren Mantel mit, es giebt ein tüchtiges Gewitter. Heut Nacht regnet's Hafer für das Gut." Fink rief nach seinem Plaid, und die kleine Schaar rasselte auf Kunau zu.

Als sie in den Wald kamen, merkten sie, wie stickend die Schwüle war, selbst die rasche Bewegung der Pferde vermochte nicht das unbehagliche Gefühl zu bannen. „Sehen Sie die Unruhe in den Thieren," rief Karl, „mein Pferd spitzt die Ohren, es ist etwas im Walde." Die Reiter hielten still. „In dem Gebüsch trabt Einer, dort rasselt's in den Aesten." Das Pferd, welches Karl ritt, fuhr mit dem Kopf auf das Gehölz zu und schnaubte laut.

„Es ist ein Bekannter, Einer von uns," sagte Fink auf das Pferd sehend.

Die Zweige des jungen Holzes fuhren auseinander, auf ihrem Klepper kam Lenore herausgesprengt und verlegte den Reitern den Weg. „Halt, wer da!" rief sie lachend.

„Alle Wetter, das Fräulein!" schrie Karl.

„Die Losung!" rief Lenore martialisch.

Fink ritt vor, salutirte und sagte leise: „Potz Blitz, das ist ja die Gustel von Blasewitz."

Lenore erröthete und lachte. „Passirt," sagte sie, „ich reite mit."

„Natürlich," rief Fink, „nur vorwärts!" Der Pony warf nach Leibeskräften seine Beine neben dem großen Pferde des Gastes durcheinander. So kamen sie nach Kunau und hielten vor dem Alarmhause. Dort war die Bauerwehr aufgestellt, der Schmidt als Befehlshaber kam ihnen sorgenvoll entgegen.

„Was in unserm Holze steckt, ist verwettertes Volk," rief er, „bewaffnete Polacken. Heut in der hellen Mittagsstunde ist ein Haufe von zehn Männern mit Flinten an des Leonhard Hof gekommen, der dort hinausliegt auf den Wald zu, sie haben die Hofthüren besetzt, dann ist der Anführer mit seiner Bande in die Stube getreten, wo die Leute gerade um den Tisch saßen, und hat Geld verlangt und das Kalb aus dem Stall. Es war ein schändlicher Kerl mit einer langen Flinte, er hatte eine Pfauenfeder auf dem Hut, und die rothen Schnüre auf dem Rock, wie ein ächter Klopiez. Der Bauer hat sich geweigert, das Geld zu geben, da haben sie ihm ein Gewehr an den Kopf gesetzt, bis sein Weib in der Angst zu dem Kasten gelaufen ist und den Kerlen einen Säckel mit Geld hingeworfen hat. Darauf haben sie das Kalb aus dem Stall gerissen und vier Gänse aus dem Hofe, und sind mit ihrem Raube wieder nach dem Wald gezogen. Vier Männer mit Flinten haben sie im Hofe stehen lassen als Wache, so daß Niemand herauskonnte, bis die andern mit den gestohlenen Sachen im Walde waren. Zuletzt haben zwei von dem Raubvolk ihre Gewehre in das Dach abgeschossen, dann sind auch die vier weggelaufen. Das Dach fing an zu glimmen, aber wir haben's glücklich gelöscht."

„Seitdem sind Stunden vergangen," sagte Fink, „die Schurken sind über alle Berge."

„Ich glaub's nicht," erwiederte der Schmidt. „Den Leonhard habe ich mit unsern Berittenen sogleich um den Wald herumgeschickt an die Grenze, damit sie aufpassen, wenn das Räubervolk sich aus dem Wald schleicht. Und eine Frau aus

Neudorf, die im Wald war, hat noch vor zwei Stunden polnische Leute gesehen, auf der Grenze nach dem Neudorfer Wald, grade da, wo der Grenzstein unter der alten Eiche steht. Sie hatten ein Vieh bei sich, ob es ein Kalb war oder ein Hund, hat die Frau in ihrer Angst nicht gesehen, wenn's das Kalb war, so haben's die Hungerleider lieber aufgegessen als fortgetragen. Ich komme eben von Neudorf, die Neudorfer sind gesammelt wie wir. Wir möchten ein Treiben durch die Wälder anstellen, wenn Ihre Leute uns helfen, und wenn Sie uns die Richtung geben wollten."

„Gut," sagte Fink, „frisch an's Werk." Er sandte einen Boten dem Förster entgegen, damit die aus dem Schloß gleich von ihrer Seite das Treiben begönnen, und besprach mit dem Schmidt Aufstellung und Richtung der Kunauer. Karl mit den Knechten schickte er zu den Kunauer Reitern auf die entgegengesetzte Seite des Waldes, nach welcher der Trieb zugehen sollte. „Machen Sie keine Umstände mit den Schuften," rief er dem abreitenden Karl zu und klopfte auf die Pistolen im Holfter. „Vorwärts!" sagte er zum Schmidt, „ich selbst reite nach Neudorf. Wenn Ihr Euer Vorholz abgesucht habt, erwartet uns, dort soll die Neudorfer Kette sich an Eure schließen."

So zogen die von Kunau aus, den Diebstahl zu rächen. Fink galoppirte von Lenore begleitet nach dem Nachbardorf. Auf dem Wege sagte er zu ihr: „Hier werden wir uns trennen, Fräulein." — Lenore schwieg.

Fink sah sie von der Seite an. „Ich glaube nicht," fuhr er fort, „daß die Schelme uns die Freude machen werden, unsern Besuch im Walde zu erwarten. Und wenn sie weglaufen wollen, der Abend ist nahe, wir werden sie schwerlich hindern. Aber die Jagd ist eine gute Uebung für unsere Leute, und deßhalb soll sie uns willkommen sein."

„Dann gehe ich mit nach dem Walde," sagte Lenore entschlossen.

„Nothwendig ist das gerade nicht," erwiederte Fink; „ich

fürchte zwar keine Gefahr für Sie, aber Ermüdung und vielleicht Regen."

„Lassen Sie mich mit," bat Lenore zu ihm aufsehend.

„Ich habe verständig abgerathen, mehr ist von einem Menschen nicht zu verlangen, und im Vertrauen gesagt, mich freut's, daß Sie so muthig sind. Galopp, Kamerad!"

In Neudorf stellte Fink die Pferde in den Hof des Schulzen und führte die Schaar der Neudorfer an den Waldrand. Die Linie stellte sich auf, die Durchsuchung des Forstes begann. In langer Kette betraten die Männer das Holz, die Entfernung zwischen den einzelnen Gliedern mußte größer sein, als wünschenswerth war, Fink schritt mit Lenore auf dem äußersten rechten Flügel, wo der Anschluß an die Linie der Kunauer geschehen sollte, der Nebenmann Finks hatte die Richtung anzugeben. Die Jäger gingen in tiefem Schweigen vorwärts und spähten mit scharfem Auge von Baum zu Baum. Als sie den Wald betraten, rauschte es in den Baumgipfeln, durch die Lücken des Nadelholzes sah man den bleischwarzen Himmel. Unten aber lag noch die Schwüle des heißen Tages, die Vögel saßen in die Zweige geduckt, die Käfer waren in die Büsche der Heidelbeeren gekrochen.

„Der Himmel selbst kommt den Spitzbuben zu Hülfe," sagte Fink, auf die Wolken deutend, zu seiner Begleiterin, „es wird so finster dort oben, daß wir in einer halben Stunde hier unten nicht zehn Schritt vor uns sehen werden."

Das Holz schloß sich dichter, das Tageslicht nahm ab, Lenore hatte Mühe, die Reihe der Männer zu erkennen. Der Grund wurde morastig, Lenore versank bis an die Knöchel in dem Bruch. „Wenn's nur kein Katarrh wird," lachte Fink sie aus.

„Es wird keiner," erwiederte Lenore herzhaft, aber der Zug in den Wald erschien ihr nicht mehr so harmlos, wie vor einer Stunde.

Der Mann neben Fink blieb stehen, sein leises Zeichen lief die Kette hinab, die lange Reihe hielt an, die Kunauer

zu erwarten. Immer schwärzer wurde es über den Bäumen, immer dunkler im Holz. In der Ferne rollte der Donner wie ein dumpfer Wirbel klang der. Ton unter dem großen Dach von Nadeln. So standen die Männer wohl eine Viertelstunde, da tönte von rechts ein leiser Ruf durch die Dunkelheit, die Treiber aus dem Nachbardorf kamen heran. Die Warnung: „Nebenmann rechts und links im Auge behalten!" flog durch die Reihe, dann setzte sich der ganze Zug in Bewegung, die Führer aus den beiden Dörfern schritten jetzt neben einander, Fink und Lenore in ihrer Spur. Da fuhr ein starker Donnerschlag über den Wald, es pfiff und rasselte in der Luft, der Regen rauschte hernieder. Zuerst klang der Tropfenfall nur in den Aesten der Bäume, bald drangen einzelne schwere Tropfen herunter. Immer lauter schlug der Regen auf die Kronen der Bäume, immer stärker tropfte es von den Aesten, endlich rauschte die Wasserfluth von dem Himmel und durch die Zweige herab auf den Boden; jeder Stamm, jeder Strauß Nadeln, jeder herabgebogene Ast verwandelte sich in eine Wasserrinne. Wie ein Flor verhüllten die Wassertropfen die Aussicht. Um jeden Einzelnen war ein enger Kreis gezogen durch Finsterniß und strömenden Regen, die Männer riefen einander mit gedämpfter Stimme zu, um die Richtung nicht zu verlieren.

Da stieß Lenore, als sie auf Fink sah, mit dem Fuße an eine Baumwurzel, sie unterdrückte einen Schmerzensschrei und sank auf ein Knie; Fink eilte zu ihr.

„Ich kann nicht weiter," sagte sie den Schmerz bezwingend, „lassen Sie mich hier zurück, ich beschwöre Sie, und holen Sie mich auf dem Rückwege ab."

„Sie in dieser Lage verlassen," rief Fink, „wäre eine Barbarei, gegen welche das Menschenfressen als unschuldige Ergötzlichkeit erscheinen müßte. Sie werden sich schon meine Nähe gefallen lassen. Vor Allem erlauben Sie, daß ich Sie aus dieser Baumtraufe fortführe an eine Stelle, wo der Regen weniger unverschämt ist. Unsere Vordermänner habe ich ohnedies ver-

loren, ich sehe durchaus nichts mehr von den breiten Schultern der ehrlichen Knaben.“ Er richtete Lenore in die Höhe, sie versuchte mit dem verletzten Fuß aufzutreten, aber der Schmerz preßte ihr einen neuen Klagelaut aus, sie wankte und hielt sich an Finks Schulter. Da schlug dieser seinen Plaid um sie, hob sie vom Boden und trug sie eingewickelt, wie man ein Kind trägt, auf seinen Armen unter einige Tannen, welche mit ihren dichten Zweigen einen kleinen geschützten Raum einschlossen. Wenn ein Mensch sich beugte, konnte er darunter erträglichen Schutz finden.

„Hier herunter müssen Sie sich setzen, liebes Fräulein,“ sagte Fink und setzte Lenore vorsichtig auf den Boden. „Ich werde vor Ihrem grünen Haus Wache halten und Ihnen den Rücken zukehren, damit Sie Ihr nasses Tuch um den unartigen Knöchel binden.“ Lenore drückte sich unter das dichte Tannendach, Fink stellte sich mit dem Rücken gegen sie an einen Baumstamm. ‚Es ist doch nichts beschädigt,“ frug er, „können Sie den Fuß im Gelenk bewegen?“

„Er thut etwas weh,“ sagte Lenore, „aber es geht.“

„Das ist brav,“ sprach Fink hinter sich, „jetzt binden Sie das Tuch um, ich hoffe, in zehn Minuten werden Sie auftreten können. Wickeln Sie sich fest in das große Tuch, es hält warm; sonst holt sich mein Kriegskamerad noch das Fieber, und damit wäre die Jagd nach dem gestohlenen Kalb doch zu theuer bezahlt. Sind Sie fertig mit dem Verband?“ frug er wieder, „darf ich mich herumdrehen?“

„Ja,“ sagte Lenore.

„Dann erlauben Sie mir, Sie einzuwickeln.“ Vergebens protestirte das Fräulein gegen diesen Ritterdienst, Fink schlang das große Tuch um den ganzen Körper der Sitzenden und band es hinten in einen festen Knoten. „Jetzt sitzen Sie im Walde, wie das graue Männchen.“

„Etwas Gesicht lassen Sie mir frei,“ bat Lenore.

„So,“ sagte Fink, „jetzt wird Ihnen behaglich werden.“ Bald empfand Lenore eine wohlthätige Wärme; schweigend

saß sie unter ihren Zweigen, bekümmert um die seltsame Lage, in der sie sich befand. Fink hatte wieder seinen Platz am Baumstamm eingenommen und kehrte ihr ritterlich den Rücken zu. Nach einer Weile rief Lenore aus dem Gebüsch: „Sind Sie noch da, Herr Kamerad?“

„Halten Sie mich für einen Verräther, der seinen Zeltgenossen verläßt?“ frug Fink zurück.

„Es ist hier unten ganz trocken,“ fuhr Lenore fort, „nur auf meine Nase fällt zuweilen ein Tropfen. Sie aber, armer Herr, werden da draußen ganz durchnäßt. Welch furchtbarer Regen!“

„Dieser Regen flößt Ihnen Schreck ein?“ frug Fink achselzuckend, „der ist nur ein schwaches Kind! Wenn er einen Zweig vom Baume gerauft hat, meint er Wunder gethan zu haben. Da lobe ich mir den Regen in solchen Ländern, wo die Sonne heißer brennt. Tropfen, wie Aepfel, nein, keine Tropfen mehr, armdicke Strahlen, das Wasser stürzt aus den Wolken wie ein Wasserfall. Stehen bleiben kann man nicht, denn der Boden schwimmt unter einem fort, unter Bäume flüchten kann man auch nicht, denn der Sturmwind zerbricht die dicksten Baumstämme wie Strohhalme. Man läuft auf das Haus zu, das vielleicht nicht weiter entfernt ist, als von hier bis zu der Baumwurzel, die Ihren Fuß verletzte, und das Haus ist verschwunden, an der Stelle befindet sich ein Loch, ein Strom, ein Haufe herangespülter Felsen. Vielleicht fängt dann auch die Erde an ein wenig zu beben und schlägt Wellen wie das Meer im Sturme. Das ist ein Regen, der sich sehen lassen kann. Kleider, die er durchnäßt hat, werden nie wieder trocken, was ein Oberrock war, ist acht Tage nachher noch eine schwarze unförmliche Masse, welche das Aussehen und die Feuchtigkeit einer Morchel hat. Behält man einen solchen Rock auf dem Leibe, so bleibt er fest genug sitzen, die Aufschläge am Ellbogen, die Taille am Halse, aber nie wird man ihn wieder ausziehen können, außer mit Hülfe eines Federmessers und in schmalen Streifen, die man abschneidet wie Aepfelschalen.“

Lenore mußte in ihrem Schmerz lachen. „Ich wünsche mir wohl einen solchen Regen zu erleben,“ sagte sie.

„Ich bin uneigennützig, wenn ich mir nicht wünsche, Sie in solcher Lage zu sehen,“ erwiederte Fink. „Die Frauen sind am schlimmsten daran, Alles, was sie zur Toilette rechnen können, verschwindet in solcher Strömung vollständig. Ist Ihnen das Costüm der Frau Venus von Milo bekannt?“

„Nein,“ antwortete Lenore ängstlich.

„Gerade wie diese Dame sehen alle Frauen aus, die ein tropischer Regen getroffen hat, und die Männer wie Vogelscheuchen. Ja es soll vorgekommen sein, daß Menschen von solchem Regen platt geschlagen wurden, wie Kupferdreier, nur mit einem Knopf in der Mitte, der bei näherer Betrachtung sich als ein Menschenkopf auswies und den Vorübergehenden traurig zurief: O ihr Mitmenschen, das kommt davon, wenn man ohne Regenschirm ausgeht.“

Wieder mußte Lenore lachen. „Mein Fuß thut nicht mehr so weh,“ sagte sie, „ich glaube, ich kann jetzt gehen.“

„Das sollen Sie nicht,“ entgegnete Fink, „noch läßt der Regen nicht nach, und es ist so finster, daß man kaum die Hand vor den Augen sieht.“

„Dann thun Sie mir die Liebe und suchen Sie die Männer auf. Mir ist jetzt wohler, ich sitze hier wie ein Reh geschützt vor dem Regen und vor fremden Leuten.“

„Es geht nicht,“ sprach Fink von seinem Baume zurück.

„Ich bitte Sie flehentlich darum,“ rief Lenore angstvoll und streckte ihre Hände aus dem Tuch, „lassen Sie mich jetzt allein.“

Fink wandte sich um, ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen, dann eilte er schweigend in der Richtung fort, welche die Landleute genommen hatten.

So saß Lenore allein unter den Tannenzweigen. Noch immer rauschte der Regen herab, er schlug klatschend an die Baumgipfel und strömte von den Aesten herunter auf den Boden. Dazu rollte oben der Donner, das Gewitter kam

herauf; zuweilen fuhr ein grelles Licht durch die Dunkelheit, dann sah Lenore die beleuchteten Baumstämme in langen Reihen wie goldgelbe Säulen eines unabsehbaren Gebäudes vor sich stehen und darüber ein schwarzes Tuch mit hellen Lichtern geflammt. Dann erschien der Wald wie ein verwünschtes Schloß, das aus der Erde steigt und im Nu wieder versinkt. Durch den Regen klangen geheimnißvolle Töne, wie sie zur Nachtzeit durch den Wald gehen. Ueber ihr schlug es an den Stamm mit regelmäßigem Klopfen, als wenn ein schlimmes Waldgespenst an das Holz ihrer Hütte anpochte, sie fuhr zusammen und frug sich gleich darauf, ob das ein Specht sein könnte, oder ein Baumast. Aus der Ferne tönte der heisere Klageschrei einer Krähe, der das Wasser in das Nest gedrungen war und den ersten Schlaf gestört hatte. Neben ihr lachte es schauerlich: „Huhu, huhu!“ und wieder erschrak Lenore; war es ein tückischer Kobold aus dem Walde, oder war es nur eine kleine Eule? In hundert melancholischen Lauten sprach die Natur. Lenore empfand den wilden Reiz dieser Einsamkeit bald mit Freude und gleich darauf wieder mit Angst. Und dazwischen flogen andere Gedanken durch ihre Seele, wie thöricht sie gehandelt hatte, sich vom Hause fortzustehlen zu einem Zuge, der ein solches Abenteuer möglich machte, wie man sie im Schloß suchen würde, und vor Allem, was er von ihr denken müsse, der sie auf ihre Bitten verlassen. Sie zog das Tuch von ihrem Ohr und lauschte, es war nichts von Menschenstimmen zu hören; nichts war zu hören, als der Fall des Regens und die Seufzer des Waldes. Aber neben ihr rauschte es an dem Boden, zuerst leise, dann vernehmlicher, das Regenwasser floß in einer kleinen Rinne zusammen und murmelte, wenn es an einen großen Busch von Waldbeeren stieß, an einen Wurzelstock oder an die Knolle eines Farrenkrauts. Und hinter ihr rasselten die Blätter und mit eiligem Sprunge kam es heran, sie drückte erschrocken ihr Haupt an den Baumstamm. Etwas setzte sich neben sie nieder, und eine fremde Gestalt rührte an den Plaid, den sie

um hatte. Sie fuhr mit der Hand unter dem Tuch vorsichtig nach dem Nachbar und fühlte das weiche Fell eines Hasen, der, durch das rinnende Wasser aus seiner Vertiefung aufgeschreckt, unter den Bäumen Schutz suchte, wie sie selbst. Sie hielt den Athem an, um den kleinen Genossen ihrer Hütte nicht zu verscheuchen; und eine Weile kauerten die Beiden nebeneinander, der Hase drückte sich dicht an das Tuch.

Da klangen in der Ferne durch Regen und Donner einzelne Schüsse, Lenore zuckte zusammen, mit großem Satz fuhr der Hase in die Finsterniß hinein. Dort kämpften Menschen mit einander, dort wurde Blut vergossen auf dem schwarzen Boden. Ein Geschrei wurde gehört, es klang noch aus der Ferne zornig und drohend, dann wurde Alles still. „War er in einer Gefahr gewesen?“ So frug sie sich, aber sie fühlte darum keine Angst und schüttelte das Haupt unter ihrem Tuch. Wo er auch war, für ihn gab es keine Gefahr. Das Gewehr, das nach ihm zielte, schlug ein niederfallender Baumast in den Grund; das Messer, das gegen ihn gezückt wurde, zerbrach wie ein Span Holz, bevor es ihn traf; der Mann, der gegen ihn eindrang, mußte straucheln und fallen, ehe er sein stolzes Haupt berührte. Er war fest gegen alle Gefahr und er war fest gegen jede Furcht; er kannte keine Sorge, keinen Schmerz, ach, er fühlte nicht, wie andere Menschen. Frei erhob er sein Haupt, und heiter war sein Auge, wo alle Andern gedrückt zur Erde sahen. Keine Schwierigkeit schreckte ihn, kein Hinderniß verlegte ihm den Weg. Mit einer leichten Bewegung des Fußes stieß er weg, was Andere erdrückte. So war er. Und der Mann hatte sie jetzt schwach gesehen, vorschnell und hülflos! durch ihre eigene Schuld hatte er das Recht erhalten, sie mit flüchtiger Vertraulichkeit zu behandeln. Sie zitterte, daß er dies Recht benutzen könnte, durch einen Blick, ein übermüthiges Lächeln, ein schnelles Wort. So pochte ihr Herz, und so flogen ihre Gedanken wohl eine Stunde lang.

Das Wetter verzog sich. Statt der rauschenden Güsse fiel jetzt ein dauerhafter Landregen aus den Wolken, leiser gur-

gelte die kleine Wasserrinne und häufiger tönte der Schrei der Eule; auf den Wechsel von schwarzer Finsterniß und feuriger Helle folgte ein mattes Grau am Himmel und in dem Walde. Aus dem einförmigen Dunkel hoben sich nur die Säulen der nächsten Bäume als düstere Schatten von dem Hintergrunde ab. Beängstigend stieg das Gefühl der Einsamkeit in Lenore auf. Da drang wieder der ferne Ton von Menschenstimmen an ihr Ohr, Ruf und Gegenruf wurden laut, und die Stimme des Amtmanns rief: „Ueber den Bruch sind sie noch gegangen, dorthin, Ihr von Neudorf." Die Tritte der Sprechenden kamen näher, dicht an den Tannen bewegte sich die Gestalt eines Mannes. Karl setzte die Hände an den Mund und johlte laut in den Wald hinein: „Halli, Fräulein Lenore!"

„Ich bin hier," rief eine feine Stimme zu seinen Füßen. Verwundert trat Karl einen Schritt zurück und schrie freudig: „Gefunden!" Die Landleute umringten Lenorens Hütte mit lautem Ruf. — „Unser Fräulein ist hier!" rief ein Bursch aus Neudorf und jauchzte in seiner Freude, wie bei einer Hochzeit. Lenore erhob sich, noch schmerzte der Fuß, aber auf Karls Arm gestützt, versuchte sie tapfer vorwärts zu gehen. „Nur bis an den Bruch," sagte dieser, „dort stehen die Bäume dünner." Unterdeß brachen die jungen Männer einige Stangen ab und legten Nadelzweige darüber. Trotz ihrem Sträuben wurde Lenore von den Dienstfertigen genöthigt, sich auf die kunstlose Trage zu setzen, während Einer in den Hof des Schulzen vorauslief, ihr das Pferd entgegenzuführen.

„Haben Sie die Diebe?" frug Lenore den Amtmann, der neben ihr ging.

„Zwei," erwiederte dieser. „Das Kalb war geschlachtet, wir bringen die Haut und einen Theil des Fleisches, die Gänse hingen mit umgedrehten Hälsen an einem Ast, aber das Geld hatten die Schurken schon getheilt. Es ist bei den Zweien nur wenig davon gefunden worden."

„Es sind Leute von Tarow, die wir gefangen haben," sagte der Schulz finster, „die schlechtesten Kerle im Dorfe. Und ich wollte doch, sie wären wo anders her, denn es leben rachsüchtige Menschen dort."

„Ich hörte schießen," frug Lenore weiter, „ist ein Unglück geschehen?"

„Uns nichts," antwortete Karl. „Sie hatten in ihrem Uebermuth ein Feuer angemacht, hinten unweit dem Waldrand, wo wir zu Pferd Kette machten. Noch durch den Regen glomm der Brand; so haben sie sich selbst verrathen. Wir stiegen von den Pferden, schlichen heran und fielen über sie her. Sie schossen ihre Flinten ab und liefen in's Gebüsch. Dort verschwanden sie in der Finsterniß. Es dauerte lange, ehe die zu Fuß durch den Wald zu uns kamen; ohne die Schüsse und den Lärm hätten sie uns nicht gefunden. Herr von Fink hat uns die Stelle beschrieben, wo wir Sie finden würden. Er führt die Gefangenen auf dem Fahrwege, sie sollen auf's Gut, morgen schaffen wir sie weiter in's Deutsche."

„Aber daß Herr von Fink Sie im Walde so allein gelassen hat," sagte der ehrliche Schulz kopfschüttelnd, „das war doch ein gewagtes Stück."

„Ich bat ihn, nicht zurückzubleiben," antwortete Lenore und schlug trotz der Dunkelheit die Augen nieder.

Auf halbem Weg zum Dorf kam Lenorens Pony dem Zug entgegen. In Neudorf empfing Karl das Pferd des Freiherrn aus den Händen der Knechte zurück und geleitete das Fräulein nach dem Schlosse. Es war spät am Abend, als sie dort ankamen. Lenorens lange Abwesenheit hatte die Angst der Mutter und die allerschlechteste Laune des Freiherrn hervorgerufen. Hastig machte sich die Tochter von den Fragen los, die auf sie eindrangen, und eilte auf ihr Zimmer. Eine Stunde später kam Fink mit dem Förster aus Kunau zurück und brachte die beiden Gefangenen, welche mit ihren gebundenen Händen trotzig zwischen den Wächtern daherschritten und ihre Pfauenfeder so hoch trugen, als zögen sie zum Tanz in die Schenke.

„Ihr sollt's uns bezahlen," sagte der Eine von ihnen auf Polnisch zu den begleitenden Männern und ballte die gefesselte Faust.

IV.

Noch immer regnete es. Bei Anbruch des Tages hatte der Himmel eine Pause gemacht, aber nur, um seine feuchte Arbeit mit doppelter Stärke fortzusetzen. Die Wiesenarbeiter waren am frühen Morgen auf das Feld gezogen und bald wieder zurückgekehrt. Jetzt saßen sie schweigsam in der Wachtstube des Schlosses und trockneten ihre durchnäßten Kleider am Ofen.

Der Freiherr lag im Ledersessel seiner Hinterstube; er ließ sich von dem alten Johann aus den Zeitungen vorlesen, welche am Tage zuvor wieder einmal in das Schloß gedrungen waren. Die eintönige Stimme des Dieners meldete nur Unwillkommenes, die Regentropfen klapperten an der Dachrinne, und der Sturmwind schlug heulend an die Hausecke, sie begleiteten in Mißtönen die Worte des Lesenden.

Anton war an seinem Schreibtisch beschäftigt. Vor ihm lag ein Brief des Justizrath Horn, er meldete, daß der Termin zum gerichtlichen Verkauf des Familienguts auf die Mitte des nächsten Winters festgestellt sei; gleich nach Bekanntmachung des Termins seien mehrere Hypotheken des Guts aus einer Hand in die andere übergegangen, wie er fürchte, aufgekauft von einem Speculanten, der sich hinter verschiedenen Namen zu verbergen wisse. So überdachte Anton in trüber Stimmung die gefährliche Lage des Freiherrn.

In dem Zimmer daneben leistete Fink den Damen Gesellschaft; die Baronin lag in die Kissen des Sophas gedrückt, zugedeckt mit einem Tuch Lenorens. Sie sah schweigend vor

sich hin, und nur wenn die Tochter mit zärtlicher Frage zu ihr trat, nickte sie ihr lächelnd zu und sprach beruhigende Worte. Lenore war am Fenster mit einer leichten Arbeit beschäftigt und hörte mit Entzücken auf die Scherze, durch welche Fink das trübe Grau des Zimmers aufzuhellen wußte. Er war heut trotz dem Regen in der übermüthigsten Laune. Zuweilen klang Lenorens Lachen durch die eichene Thür in Antons Ohr, dann vergaß Anton Güterverkauf und Hypotheken, sah mit umwölktem Blick auf die Thür und empfand nicht ohne Bitterkeit, daß ein neuer Kampf für ihn und die Familie heranziehe.

Draußen aber strömte der Regen, stürmte die Luft. Laut rief der Wind vom Walde her seinen Klageruf nach dem Schloß. Im Kieferwalde knarrten die Aeste, und von den Wipfeln der Föhren wogten die Nadelbüschel rastlos auf das Schloß zu. In den Birnbäumen auf dem Ackerland fuhren die Blätter und die weißen Blüthen zitternd durcheinander. Zornig warf der Sturm die Blüthen herab zur Erde, schlug sie mit seinen Regentropfen fest auf dem nassen Boden und heulte: „Herunter mit eurem lachenden Glanz, graue Trauerfarbe soll heut tragen, was zum Schlosse gehört.“ — Von den Bäumen fuhr der Wilde an die Mauern des Schlosses, er schüttelte die Fahnenstange auf dem Thurm, er schleuderte das Wasser der Wolken in schrägen Linien an die Fensterscheiben, er fuhr stöhnend in den Schlot und donnerte an die Thüren. Zu jeder Oeffnung rief er herein: „Wahret euer Haus!“ So trieb er es stundenlang, aber die drin verstanden nicht seine Sprache.

So achtete auch Niemand auf den Reiter, der sein ermüdetes Pferd in eiligem Jagen durch das Dorf dem Schlosse zutrieb. Endlich schlug der Hammer an das Pfahlwerk des Hofes, ungeduldig tönten die Schläge, und Stimmen wurden laut im Hofe und auf der Treppe. Anton öffnete die Thür, ein bewaffneter Mann, triefend von Wasser, bespritzt mit dem Koth der Straße, trat in die Stube.

„Du bist es!“ rief Anton erstaunt.

„Sie kommen,“ meldete Karl, sich vorsichtig umsehend; „machen Sie sich gefaßt, diesmal gilt es uns.“

„Die Feinde?“ frug Anton schnell; „wie stark ist der Haufe?“

„Es ist kein Haufe, den ich gesehen,“ erwiederte Karl ernst, „es ist ein Heer; an die tausend Sensenmänner, wohl hundert Reiter. Sie sind auf dem Zuge zum Hauptcorps. Ich höre, sie haben Befehl, alle polnischen Männer mitzunehmen und die deutschen Gemeinden zu entwaffnen.“

Anton öffnete die Thür des Nebenzimmers und bat Fink, hereinzukommen.

„Ah,“ rief Fink eintretend, mit einem Blick auf Karl, „wer so die halbe Landstraße mit in die Stube trägt, bringt nichts Gutes. Von welcher Seite kommt der Feind, Sergeant?“

„Vom Neudorfer Birkenwald her zieht sich's in hellen Haufen auf uns herunter. Die Leute hier im Dorf sind in der Schenke versammelt, trinken Branntwein und zanken.“

„Kein Fanal hat gebrannt, es ist noch kein Rapport von den nächsten Dörfern gekommen,“ rief Anton am Fenster. „Haben die Deutschen in Neudorf und Kunau geschlafen?“

„Sie sind selbst überrascht worden,“ fuhr der Unglücksbote fort; „ihre Wachen hatten schon gestern am Abend den Feind gesehen, er zog eine halbe Meile von Neudorf auf der großen Straße nach Rosmin zu. Als er die Stelle passirt hatte, wo der Weg nach Neudorf von der Straße abgeht, wurden die Neudorfer gutes Muthes. Ihre Reiter folgten von fern den Sensenmännern, bis ihnen der letzte Haufe aus dem Gesicht war. In der Nacht aber sind die Banden umgekehrt, heut Morgen haben sie das Dorf überfallen, sie haben gewirthschaftet wie die Teufel. Der Schulz liegt auf dem Stroh voll Wunden, ein gelieferter Mann, das Alarmhaus ist in Brand gerathen, dort über den Wald hin müßte man den Rauch sehen, wenn dieser dicke Regen nicht wäre. Jetzt haben sich

die Feinde getheilt, sie durchsuchen die deutschen Dörfer, ein Trupp zieht nach Kunau, ein Haufe auf unser neues Vorwerk, ein großer Haufe kommt hierher."

„Wie viel Zeit haben wir noch, die Herren zu empfangen?" frug Fink.

„Bei dem Wetter braucht das Fußvolk eine Stunde bis hierher."

„Ist der Förster gewarnt," frug Anton, „und wissen sie's auf dem Vorwerk?"

„Es war keine Zeit, sie anzurufen, das Vorwerk liegt von Neudorf weiter ab, als das Gut, ich wäre vielleicht zu spät hierher gekommen. Unser Fanal habe ich angezündet, aber bei diesem Wetter ist weder Feuer noch Rauch zu sehen, und jedes Signal ist vergeblich."

„Wenn sie nicht für sich selbst ausgesehen haben," sagte Fink beistimmend, „wir können nichts weiter für sie thun."

„Der Förster ist ein Fuchs," erwiederte Karl, „den fängt Keiner, aber der Vogt auf dem Vorwerk und des Vogts junge Frau, der Himmel sei ihnen gnädig!"

„Retten Sie unsere Leute!" rief eine flehende Stimme neben Fink; Lenore stand in der Stube, bleich, mit gefalteten Händen.

Anton eilte an die Thür, durch welche Lenore geräuschlos eingetreten war. „Die gnädige Frau!" rief er besorgt.

„Noch hat sie nichts gehört," erwiederte Lenore hastig; „senden Sie nach dem Vorwerk, helfen Sie unsern Leuten!"

Fink ergriff seine Mütze. „Führen Sie mein Pferd heraus," sagte er zu Karl.

„Du darfst jetzt nicht fort," rief Anton ihm in den Weg tretend; „ich werde dein Pferd nehmen."

„Um Vergebung, Herr Wohlfart," warf Karl dazwischen, „wenn ich das Pferd des Herrn von Fink reiten darf, — ich bin noch im Stande den Weg zu machen."

„Meinetwegen," entschied Fink. „Den Förster und wen Sie von Männern auftreiben können, senden Sie hierher, die

Weiber, die Pferde und Schafe schicken Sie nach dem Wald. Der Vogt soll sich mit dem Vieh tief in das Holz hinein ziehen und von den alten Kiefern an der Sandgrube das Schloß beobachten. Sie aber bleiben auf meinem Pferde, das ich leider Ihren Beinen für die nächsten Tage überlassen muß. Reiten Sie auf Rosmin zu und suchen Sie die nächste Abtheilung unserer Truppen, wir lassen dringend um Hülfe bitten, wo möglich Cavalerie dabei."

„Unsere Rothmützen sollen eine Stunde hinter Rosmin stehen," sagte Karl im Abgehen; „der Schmidt von Kunau rief mir's zu, als ich bei ihm vorbeiritt."

„Was Sie von Militär in Bewegung setzen, bringen Sie hierher. Während Sie das Pferd satteln, schreibe ich eine Zeile an den Commandirenden."

Karl machte militärisch grüßend Kehrt und sprang hinunter, Anton mit ihm. Während Karl am Sattelgurt schnallte, sagte Anton eilig: „Im Vorbeireiten ruf' die Leute auf dem Hofe an, ich gehe sogleich hinüber. — Armer Junge, du hast heut noch kaum gefrühstückt und hast wenig Aussicht, in den nächsten Stunden etwas zu bekommen." Er sprang in das Haus zurück, holte aus der Küche eine Flasche Liqueur, ein Brod und Ueberreste eines Schinkens, steckte den Proviant in einen Sack und reichte diesen mit dem Briefe dem Reiter, der grade im Begriff, den Hofraum zu verlassen.

„Ich danke," sagte Karl, Antons Hand ergreifend, „Sie sorgen für Alles. Jetzt aber noch eine Bitte an Sie, denken Sie auch an sich selbst, Herr Wohlfart; diese polnische Wirthschaft hier und da draußen ist nicht werth, daß Sie Ihr Leben dafür in die Schanze schlagen; es giebt bei uns daheim Leute, die es schwer ertragen würden, wenn Ihnen etwas zustieße."

Anton schüttelte herzhaft die Hand des Treuen. „Lebe wohl, ich werde meine Pflicht thun; vergiß nicht, den Förster zu uns zu schicken, und rette vor Allem die Frau. Das Militär führe auf dem Waldwege hierher."

„Keine Sorge," sagte Karl lustig, „der vornehme Braune

soll heut merken, was ein Commißschenkel durchsetzen kann.“ Bei diesen Worten schwenkte er seine Mütze und verschwand in gestrecktem Galopp hinter den Gebäuden des Wirthschaftshofes.

Anton verriegelte das Thor, dann eilte er in die Wachtstube und zog die Lärmglocke, er befahl dem Obmann, die Leute antreten zu lassen, das Hinterthor zu besetzen und Niemand ohne Anfrage einzulassen, auch die Flüchtlinge nicht. „Eßt reichlich und trinkt mit Maaß, wir werden heut zu thun bekommen,“ rief er ihnen zu. Oben in seinem Zimmer stand unterdeß Fink am Tisch und lud die Gewehre, Lenore reichte ihm von der Wand, was er forderte, sie war bleich, aber die Augen glühten ihr in einer Aufregung, welche dem eintretenden Anton nicht entging. „Lassen Sie diese ernsten Spielereien uns allein besorgen,“ bat er zu ihr tretend.

„Es ist das Haus meiner Eltern, das Sie vertheidigen,“ rief Lenore, „mein Vater ist außer Stande, Sie anzuführen. Sie sollen um unsertwillen Ihr Leben nicht auf das Spiel setzen, ohne daß ich dabei bin.“

„Verzeihen Sie,“ erwiederte Anton, „Ihre erste Pflicht ist jetzt wohl, die Frau Baronin vorzubereiten und in den nächsten Stunden nicht zu verlassen.“

„Meine Mutter, meine arme Mutter!“ rief Lenore die Hände zusammenschlagend, legte das Pulverhorn hin und eilte in das Nebenzimmer.

„Ich lasse die Leute essen,“ sagte Anton zu Fink. „Von jetzt ab übernimm du den Befehl.“

„Gut,“ erwiederte Fink, „hier ist deine Ausrüstung, diese Doppelflinte ist leicht, ein Lauf Kugel, der andere Rehpost. Der Kugelsack liegt unter deinem Bett.“

„Du gedenkst eine Belagerung auszuhalten?“ frug Anton.

„Wir dürfen uns entweder gar nicht zur Wehr setzen und müssen uns der freundlichen Discretion der heranziehenden Haufen übergeben, oder wir müssen uns zu halten suchen bis zur letzten Kugel. Auf diesen letzten Fall haben wir uns immer

vorbereitet, vielleicht ist Ergebung das Klügere, ich gestehe, daß sie nicht nach meinem Geschmack ist. Da aber noch ein Hausherr vorhanden ist, so mag er sprechen, geh zum Freiherrn."

Anton eilte durch den Corridor nach dem andern Flügel. Schon von Weitem hörte er im Zimmer des Barons heftig mit den Stühlen rücken. Auf ein zorniges Herein! trat er in das Zimmer. Der Freiherr stand hoch aufgerichtet in der Mitte der Stube und fuhr ihm entgegen: „Ich höre, daß etwas vorgeht, ich muß es als einen unverzeihlichen Mangel an Aufmerksamkeit betrachten, daß man mich von nichts unterrichtet."

„Verzeihung, Herr Baron," erwiederte Anton, „vor wenig Minuten ist die Nachricht angekommen, daß ein feindlicher Haufe von Sensenmännern und Reitern gegen Ihr Gut heranzieht, wir haben in größter Schnelligkeit einen Boten nach dem nächsten Militärcommando geschickt, dann haben wir das Thor verriegelt und erwarten jetzt Ihre Befehle."

„Rufen Sie mir Herrn von Fink," erwiederte der Baron herrisch.

„Er ist in diesem Augenblick in der Wachtstube."

„Ich lasse ihn bitten, sich sogleich zu mir zu bemühen," rief der zornige Herr, „mit Ihnen kann ich über militärische Maßregeln nicht sprechen. Fink ist Cavalier und ein halber Soldat, ihm will ich die nöthigen Instructionen geben. Was warten Sie noch?" fuhr er rauh fort. „Glaubt Ihr jungen Leute mit mir spielen zu können, weil ich das Unglück habe, blind zu sein? Wer bei mir in Brod und Lohn steht, der wenigstens soll meine Befehle respectiren."

„Vater!" rief Lenore die Hände zusammenschlagend auf der Schwelle und sah mit flehendem Blick auf Anton.

„Sie haben Recht, Herr Baron," erwiederte Anton, „ich bitte Sie um Vergebung, daß ich in der Verwirrung meine erste Pflicht vergessen habe. Ich werde Herrn von Fink im Augenblick herschicken." Er eilte aus dem Zimmer und be-

nachrichtigte Fink in der Vorhalle von der gereizten Stimmung des Freiherrn.

„Er ist ein Narr," sagte Fink.

„Geh nur sogleich hinauf," bat Anton, „die Frauen müssen von seiner Laune leiden." Darauf hing Anton die Jacke eines Arbeiters um und sprang durch die Hinterpforte hinaus in den Regen nach dem Wirthschaftshofe.

Auf dem Hofe sah er ein wüstes Durcheinander. Deutsche Familien aus den Nachbardörfern hatten sich in das Alarmhaus geflüchtet und saßen dort mit den Kindern und einigen Stücken ihrer Habe. Es waren wohl an zwanzig Personen auf der Tenne gelagert, Männer, Frauen und Kinder; die Weiber jammerten, die Kinder weinten, die Männer starrten finster vor sich hin, mehrere gehörten zum Landsturm der Dörfer, einer oder der andere war mit seiner Flinte bewaffnet. Auf dem Hofraum standen die kleinen Wagen der Flüchtigen. Knechte, Pferde und Kühe rannten durcheinander. Anton rief den Techniker zu Hülfe bei der nöthigen Aufsicht. Dem zuverlässigsten Knecht und der deutschen Großmagd übergab er die Ackerpferde und die Rinderheerde. Er nahm den Knecht, einen entschlossenen Mann, bei Seite und besprach mit ihm einige Stellen im Dickicht unweit der Sandgrube, wo für Menschen und Thiere Verborgenheit und einiger Schutz vor dem Wetter zu hoffen war. Dorthin sollte der Knecht die Heerde treiben, und fleißig nach dem Vogt vom Vorwerk aussehen, der im Walde die Aufsicht zu führen hatte. Dann befahl er der Magd, eine Kuh zurückzulassen, öffnete der Heerde selbst das Hinterthor und sah, wie die Leute, mit Lebensmitteln bepackt, auf den Wald zutrieben.

„Was aber thun wir mit den Pferden des Barons und der Fremden?" frug der Techniker in Eile.

„Sie müssen mit einigen Wagen in's Schloß, wie es auch gehen mag. Wer weiß, ob wir nicht fliehen, wenn's zum Letzten kommt."

So ließ Anton schnell in die neuangestrichenen Wagen

Karls einige Säcke Kartoffeln laden, Mehl, Hafer und was von Heubündeln Raum hatte. Auch an die Feuertonne ließ er ein Gespann haken und die Tonne mit frischem Wasser füllen. Noch immer goß es vom Himmel wie mit Kannen und in dem strömenden Regen warfen die Knechte Säcke, Kasten und Bündel auf die Wagen; Alles lief durcheinander, weinte und fluchte in deutscher und polnischer Sprache. Als Anton unter die Flüchtlinge trat, wurde das Geschrei der Frauen noch lauter, die Männer umringten ihn und fingen an ihr Unglück zu erzählen, die Kinder hingen sich um seine Füße, es war ein trauriger Anblick. Anton tröstete: „Vor Allem haltet Ruh, wir werden Euch schützen, so gut wir können. Ich hoffe, daß Militär zu unserer Hülfe kommt, unterdeß sollt Ihr auf's Schloß in Sicherheit. Ihr habt treu zu uns gehalten in dieser bösen Zeit; so lange wir Brod haben, soll es auch Euch nicht fehlen."

Nach einer Viertelstunde angestrengter Arbeit trieb Anton nach dem Schlosse. Die Knechte fuhren mit den Wagen an der Hinterthür vor, der Trupp der Flüchtlinge folgte. Noch immer kamen Leute an, welche sich aus den deutschen Dörfern gerettet hatten, auch der Schmidt von Kunau stand mit einem Haufen seiner Dorfnachbarn vor dem Schloßthor. Der ganze Zug wurde jetzt geordnet und der Reihe nach hereingelassen, die Pferde abgeschirrt, die Wagen entladen. Die Frauen und Kinder führte Anton in zwei Stuben des Unterstocks, welche zwar finster, aber immer noch behaglicher waren, als die Alarmhäuser oder das regendurchweichte Feld. Die größte Mühe machte das Unterbringen der Pferde; eng aneinander gedrängt stand ein Dutzend Thiere unter einem offenen Schoppen, nothdürftig geschützt vor dem Regen und vor anschlagenden Kugeln. In die Mitte des Hofraums wurde der Wasserbottig gestellt und die Kartoffelwagen an das Pfahlwerk geschoben, um den Schützen im Nothfall einen Stand zu geben. Darauf wurden die wehrhaften Männer durch den Schmidt gesammelt, außer dem Wiesenbauer und vier Knechten waren es noch

funfzehn deutsche Colonisten, die meisten bewaffnet. Wuchtig tönte ihr Tritt in dem langen Gange des Schlosses; sie zogen in die Vorhalle und stellten sich an die Seite der Arbeiter auf. So war die streitbare Macht der Festung versammelt, Fink ging in seinem Jagdrock vor der Arbeitercompagnie auf und ab. Anton trat an ihn heran und meldete, was bis jetzt geschehen war.

„Du bringst uns Männer," erwiederte Fink, „das ist in der Ordnung, aber auch einen ganzen Clan Weiber und Kinder, das Schloß ist voll, wie ein Bienenkorb, über sechszig Mäuler und fast ein Dutzend Pferde, wir werden trotz deiner Kartoffelwagen noch vor vierundzwanzig Stunden die Steine anbeißen müssen."

„Konnte ich sie draußen lassen?" frug Anton unwillig.

„Sie wären im Walde ebenso sicher gewesen als hier," sagte Fink die Achseln zuckend.

„Möglich," erwiederte Anton, „aber die Leute im strömenden Regen nach dem Walde zu jagen, ohne Nahrung und in der furchtbaren Angst einer Flucht ohne Ziel, das wäre eine Grausamkeit gewesen, die ich nicht verantworten will. Und meinst du, daß wir die Männer bekommen hätten ohne die Weiber und Kinder?"

„Die Männer wenigstens können wir brauchen," schloß Fink, sich zu den Angekommenen wendend; „sorge du für Verproviantirung der Race." Fink gab den Unbewaffneten Gewehre und theilte die Mannschaft in vier Sectionen, die eine für den Hof, zwei für den Unter- und Oberstock und eine als Reserve in die Wachtstube. Dann ließ er sich durch den Schmidt von Kunau und einige Andere genauen Bericht über den Feind abstatten. Unterdeß war Anton in das Souterrain geeilt, dort übergab er dem Wiesenbauer die Aufsicht über die Vorräthe und ließ durch den Diener des Freiherrn Holz und Wasser zusammentragen. Ein Sack Kartoffeln und einer mit Mehl wurde in der Nähe des Herdes aufgestellt und der große Kessel über das Feuer gesetzt. Im Herausgehen vertraute er

der Köchin, daß eine Milchkuh in den Stall gezogen war, wo das Pferd des Herrn von Fink gestanden hatte, damit wenigstens die Herrschaft in diesen Tagen die Milch nicht entbehre. Der alten Babette flogen vor Angst die Hände. „Ach, Herr Wohlfart, was für ein schreckliches Unglück," rief sie, „die Kugeln werden in meine Küche fliegen."

„Behüte," sagte Anton, „das Fenster liegt zu tief, es kann Sie keine treffen, kochen Sie ruhig fort. Die Leute sind ausgehungert, ich werde Ihnen zwei von den fremden Frauen zur Hülfe herunterschicken."

„Wer wird essen bei solcher Gefahr!" rief die Köchin.

„Wir Alle werden essen," beruhigte Anton.

„Befehlen Sie eine Suppe oder Kartoffelbrei?" frug Babette in ihrer Verzweiflung und schwenkte mit dem Löffel fieberhaft hin und her.

„Beides, Mütterchen."

Die Köchin hielt ihn zurück. „Aber Herr Wohlfart, es fehlt an Eiern für die Herrschaft, auch nicht ein Ei ist im ganzen Hause. Gott erbarme, daß das Unglück gerade heute kommen mußte. Was wird der Herr Baron sagen, wenn er heut Abend kein geschlagenes Ei bekommt!"

„Zum Teufel mit den Eiern," rief Anton ungeduldig; „es wird heut nicht so genau genommen."

Als er zurückkehrte, rief ihm Fink zu: „Die Posten sind aufgestellt, wir können jetzt ruhig den Anzug erwarten. Ich gehe auf den Thurm und nehme einige Schützen mit. Wenn etwas vorfällt, bin ich dort zu treffen."

So wurde es leer in der Halle und wieder still im Hause. Die Wachen standen schweigend und starrten auf den Saum des Waldes; in der Wachtstube saß die Mannschaft in leisem Gespräch, nur unten in den Kinderstuben hörte der Lärm nicht auf; und ein emsiger Verkehr entstand zwischen den besetzten Räumen des Unterstocks und der Küche. In unruhiger Erwartung schritt Anton auf und ab, von dem Hause in den Hof und wieder in sein Zimmer, wo er die Papiere des Frei-

herrn zusammenband, und durch die Gänge und Stuben, in denen die Bewaffneten standen. So verstrich eine Viertelstunde nach der andern, endlich trat Lenore aus dem Zimmer der Mutter und rief: „Die Ungewißheit ist unerträglich!"

„Auch von dem Vorwerk kommt keine Nachricht," erwiederte Anton finster; „aber der Regen hört auf, und was heut noch geschehen soll, wird im Sonnenschein vor sich gehen. Dort zerreißen die Wolken, der blaue Himmel scheint durch. Wie geht es der Frau Baronin?"

„Sie ist gefaßt," sagte Lenore, „gefaßt auf Alles."

Beide gingen schweigend im Vorsaal auf und ab. Endlich trat Lenore vor Anton und rief mit leidenschaftlichem Ausdruck: „Wohlfart, es ist mir fürchterlich, daß Sie um unsertwillen in diese Lage gekommen sind!"

„Ist diese Lage so schrecklich?" frug Anton mit trübem Lächeln.

„Für Ihr Gefühl vielleicht nicht," sagte Lenore, „aber Sie opfern uns mehr, als wir verdienen. Wir sind undankbar gegen Sie, Sie würden in andern Verhältnissen glücklicher sein." Sie stellte sich an das Fenster und weinte bitterlich. Erschrocken trat Anton heran, sie zu beruhigen. „Wenn Sie die lebhaften Aeußerungen Ihres Herrn Vaters von vorhin meinen," sagte er, „so ist kein Grund, mich zu bedauern, Sie wissen, was wir über diesen Punkt bereits früher gesprochen haben."

„Es ist nicht das allein," rief Lenore weinend.

Anton wußte, wie sie, daß es nicht das allein war, er fühlte, daß ein Geständniß in den Worten lag. „Was es immer sein mag," sprach er heiter, „wollen Sie nicht auch mir die Freude gönnen, ein Abenteuer zu erleben? Freilich bin ich ein ungeschickter Soldat, aber wie es scheint, wollen die Feinde mir auch nur wenig Gelegenheit geben, ihnen Schaden zu thun."

„Niemand dankt Ihnen, was Sie für uns ertragen, Niemand!" rief Lenore wieder.

„Niemand?“ frug Anton. „Habe ich nicht eine Freundin hier, welche nur zu sehr geneigt ist, das zu überschätzen, was ich etwa thun kann? Lenore, Sie haben mir erlaubt, Ihnen näher zu treten, als in gewöhnlichen Verhältnissen möglich wird. Rechnen Sie für nichts, daß ich einige von den Rechten eines Bruders an Sie gewonnen habe?“

Lenore ergriff heftig seine Hand und drückte sie. „Auch ich bin in der letzten Zeit anders gegen Sie gewesen, als ich hätte sein sollen. Ich bin sehr unglücklich,“ rief sie leidenschaftlich aus. „Keinem Menschen kann ich gestehen, was in mir vorgeht, der Mutter nicht, auch Ihnen nicht. Alles Vertrauen habe ich verloren und alle Fassung.“ Sie preßte ihr Tuch an die Augen.

„Lenore!“ rief ungeduldig der Vater aus seinem Zimmer.

„Es ist jetzt keine Zeit zu Erklärungen,“ sagte sie ruhiger; „wenn wir diesen Tag überstanden haben, will ich mir Mühe geben, stärker zu sein, als jetzt. Helfen Sie mir dabei, Wohlfart.“

Lenore eilte nach dem Zimmer des Freiherrn, Anton blieb in trüben Gedanken zurück. Unterdeß fiel das helle Sonnenlicht auf den Hofraum des Schlosses, die Männer gingen aus der Wachtstube und stellten sich an der Schwelle auf, auch die Weiber drängten aus den finstern Räumen und mußten mit Ernst zurückgewiesen werden. Nachdem der erste Schreck überstanden war, hatten die Leute wieder Muth und allerlei Gedanken. „Wer weiß, ob sie das Schloß nicht vergessen haben,“ sagten die Einen, „oder ob sie den Muth haben, uns anzugreifen,“ die Andern, und ein kluger Schneider bewies durch geschicktes Zusammenflicken der verschiedenen Nachrichten, alle polnischen Röcke seien längst bis hinter Rosmin gezogen. Aber so eifrig auch Jeder die Ueberzeugung aussprach, daß die Gefahr vorüber sei, so hörten doch Alle ängstlich auf den Tritt der Wachen im Hause und sahen immer wieder nach dem Thurm, ob nicht von dort ein Signal komme. Auch Anton fand das Warten unleidlich, er stieg endlich auf

den Thurm. Dort war auf der Plattform die befehlende Macht des Schlosses versammelt, der blinde Freiherr saß auf seinem Sessel, hinter ihm lehnte die hohe Gestalt Lenorens, welche ihren Sonnenschirm über die Augen des Vaters hielt; in den breiten Schießscharten saßen vier Büchsenschützen, oben auf dem Mauerwerk ließ Fink die Beine in die freie Luft hinaushängen und blies die blauen Wolken einer Cigarre in den Wind.

„Nichts zu sehen?“ frug Anton.

„Nichts,“ erwiederte Fink, „als ein betrunkener Haufe unserer Dorfleute, welcher dort auf dem Wege nach Tarow abzieht.“ Er wies auf eine dunkle Masse, welche grade im Walde verschwand. „Es ist gut, daß wir das Gesindel los sind. Sie haben Furcht vor den grauen Jupen und halten für rathsamer, wo anders zu plündern. Noch ist jede Stunde Verzögerung ein Gewinn, wir haben eben berechnet, daß Hülfe im besten Fall vor morgen Mittag nicht zu erwarten ist. Für einen Besuch von vollen vier und zwanzig Stunden sind die Herren hinter'm Walde nicht interessant genug. — Ein vortrefflicher Punkt, Herr von Rothsattel, dieses Dach hier. Zu sehen ist nicht viel, etwas Kieferwald, Ihre Felder und Sand. Aber eine gloriöse Höhe zur Vertheidigung. Daß es um das Schloß herum so kahl ist und kein Baum und kein Strauch steht, ist von gefühlvollen Herzen als unangenehm beklagt worden. Ich finde grade das prachtvoll; mit Ausnahme der ersten Scheuer des Hofes, die immerhin in grader Linie gegen dreihundert Schritt von diesem Punkt entfernt ist, giebt es für einen feindlichen Tirailleur keinen Versteck, der größer wäre, als ein Maulwurfshügel. So weit eine Büchsenkugel reicht, beherrscht man von hier die Ebene souverän. Nur das Gebüsch dort ist im Wege, ich glaube, es ist eine Anpflanzung von Fräulein Lenore.“

„Ich bekenne mich schuldig,“ sagte Lenore.

„Wohlan,“ entgegnete Fink nachlässig, „dann sollen Sie die Curkosten bezahlen, wenn wir getroffen werden. Ein halbes Dutzend Schützen findet Versteck darin.“

„Es ist Lenorens Lieblingsplatz," sagte der Freiherr entschuldigend, „sie hat dort eine Rasenbank, es ist die einzige Stelle, wo sie im Freien sitzen kann."

„Ah," sagte Fink, „das ist etwas Anderes;" er sah sich nach Lenore um, sie war von der Seite ihres Vaters verschwunden. Gleich darauf wurde das Hofthor geöffnet, Lenore eilte, gefolgt von einigen Arbeitern, auf den Busch zu. Fink rief verwundert herunter: „Was wollen Sie, Fräulein?" Lenore machte mit der Hand die entschlossene Geberde des Niederschlagens, sie selbst faßte ein Fichtenstämmchen und hob es mit Anstrengung aller Kräfte aus der Erde. Die Männer folgten ihrem Beispiel. Nach wenig Augenblicken war die junge Pflanzung ausgerissen. Dann nahm Lenore im Eifer selbst die Hacke und schlug auf die Rasenbank, diese zu zerstören.

Anton hatte die Bäume mit dem Fräulein gepflanzt, Beide hatten sich lebhaft über die gute Wirkung gefreut, die das Gebüsch hervorbrachte, täglich war seitdem Lenore dort gewesen, jeder von den kleinen Stämmen war ihr ein persönlicher Freund. Jetzt sah Anton schweigend der Vernichtung zu, zuletzt konnte er sich nicht enthalten, mit einiger Kälte zu sagen: „Die schwache Pflanzung hätte uns wenig geschadet, du hast sicher eine unnütze Zerstörung veranlaßt."

„Ei," erwiederte Fink, „Fräulein Lenore handelt wie ein vorsichtiger Festungscommandant. Die erste Bravour solcher Talente ist immer, die Anlagen um ihre Festung zu rasiren, und dieses Gebüsch kann an jedem Frühlingstage wieder gesetzt werden. — Tragt das Holz weiter ab nach dem Wirthschaftshofe," rief er den Männern zu, „werft auch die hölzerne Einfassung des Brunnens auseinander, schafft die Bohlen nach dem Hof und verdeckt die Oeffnung."

Als Lenore wieder hinter den Stuhl des Freiherrn trat, nickte er ihr zu wie ein älterer Genosse dem jüngern, nahm sein Fernrohr und untersuchte wieder den Rand des Waldes.

So blieb die Gesellschaft wohl eine Stunde lang, Nie-

mand hatte Lust zu sprechen, was Fink gelegentlich scherzte, fiel auf unfruchtbaren Boden. Anton stieg hinunter, die Leute in Ordnung zu halten, aber es trieb ihn wieder auf die Zinne, und wie die Andern sah er unverwandt nach dem Waldwege. Endlich sagte Fink nach längerem Stillschweigen, seine Cigarre wegwerfend: „Es wird Abend, wir erweisen unsern Gästen zu viel Ehre, wenn wir dabei beharren, sie in solcher stillen Andacht zu erwarten. Als die Nachricht von dem Anmarsch zu uns kam, waren Wohlfart und ich hier im Hause nöthig, und da Karl in der Ferne meinem armen Pferde die Beine bricht, so hatten wir Niemand, den wir als Patrouille zum Recognosciren ausschicken konnten. Jetzt rächt sich diese Unterlassungssünde, wir sitzen hier im Bau gefangen und die Leute ermüden, bevor der Feind kommt. Es wird unvermeidlich, daß sich einer von uns mit ein Paar Leuten auf die Gäule wirft und weitere Nachricht über den Feind einholt. Diese Stille ist unnatürlich, man sieht auf dem ganzen freien Felde keinen Menschen, keinen auf all den Feldwegen, es scheint mir seltsam, daß seit zwei Stunden keine Flüchtlinge mehr vom Walde herkommen, auch die Rauchwolke auf Neudorf zu ist verschwunden."

Anton schickte sich schweigend an, den Thurm zu verlassen. „Geh, mein Sohn," sagte Fink, „nimm dir die sichersten Leute mit, sieh nach, wie es im Dorfe steht, und hüte dich vor dem Kieferwald. Halt, noch einen Augenblick; ich will den Wald noch einmal mit dem Fernrohr durchsuchen." Er sah lange hin, betrachtete jeden Baum und setzte das Rohr endlich ab. „Es ist nichts zu sehen," sagte er nachdenkend. „Trügen die Herren, die wir erwarten, etwas Anderes als Bauernsensen, so müßte man annehmen, daß eine Teufelei im Werk wäre. So aber ist Alles Ungewißheit. Hüte dich vor dem Walde."

Anton verließ den Thurm, rief den Techniker und zwei Knechte, ließ das Pferd des Barons und drei der schnellsten Ackerpferde losbinden und vom Schmidt das Thor öffnen.

Die Reiter ritten zuerst auf den Wirthschaftshof. Alles war still und im tiefsten Frieden. Die Hühner, welche Karl vor einigen Wochen gekauft hatte, scharrten auf dem Mist, seine Tauben gurgelten auf dem Strohdach, ein kleiner Hund, der mit dem Schmidt aus Kunau gelaufen war, hatte sich unterdeß selbst zum Wächter des verlassenen Hofes gemacht und bellte die Reiter argwöhnisch an. Geschlossen trabten sie durch das Dorf vor die Schenke, die Schenkstube war leer. Anton rief nach dem Wirth. Nach einer Weile kam der Mann bleich an die Thüre gestürzt und schlug die Hände zusammen, als er Anton sah. „Gerechter Gott, Herr Wohlfart, daß Sie noch hier sind; ich habe geglaubt, Sie wären längst mit der Herrschaft geflüchtet nach Rosmin oder unter unsere Soldaten. Gott, ist das ein Unglück! Der Bratzky ist hier in der Stube gewesen und hat die Leute aufgeredet gegen die Herrschaft im Schlosse und gegen die Deutschen. Er konnte sie aber nicht dazu bringen, daß sie vor das Schloß rückten. So ist der größte Theil der Dorfleute auf Tarow zu den Polen gezogen, die zurückgeblieben sind, haben sich versteckt; ich bin dabei, zu vergraben, was ich in der Eile wegschaffen kann.“

„Wo stehn die Feinde jetzt?“ frug Anton.

„Ich weiß es nicht,“ rief der Schenkwirth, „aber ich weiß, daß es ist ein großes Heer, auch Uhlanen dabei in Uniform.“

„Wißt Ihr, ob der Wald sicher ist nach Neudorf zu?“

„Wie kann er sicher sein, es ist in den letzten Stunden Niemand von Neudorf hergekommen. Wäre der Weg frei, so müßte jetzt das halbe Dorf hier sein, in meiner Schenke oder bei Ihnen auf dem Schloß.“

„Ihr habt Recht. Wollt Ihr die Banden hier erwarten?“ frug Anton, zum Abritt bereit; „Ihr seid im Schlosse sicherer.“

„Wer weiß!“ rief der Wirth. „Ich kann nicht fort; wenn ich gehe, wird mir verwüstet der ganze Kretscham.“

„Aber Eure Weiber?“ frug Anton, das Pferd anhaltend.

„Ich muß Leute haben zur Hülfe," klagte der verzweifelte Wirth. „Wenn sie auch jung sind, sie müssen es durchmachen. Da ist die Rebekke, meiner Schwester Kind, sie ist aus einer Familie, die gewöhnt ist an den Handel. Sie versteht das Wesen mit den Bauern, sie weiß Geld zu kriegen, auch wenn einer ganz betrunken ist. Rebekke," rief er zurück, „der Herr Wohlfart lassen dich fragen, ob du willst auf's Schloß, daß du sicher bist vor den wilden Männern." Das volle Gesicht Rebekka's, von röthlichem Haar eingefaßt, tauchte aus dem Kellerloch des Hauses hervor.

„Was thu' ich mit dem Schloß, Onkel?" rief sie entschlossen. „Wie heißt wilde Männer? Unsre Bauern sind die wilden Männer in der ganzen Gegend, wenn ich mit den fertig werde, werde ich auch fertig mit den andern. Die Muhme hat verloren ihren Kopf, es muß doch ein Mensch da sein, der mit den Gästen hantirt. Ich bedanke mich, gnädiger Herr, ich fürchte mich nicht; die Herren, welche sind bei den Haufen, werden nicht leiden, daß mir einer etwas anthut."

„Vorwärts, Ihr Männer!" rief Anton. Sie trabten weiter durch das Dorf, alle Thüren waren geschlossen, aus den kleinen Fenstern sah hier und da ein Frauenkopf verstört den Reitern nach. So kamen sie auf dem breiten Feldweg bis in die Nähe des Waldes. „Wo der Weg in den Wald hineinläuft," sagte der eine Knecht zu Anton, „ist zur linken Hand junges Holz. Dort können viele hundert Mann im Versteck liegen, und wir sehen sie nicht, sie werden uns wegputzen, oder den Weg nach dem Schlosse abschneiden."

„Du hast Recht," sagte Anton, „wir reiten über das Feld bis an die hintere Seite des jungen Schlages, dort stehen die Stämme einzeln, wir können hinein und wieder zurück. Von dort suchen wir zu Fuß das junge Holz ab." So lenkten sie von der Straße, ritten über das Blachfeld, und ihre Pferde betraten in Schußweite von der Schonung den Wald. „Jetzt herunter von den Pferden," sagte Anton zu den Knechten.

Anton und die Knechte gaben die Zügel dem Techniker, nahmen die Gewehre in die Hand und schritten vorsichtig an das Buschwerk. „Schießt hinein," befahl Anton, „und dann zurück zu den Pferden, so schnell Ihr laufen könnt." Die Schüsse rasselten in das junge Holz, einige Secunden darauf antwortete ein unregelmäßiges Feuer aus mehrern Gewehren, ein lautes Geschrei folgte. Die Kugeln pfiffen über den Kopf Antons, aber die Entfernung war nicht gering, und im schnellen Lauf kamen die Männer unbeschädigt zu ihren Pferden. „Galopp, wir wissen genug. Sie waren nicht so schlau, ruhig zu bleiben." Flüchtig rasselte die kleine Schaar auf der Landstraße dem Schlosse zu, hinter ihnen klang der laute Ruf ihrer Verfolger. Athemlos kamen die Reiter vor dem Schlosse an, im Hofe fand Anton Alles alarmirt. Fink erwartete ihn am Eingange.

„Du hattest Recht," rief ihm Anton entgegen, „sie lagen im Hinterhalt, gewiß schon mehrere Stunden, vielleicht war ihnen zumeist daran gelegen, dich oder uns beide auf dem Wege nach Neudorf zu fassen. Sie hätten dann das Schloß ohne Kampf in die Hände bekommen."

„Wie viel mögen ihrer sein?" frug Fink.

„Du sahst, wir hatten keine Zeit zum Zählen," entgegnete Anton. „Sicher ist ein Haufe vorgeschoben und die größere Masse liegt weiter hinten im Walde."

„Wir haben sie aufgestört," entgegnete Fink, „jetzt können wir ihren Besuch erwarten. Es ist unserer Leute wegen besser jetzt vor Sonnenuntergang, als bei Nacht."

„Sie kommen," rief Lenorens Stimme vom Thurme herunter.

Die Freunde eilten auf die Plattform. Als Anton über die Zinne des Thurmes sah, neigte die Sonne zum Untergang. Der Himmel strahlte in blendender Goldfarbe und verwandelte das Grün der Wälder in bräunliche Bronze. Aus dem Waldwege trabte ein Trupp Reiter, etwa eine halbe Escadron, in geordnetem Zuge auf das Dorf zu, mehr als

hundert Mann zu Fuß folgten, der erste Zug mit Gewehren, der andere mit Sensen bewaffnet. Das schöne Abendlicht umstrahlte die Gestalten auf dem Thurm. Ein Käfer summte lustig um Antons Ohr, und oben in der Luft klang das Abendlied der Lerche. Unterdeß zog unten die Gefahr heran. Immer näher wand sie sich auf dem gekrümmten Wege, eine dunkle langgestreckte Masse, unhörbar, nur dem Auge erkenntlich. Vor dem Ohre summte der Käfer fort, und die Lerche sang weiter in ihrem Freudenlied. Endlich verschwand der Zug hinter den ersten Hütten des Dorfes. Es waren Augenblicke lautloser Stille, Alle sahen unverwandt auf die Stelle, wo der Feind wieder sichtbar werden mußte; neben Anton stand Lenore, sie umklammerte mit der Linken ein Gewehr und hielt die Rechte in einer Jagdtasche, in der ihre Hand, ohne daß sie es wußte, die Kugeln klappernd in Bewegung setzte. Als die Reiter in der Mitte des Dorfes sichtbar wurden, griff Fink an seine Mütze und sagte feierlich: „Jetzt auf unsere Posten, Ihr Herren. Du, Anton, habe die Güte, den Freiherrn herunterzuführen.“ Als Anton den Blinden stützend die Stufen hinabstieg, wies er zurück auf Lenore, welche unbeweglich auf den heranziehenden Feind hinstarrte. „Auch Sie, gnädiges Fräulein, bitte ich, an Ihre Sicherheit zu denken,“ fuhr Fink fort.

„Ich bin am sichersten hier,“ erwiederte Lenore trotzig und stieß mit dem Kolben ihres Gewehrs auf den Stein. „Sie werden nicht verlangen, daß ich jetzt den Kopf in das Sopha drücke, wo Sie im Begriffe sind, um das Leben zu spielen.“

Fink sah voll Bewunderung in das schöne Antlitz und sagte: „Ich habe nichts dagegen. Wenn Sie sich entschließen können, auf diesem Sessel Platz zu nehmen, so sind Sie hier so sicher, wie irgendwo im Schloß.“

„Ich werde vorsichtig sein,“ erwiederte Lenore mit einer abwehrenden Bewegung der Hand.

„Und Ihr verbergt Euch hinter der Mauer, meine Knaben,“ sagte Fink, „hütet Euch, eine Schulter oder den Zipfel Eurer

Mütze zu zeigen; und feuert nicht eher, als bis ich Euch mit diesem Schreihals ein Zeichen gebe, Ihr werdet den Ton auch hier oben hören." Er holte eine breite Pfeife von fremdartigem Aussehen hervor. „Auf Wiedersehen," sagte er, Lenoren mit strahlendem Blick betrachtend.

„Auf Wiedersehen," antwortete Lenore ihren Arm erhebend und sah dem Herabsteigenden nach, bis die Thür hinter ihm zufiel.

In der Vorderhalle fand Fink den Freiherrn. Der arme Herr war durch die Spannung des langen Tages und durch das Gefühl seiner Unbrauchbarkeit, da wo er thätig zu sein für ein Vorrecht seines Standes hielt, in einen Wirbel von schmerzlichen Empfindungen versetzt. In frühern Jahren hätte er jede persönliche Gefahr mit der besten Haltung durchgemacht. Wie sehr seine Kraft gebrochen war, zeigte sich jetzt, wo es ihm nicht gelang, seine Fassung zu bewahren. Seine Hände griffen unruhig umher, als suchten sie eine Waffe, und ein schmerzliches Stöhnen drang aus tiefer Brust herauf. „Mein gütiger Gastfreund," redete Fink ihn an, „da Ihre Unpäßlichkeit Ihnen noch unbequem machen muß, mit den Fremden zu verhandeln, so bitte ich Sie um Erlaubniß, dies in Ihrem Namen zu thun."

„Sie haben Vollmacht, lieber Fink," erwiederte der Freiherr mit heiserer Stimme; „in der That ist das Befinden meiner Augen nicht so, daß ich hoffen kann, etwas zu nützen. Ein jämmerlicher Krüppel!" rief er laut und bedeckte das Gesicht mit seinen Händen. Fink wandte sich achselzuckend ab, öffnete einen Schieber in der eichenen Bohlenthür, welche bestimmt war, auf die noch nicht aufgeschüttete Rampe zu führen, und sah hinaus.

„Erlauben Sie mir," bat Anton den Freiherrn, „Sie an einen Platz zu führen, wo Sie den Kugeln nicht unnöthig ausgesetzt sind."

„Bekümmern Sie sich nicht um mich, junger Mann," sagte der Freiherr; „es ist heut an mir weniger gelegen, als an

dem ärmsten Tagelöhner, der um meinetwillen ein Gewehr in die Hand nimmt."

„Hast du mir noch etwas aufzutragen?" sagte Anton zu Fink, sein Gewehr ergreifend.

„Nichts," erwiederte dieser lächelnd, „als daß du deine Vorsicht nicht vergißt, wenn du selbst in's Handgemenge kommst. Gute Geschäfte." Er streckte ihm die Hand hin, Anton ergriff sie und eilte in den Hof.

„Jetzt begutachten die Feinde Ihre Wirthschaft," sagte Fink zu dem Freiherrn; „in wenig Augenblicken werden wir die Herren hier haben. Da kommen sie, Reiter und Fußvolk. Sie machen Halt an der Scheuer, ein Reitertrupp avancirt, es ist der Stab, hübsche Jungen darunter, ein Paar elegante Pferde, sie reiten außer Schußweite um das Schloß. Sie sind vorsichtiger, als ich erwartete. Sie suchen einen Eingang, wir werden sogleich den Hammer am Hinterthor hören."

Alles blieb still. „Merkwürdig," sagte Fink. „Es scheint mir Kriegsgebrauch, die Besatzung vor dem Angriff zur Uebergabe aufzufordern, dort aber kommen die Offiziere um das Schloß herum in Carriere zu ihrem Fußvolk zurück. Hat ihnen Wohlfart solchen Schrecken eingejagt, daß sie ventre à terre geflohen sind?"

Das Dröhnen der Pferdehufe und der dumpfe Tritt des Fußvolkes wurde gehört.

„Wetter," fuhr Fink fort, „das ganze Corps marschirt wie zur Parade auf unserer Seite des Schlosses auf; wenn sie von dieser Seite Ihre Festung erstürmen wollen, so müssen sie merkwürdige Begriffe von Berennung eines festen Platzes haben. Sie machen Front gegen uns, zweihundert Schritt Distance. Das Fußvolk zwei Mann hoch in der Mitte, die Reiter an den Flügeln. Ganz römische Schlachtordnung, der reine Julius Cäsar. Seht, sie haben einen Tambour, der Kerl tritt vor, das Geklapper, welches Sie hören, ist ein Trommelwirbel. — Ah! der Anführer reitet vor die Front. Er kommt heran und hält gerade vor dieser Thür. Die Ar-

tigkeit erfordert, daß wir nach dem Begehr dieses Herrn fragen.“ Fink faßte den schweren Riegel der Thür und schob ihn zurück, die Thüre flog auf, Fink trat auf die Schwelle, den Eingang deckend, die Doppelflinte nachlässig in der Hand. Als der Reiter die schlanke Gestalt im waidgerechten Costüm so ruhig vor sich stehen sah, parirte er sein Pferd und griff an den Hut, Fink dankte durch eine leichte Neigung des Kopfes.

„Ich wünsche den Besitzer dieses Gutes zu sprechen,“ rief der Reiter hinauf.

„Nehmen Sie unterdeß mit mir vorlieb,“ antwortete Fink, „ich stehe an seiner Stelle hier.“

„So sagen Sie dem Gutsherrn, daß wir einen Befehl der Regierung in seinem Hause zu erfüllen haben,“ rief der Reiter.

„Möge Ihre Ritterlichkeit mir die Frage erlauben, welche Regierung so leichtsinnig war, Ihnen einen Befehl für den Freiherrn von Rothsattel zu übergeben. Wie ich höre, sind hier zu Lande die Ansichten über Regierung in Unordnung gekommen.“

„Das polnische Central-Comité ist Ihre, wie meine vorgesetzte Behörde,“ rief der Reiter.

„Es ist sehr artig von Ihnen, daß Sie einem Central-Comité die Disposition über Ihren Hals einräumen; Sie werden uns erlauben, in diesem Punkte der entgegengesetzten Ansicht zu sein.“

„Sie sehen, daß wir die Mittel haben, Gehorsam für die Befehle des Gouvernements zu erzwingen, und ich rathe Ihnen, uns nicht durch Widersetzlichkeit zur Anwendung von Gewalt zu zwingen.“

„Ich danke Ihnen für diesen Rath, und würde Ihnen noch mehr verbunden sein, wenn Sie in Ihrem Diensteifer nicht vergessen wollen, daß der Grund, auf dem Sie stehen, kein öffentlicher Marstall, sondern Privateigenthum ist, und daß fremde Pferdehufe ihre Sprünge darauf nur mit Bewilligung des Gutsherrn machen dürfen. So viel ich weiß, haben Sie diese nicht eingeholt.“

„Genug der Worte, mein Herr," rief der Reiter ungeduldig; „wenn Sie in der That das Recht haben, den Besitzer dieses Gutes zu vertreten, so fordere ich Sie auf, den Zugang zu diesem Schloß ohne Verzug zu öffnen und Ihre Waffen auszuliefern."

„Leider," erwiederte Fink, „bin ich in der unbequemen Lage, Ihren Wunsch nicht zu gewähren. Ich füge noch die Bitte hinzu, daß Sie, nebst den Herren in zerrissenen Stiefeln, welche dort hinten stehen, so schnell als möglich diesen Ort verlassen. Meine jungen Leute sind gerade im Begriff, zu untersuchen, ob sie die Maulwürfe unter ihren Füßen treffen können. Es würde uns leid thun, wenn wir dabei die nackten Zehen Ihrer Begleiter beschädigen sollten. — Gehen Sie, mein Herr!" rief er, plötzlich seinen nachlässigen Ton verändernd, mit einem so kräftigen Ausdruck von Zorn und Verachtung, daß das Pferd des Reiters bäumte und der Mann nach der Pistole im Holster griff.

Während dieser Unterredung hatten sich die Reiter und einzelne Haufen des Fußvolks näher herangezogen, um die Worte des Gesprächs aufzufangen. Mehr als einmal senkte sich ein Flintenlauf, er wurde aber jedesmal durch einzelne Reiter, welche ihr Pferd vor die Reihe der Bewaffneten drängten, zurückgeschlagen. Bei den letzten Worten Finks legte eine wüste Gestalt in einer alten Friesjacke die Waffe an, ein Schuß knallte, die Kugel fuhr neben Finks Wange in die Bohlen der Thür. In demselben Augenblick erscholl in der Höhe ein unterdrückter Schrei, an der Zinne des Thurmes flammte es hell auf, der vorschnelle Gesell stürzte getroffen auf den Boden. Der Parlamentär warf sein Pferd herum, die Angreifer fuhren zurück, und Fink verschloß die Thür. Als er sich umwandte, stand Lenore auf dem ersten Absatz der Treppe, das abgeschossene Gewehr in der Hand, die großen Augen verstört auf Fink geheftet. „Sind Sie verwundet?" rief sie außer sich.

„Durchaus nicht, mein treuer Kamerad," rief Fink. Le-

nore warf das Gewehr weg und sank zu den Füßen ihres Vaters nieder, ihr Gesicht auf seinem Knie verbergend. Der Vater beugte sich über sie, faßte ihr Haupt mit den Händen, und die nervöse Erschütterung der letzten Stunden verursachte, daß ein convulsivisches Schluchzen über ihn kam. Die Tochter umschloß leidenschaftlich die bebende Gestalt des Vaters und hielt ihn lautlos in ihren Armen. So hielten sie einander umschlungen, ein gebrochenes Leben und ein anderes, in welchem die Gluth des Lebens zu hellen Flammen aufschlug. Fink sah zum Fenster hinaus, die Feinde hatten sich zurückgezogen, die Führer ritten außer Schußweite zusammen, wie es schien, zur Berathung. Schnell trat er zu Lenore, und die Hand auf ihren Arm legend, sagte er: „Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, daß Sie so entschlossen die Strafe an dem Elenden vollzogen. Jetzt bitte ich Sie, mit Ihrem Herrn Vater diese Stelle zu verlassen. Wir werden uns besser halten, wenn nicht die Sorge um Sie unser Auge vom Feinde abzieht.“ Lenore schreckte bei seiner Berührung zusammen, und eine heiße Röthe stieg ihr auf Wangen und Stirn.

„Wir werden gehen,“ antwortete sie mit niedergeschlagenen Augen, „komm, mein Vater.“ Sie führte den Freiherrn, der ihr widerstandslos folgte, die Treppe hinauf in das Zimmer der Mutter. Dort rang sie mit Heldenkraft nach Fassung, sie setzte sich an das Lager der Kranken und erschien den Abend nicht wieder in Finks Nähe.

„Jetzt sind wir unter uns,“ rief Fink den Wachen zu, „jetzt kurze Distance und ruhiges Zielen. Wenn sie an diesen Steinhaufen stürmen, so sollen sie sich nichts als blutige Köpfe holen.“

So stand er mit seinen Genossen und sah mit scharfem Auge auf die Reihen der Gegner. Dort war große Rührigkeit, einzelne Abtheilungen zogen nach dem Dorf, die Reiter ritten auf der Straße hin und her, es war etwas im Werke. Endlich schleppte ein Trupp dicke Breter und eine Reihe leerer

Wagen herbei. Die obern Theile derselben wurden heruntergehoben und die Untergestelle in einer Reihe aufgefahren, die Deichseln vom Schloß ab, die Hinterräder dem Schloß zugekehrt; dann wurden Breter auf dem Boden übereinander genagelt und Schirmdächer gemacht, welche, durch Stangen schräge an dem Hintertheil der Wagen befestigt, einige Fuß über das Wagengestell vorragten und fünf bis sechs Männern erträglichen Schutz gaben.

„Bittet Herrn Wohlfart, sich hierher zu bemühen," rief Fink einem der Schützen zu.

„Hier wurde geschossen," frug Anton in die Halle tretend, „ist Jemand verwundet?"

„Diese dicke Thür, und einer von dem Gesindel dort," entgegnete Fink. „Sie gaben vom Thurme ohne Befehl Antwort auf den ersten Schuß der Feinde."

„Im Hofe ist kein Feind zu sehen. Vorhin kam ein Trupp Reiter an das Thor, einer wagte sich bis dicht an die Planken und versuchte durchzusehen. Als ich mich aber über den Zaun erhob, stob er wie entsetzt davon."

„Sieh dorthin," sagte Fink, „sie machen sich ein Familienvergnügen, kleine Barrikaden. So lange dies Abendlicht uns zu sehen verstattet, ist die Gefahr nicht groß. Aber in der Nacht können sie mit diesen Räderdächern nahe genug heran."

„Der Himmel bleibt klar," sagte Anton, „es wird eine helle Sternnacht."

„Wenn ich nur wüßte," sagte Fink, „weßhalb sie die Tollheit haben, gerade die stärkste Seite unserer Festung anzugreifen. Es ist nicht anders, dein friedliches Gesicht hat auf sie gewirkt, wie das Haupt der Gorgo. Du wirst von jetzt ab als Scheuche verschrieben werden in allen Slavenkriegen."

Es war dunkel geworden, als das Hämmern an den Wagen aufhörte. Ein Commando wurde gehört, die Befehlshaber riefen einzelne Leute bei Namen an die Deichseln, sechs bewegliche Dächer fuhren mit großer Schnelligkeit etwa dreißig Schritt von der Vorderseite des Schlosses auf.

„Jetzt gilt's," rief Fink. „Bleibe hier und wahre den Unterstock." Fink sprang die Treppe hinauf, die lange Reihe der Vorderzimmer war geöffnet, man konnte von einem Ende des Hauses zum andern sehen. „Hütet Eure Köpfe," rief er den Wachen zu. Gleich darauf fuhr eine unregelmäßige Salve nach den Fenstern des Oberstocks, der bleierne Hagel rasselte durch die Glasscheiben, klirrend flogen die Splitter auf die Dielen. Fink ergriff seine Pfeife, ein gellender Ton drang mit langen Schwingungen durch das ganze Haus, oben vom Thurm und aus beiden Stockwerken antworteten die Salven der Belagerten. Und jetzt folgten von beiden Seiten unregelmäßig die knatternden Schüsse. Die Belagerten waren im Vortheil, ihr Schutz war besser und die Dunkelheit in den Zimmern größer, als im Freien. In den kurzen Pausen hörte man Finks laute Stimme: „Ruhig, Ihr Männer, deckt Euch!" Er war überall, sein leichter Tritt, der helle Klang seines Zurufs, zuweilen ein wildes Scherzwort, ermuthigten jeden Schützen des Hauses. Sie erfüllten mit Entzücken und Schauer auch die Seele Lenorens, welche das Fürchterliche ihrer Lage nicht mehr empfand und bei den krampfhaften Bewegungen des Vaters und dem leisen Stöhnen der Mutter nicht verzweifelte, denn wie ein Gruß des Heils tönten die Worte des geliebten Mannes in ihr Ohr.

Wohl eine Stunde dauerte der Kampf um die Mauern des Hauses. Finster lag der riesige Bau in dem matten Licht der Sterne, kein Licht, keine Gestalt war von außen zu erblicken, nur der Feuerstrahl, welcher zuweilen aus einer Ecke der Fensteröffnungen herunterfuhr, verkündigte den draußen, daß tödtliches Leben im Schlosse war. Wer durch die Zimmerreihe schritt, der konnte hier und da eine dunkle Gestalt hinter dem Schatten eines Pfeilers erkennen, er sah vielleicht das Auge in Spannung glänzen und das Haupt sich vorbeugen, um eine Blöße des Feindes zu erspähen. Wohl keiner der Männer, welche jetzt Kriegsdienste thaten, war an blutige Arbeit gewöhnt, vom Pfluge, von der Werkstatt, aus jeder

Art von friedlicher Thätigkeit waren sie hier zusammengekommen, und ängstliche Spannung, fieberhafte Erwartung war den ganzen Tag über auch im Gesicht der Stärksten sichtbar gewesen.

Jetzt sah Anton mit einem düstern Behagen, wie ruhig er selbst und wie muthig die Leute waren. Sie waren in Thätigkeit, sie arbeiteten; noch bei dem tödtlichen Werke der Zerstörung war die Kraft zu erkennen, die jedes emsige Thun dem Menschen giebt. Nach den ersten Schüssen luden die auf der Vorderseite so besonnen, als übten sie ihr gewöhnliches Tagewerk. Das Gesicht des Knechtes sah nicht sorgenvoller aus, als wenn er zwischen seinen Ochsen hindurch auf die Ackerfurche blickte, und der gewandte Schneider faßte Rohr und Kolben seiner Waffe mit derselben Gleichgültigkeit, wie das Holz seines Bügeleisens. Nur die Wachen im Hofe waren unruhig, aber nicht aus Furcht, sondern weil sie mißvergnügt waren über die eigene Unthätigkeit. Zuweilen versuchte ein kecker Gesell sich hinter Antons Rücken in das Haus zu stehlen, um auf der Vorderseite seinen Schuß abzufeuern, und Anton mußte den Techniker an die Hofthüre postiren, um das muthige Entweichen zu hindern.

„Nur einmal, Herr Wohlfart, lassen Sie mich auf das Volk schießen,“ bat ein junger Bursch aus Neudorf flehentlich.

„Wartet,“ erwiederte Anton im Laden, „auch Ihr werdet daran kommen, in einer Stunde löst Ihr die auf der Vorderseite ab.“

Unterdeß stiegen die Sterne auf, immer höher, auf beiden Seiten wurden die Schüsse spärlich, wie eine Ermüdung kam es über beide Theile.

„Unsere Leute haben die bessere Kraft,“ sagte Anton zu dem Freunde, „die im Hofe sind nicht mehr zu halten.“

„Das Ganze ist nicht viel mehr, als blindes Schießen,“ erwiederte Fink, „sie versuchen zwar ehrlich zu zielen, aber es ist doch zumeist Zufall, wenn eine Kugel Unglück anrichtet. Außer einigen leichten Verwundungen ist uns kein Schade ge-

schehen, und ich glaube, die dort unten haben das Vergnügen auch nicht viel theurer bezahlt."

Man vernahm das Rollen der Räder. „Horch, sie fahren ihre Streitwagen zurück." Das Feuern hörte auf, auf der ganzen Linie verschwanden die dunkeln Massen in der Nacht. „Laß ablösen," fuhr Fink fort, „und wenn du hast, gieb ihnen etwas zu trinken, denn sie haben sich als brave Männer gezeigt. Dann erwarten wir ruhig die Fortsetzung des Werks."

Anton ließ eilig einige Stärkungen unter die Mannschaft vertheilen und durchschritt das ganze Haus, die Mannschaft ablösend und die Räume vom Boden bis zum Keller untersuchend. In den Frauenstuben des Unterstocks hörte er schon von Weitem ein klägliches Chaos von Stimmen. Als er eintrat, fand er die kahlen Wände durch eine kleine Küchenlampe nothdürftig erhellt, der Boden war mit Stroh bedeckt, und auf der Streu kauerten und lagen in kleinen Häufchen die Frauen und Kinder neben ihren Sachen. Die Frauen drückten ihre Angst durch jede Art von leidenschaftlichen Bewegungen aus, manche hoben unaufhörlich die Hände in die Höhe und riefen die Hülfe des Himmels an, ohne etwas Anderes zu empfinden, als unendliche Angst, andere starrten verzweifelt vor sich hin, ganz betäubt durch die Schrecken der Nacht; den behaglichsten Eindruck machten noch die Kinder, welche mit ganzer Seele heulten und sich um nichts weiter kümmerten. In diesem Jammer lagen drei kleine Kinder, mit den Köpfen auf ein Bündel Betten gelehnt, und schliefen, die Händchen geballt, so ruhig, wie in ihrer Bettstelle zu Haus, und eine junge Frau saß in der Ecke, wiegte ein schlummerndes Kind in den Armen und schien alles Uebrige zu vergessen. Endlich trat sie, immer auf ihr Kind sehend, leise zu Anton heran und frug, wie es ihrem Mann gehe.

Unterdeß zündeten die Feinde draußen große Feuer an, ein Theil der Bewaffneten saß an den Flammen, man sah,

daß sie Töpfe an das Feuer trugen und ihre Abendkost kochten. Auch in dem Dorfe ging es laut her, man hörte dort schreien und commandiren, und von der Höhe sah man überall Lichter und ein starkes Hin- und Herlaufen auf der Dorfstraße. „Das sieht nicht aus, wie Ruhe,“ sagte Anton.

In dem Augenblick pochte laut der Hammer am Hinterthor; die Freunde sahen einander an und sprangen schnell in den Hof. „Rothsattel und Rebhühner,“ murmelte eine Stimme, die Losung improvisirend. „Der Förster!“ rief Anton. Er schob die Verrammelung zurück und ließ den Alten ein. „Schließen Sie zu,“ sagte der Förster, „sie sind mir auf der Spur. Guten Abend allerseits, ich komme fragen, ob Sie mich brauchen können?“ — „Schnell in's Haus,“ rief Anton, „dort erzählen Sie.“

„Im Wald ist Alles still, wie in der Kirche,“ sagte der Förster. „Auf der Waldwiese am Erlenbach liegt das Vieh, auch der Schäfer ist mit seinen Creaturen dort. Der Vogt hält die Wache. Ich habe mich in der Finsterniß als Schleichpatrouille in das Dorf gedrückt und komme Sie zu warnen. Da es mit dem Schießen nicht geglückt ist, wollen's die Schufte mit Feuer versuchen. Sie haben den Theer und die Wagenschmiere aus dem ganzen Dorf zusammengesucht, die Kienspäne der Bauerweiber aus den Höfen geholt, und wo sie eine Oellampe fanden, haben sie diese über Reißigbündel ausgegossen.“

„Sie wollen das Hofthor in Brand stecken?“ frug Fink.

Der Förster verzog sein Gesicht. „Das Hofthor ist es nicht, vor dem haben sie eine Höllenfurcht. Weil Sie doch Artilleriewagen und eine Haubitze im Hofraum haben.“ — „Artillerie?“ riefen die Freunde erstaunt. „Ja,“ nickte der Förster; „sie haben durch die Schießlöcher des Zauns blaue Wagen gesehen und Pferde und eine Lafette.“

„Karls neue Kartoffelwagen und die Bespannung,“ rief Anton, „und die Feuertonne.“

„Die wird wohl die Haubitze sein,“ erwiederte der Förster. „Auf meinem Wege hierher guckte ich von hinten in den Hof

der Schenke und lauerte, ob ich einen Bekannten erwischen könnte. Da kam die Rebekka mit Wassereimern in den Hof gelaufen, ich pfiff leise und rief sie hinter den Stall. „Seid Ihr auch da, alter Schwede?“ sagte das tolle Ding, „nehmt Euch nur in Acht, daß sie Euch nicht eins an den Kopf brennen; ich habe keine Zeit, mich mit Euch abzugeben, ich muß die Herren bedienen, sie wollen Kaffe trinken.“ „Warum nicht gar Champagner,“ sagte ich. „Sie sind wohl recht artig, die Herren, du hübsches Schicksel,“ sagte ich, denn mit Floretten gewinnt man die Weiber. „Ihr seid selber ein häßlicher Schekez,“ sagte das Mädchen und lachte mich an, „macht, daß Ihr fortkommt.“ „Sie werden dir doch nichts thun, kleine Rebekka,“ sagte ich wieder und kniff sie ein wenig in die Backen. „Das geht Euch nichts an, Ihr Hexenmeister,“ sagte wieder der kleine Molch, „wenn ich schreie, kommt mir die ganze Stube zu Hülfe. Ich will nichts mit Euch zu thun haben.“ „Sei nicht so widerspenstig, mein Kind,“ sagte ich, „sei ein gutes Mädel, fülle mir die Flasche hier und bringe sie mir heraus. Man muß in schlechten Zeiten etwas für seine Freunde thun.“ Darauf riß mir das Ding die Flasche aus der Hand und sagte: „Wartet, aber haltet Euch still,“ und rannte mit ihren Eimern zurück. Nach einer Weile kam sie wieder und brachte mir die Buddel ganz gefüllt, Kümmel und Korn, es ist ein gutmüthiges Geschöpf. Und als sie mir die Flasche gab, rief sie mir noch zu: „Wenn Ihr zu den jungen Herren im Schloß kommt, so sagt ihnen, daß die darin große Angst vor ihrer Artillerie haben, sie haben uns ausgefragt, ob es wahr wäre, daß sie eine Kanone hätten. Ich habe ihnen gesagt, ich wüßte wohl, daß so ein großes Ding auf dem Gut sein müßte.“ — So schlich ich mich wieder fort und kroch im Graben bei Kerlen mit Sensen vorbei, die hinter unserm Hof auf Wache stehn. Als ich ihnen an die hundert Schritt vor war, riß ich aus, sie sakermenterten hinter mir her. So steht's.“

„Das mit dem Feuer ist ein unbequemer Einfall,“ sagte

Fink; „wenn sie das Handwerk verstehen, können sie uns ausräuchern wie Dachse."

„Diese Schwelle ist von Stein und die dicke Thür ist hoch über dem Boden," sagte der Förster.

„Ich fürchte nicht die Flammen, sondern den Rauch und die Helle" entgegnete Fink; „wenn sie unsre Fenster erleuchten, so werden die Leute noch schlechter treffen. Unser Glück ist, daß die Herren auf englischen Sätteln, welche den Feind anführen, bis jetzt schwerlich andere Festungen eingenommen haben, als solche, die durch einen Unterrock verschanzt waren. Wir wollen alle Leute in's Vorderhaus werfen und hinten nur die nothwendigsten Wachen halten, und wollen Rebekka's Lüge vertrauen."

Neue Patronen wurden ausgetheilt und eine neue Eintheilung der Mannschaft vorgenommen, in die Thurmhallen des Unter- und Oberstocks und oben auf die Plattform wurde mehr Mannschaft gestellt, unten commandirte der Schmidt, im Oberstock Anton, der Förster blieb mit einem kleinen Trupp in Reserve. Und es war Zeit, denn wieder hörte man in der Ferne ein lautes Gesumm, Commandowörter, den Tritt der Heranziehenden und das Rollen von Wagen.

„Haltet die Kugel im Lauf," rief Fink, „und schießt nur auf das Volk, das sich an die Thür herandrängt."

Die Wagen mit dem Breterdach fuhren auf, wie vorher, ein polnisches Commando erklang und ein heftiges Feuer der Feinde begann, diesmal ausschließlich auf die verhängnißvolle Thür und die Fenster in der Nähe gerichtet. Wie mächtige Schläge donnerten die Kugeln an die Thür und das Mauerwerk, mehr als eine fand ihren Weg durch die Fensteröffnungen und schlug über den Häuptern der Vertheidiger an die Decke. Fink rief den Förster: „Sie sollen etwas wagen, Alter, stellen Sie Ihre Leute am Hinterthor auf, öffnen Sie die Pforte, schleichen Sie dicht am Haus herum und fassen Sie die Gesellen hinter den drei Wagen links, die sich zu nahe an das Haus gewagt haben, von der Seite. Rücken Sie ihnen nah

auf den Leib, Sie können die Mannschaft rasiren, wenn Sie gut zielen. Die Wagen haben keine Deckung, ehe das Gesindel von hinten herzuläuft, sind Sie wieder zurück. Seien Sie schnell und vorsichtig, ich gebe Ihnen mit der Pfeife ein Zeichen, wenn Sie aus dem Schatten der Mauer hervorbrechen sollen."

Der Förster nahm seine Leute zusammen und eilte in den Hof, Fink sprang in den Oberstock zu Anton. Immer heftiger wurde das Feuer der Feinde. „Diesmal wird es grimmiger Ernst," sagte Anton. „Auch unsere Leute gerathen in Hitze." „Dort kommt die Gefahr," rief Fink und wies durch die Mauerluke auf eine hohe unförmige Masse, welche sich langsam näher schob. Es war ein Erntewagen, breit und zu mächtiger Höhe beladen, der von unsichtbarer Hand regiert gerade auf die Mitte des Schlosses zufuhr. „Ein Brander! oben glänzen die gelben Strohschütten. Ihre Absicht ist klar, sie haben sich an die Deichsel gestemmt und stoßen den Wagen gegen die Thür. Jetzt gilt es zu zielen, keiner der Wichte, welche ihn heranstoßen, darf zurück." Er flog die Treppe zum Thurm hinauf und rief den Männern, die auf der Plattform postirt waren, zu: „Alles hängt jetzt von Euch ab; sobald Ihr die Leute seht, welche den Wagen dort vorwärts schieben, gebt Feuer; wo Ihr einen Schädel oder ein Bein erkennt, gebt Feuer. Wer an diesem Wagen stößt, muß getödtet werden."

Langsam kam der Wagen näher, Fink erhob den Doppellauf seiner Büchse und preßte den Kolben an die Wange. Zweimal zielte er und zweimal setzte er unzufrieden wieder ab. Der Wagen war so hoch beladen, daß es unmöglich wurde, die Gestalten, welche ihn fortschoben, zu erkennen. Es waren Augenblicke ängstlicher Spannung von beiden Seiten, auch das Feuer der Feinde hörte auf, alle Blicke hingen an dem friedlichen Wagen, der jetzt den erbitterten Streit zum tödtlichen Ende bringen sollte. Endlich wurde der Rücken der Hintersten, welche an der Spitze der Deichsel drückten, sichtbar.

Ein Doppelblitz fuhr aus Finks Büchse, zwei gellende Schreie wurden gehört, der Wagen blieb stehen, die Stoßenden drängten sich dicht an einander, man erkannte zwei dunkle Schatten am Boden. Fink lud, um seine Lippen schwebte ein wildes Lächeln. Ein wüthendes Schießen nach dem Thurm war die Antwort der Feinde. Einer der Leute auf dem Thurm wurde in die Brust geschossen, sein Gewehr fiel über die Mauer hinab und rasselte auf den Boden, der Mann stürzte zu Finks Füßen nieder. Fink warf einen halben Blick auf den Gefallenen und schlug die zweite Kugel in den Lauf. Da flogen einige Gestalten mit Windeseile aus der Dämmerung an den Wagen heran, ein kräftiger Zuruf wurde gehört, und wieder setzte sich die Maschine in Bewegung. „Brave Jungen," murmelte Fink, „sie sind dem Tode verfallen." Es wurde mehr von den Körpern an der Deichsel sichtbar. Wieder legte Fink an und dicht hintereinander flogen vom Thurm die tödtlichen Kugeln an die Deichsel des Wagens. Wieder ein Wehruf, aber der Wagen bewegte sich vorwärts. Nicht mehr dreißig Schritt war er von der Thür, es war die höchste Zeit. Da klang der gellende Ton der Knochenpfeife langgezogen durch die Nacht, aus den Fenstern des Oberstocks flog die feurige Salve, und von der linken Seite des Hauses erhob sich ein lautes Geschrei. Der Förster brach vor, ein Haufe dunkler Schatten stürzte gegen das Breterdach, das der Hausecke zunächst stand, ein Augenblick Handgemenge, einige Schüsse; erschreckt liefen die überfallenen Feinde von den Dächern zurück in das freie Feld. Zum dritten Mal traf der tödtliche Doppelblitz vom Thurme die Deichsel des Erntewagens, von panischem Schreck ergriffen stürzten auch aus seinem Schatten die Leute rückwärts nach der rettenden Finsterniß. Nicht zu ihrem Heil. Vom Thurme und aus den Fenstern des Oberstocks trafen verfolgende Kugeln die Schutzlosen. Die im Schlosse erkannten, daß mehr als einer zusammenbrach. Hinten erhob sich zorniges Geschrei, im Schnellschritt rückte eine dunkle Linie vor, ihre Flüchtlinge aufzunehmen. Ein allgemeines Feuer der Massen gegen das

Haus begann. Dann zog sich der Feind mit derselben Schnelligkeit zurück, mit der er vorgedrungen war, er zog die Gefallenen und die Breterwagen mit sich aus der Schußlinie. Nur der Brander, eine dunkle Masse, stand noch einige Schritt von der Thür. Das Feuer hörte auf, auf den tödtlichen Kampf folgte eine unheimliche Stille.

In der Halle des Oberstocks traf Anton mit Fink zusammen, gleich darauf kam der Förster. Schweigend suchte jeder der Freunde in dem matten Dämmerlicht zu erkennen, ob der Andere unverletzt vor ihm stand. „Vortrefflich gemacht, Förster," rief Fink. „Erbitten Sie Einlaß beim Freiherrn und statten Sie Bericht ab."

„Und bitten Sie Fräulein Lenore, Ihnen die Mittel zu einem Verband zu geben, wir haben Verluste gehabt," sagte Anton traurig und wies auf den Boden der Halle, wo an die Wand gelehnt zwei Männer saßen und stöhnten.

„Hier kommt noch ein dritter," antwortete Fink, auf einen dunklen Körper weisend, welcher langsam durch zwei Männer die Thurmtreppe herabgetragen wurde. „Ich fürchte, der Mann ist todt, er lag wie ein Stück Holz zu meinen Füßen."

„Wer ist es?" frug Anton schaudernd.

„Borowski, der Schneider," erwiederte halblaut einer der Träger.

„Welch' eine furchtbare Nacht!" rief Anton sich abwendend.

„Daran dürfen wir jetzt nicht denken," sagte Fink, „das Menschenleben ist nur etwas werth, wenn man den Gleichmuth hat, dasselbe bei passender Gelegenheit zu quittiren. Die Hauptsache ist, daß wir uns diese Brandfackel vom Halse gehalten haben; es ist nicht unmöglich, daß es den Schelmen noch gelingt, sie anzustecken, sie wird da, wo sie steht, wenig Schaden thun."

In diesem Moment glänzte ein heller Schein durch die Schießlöcher des Thurmes. Alles stürzte an die Fenster. Von dem abgewandten Theil des Wagens flammte ein blendendes

Licht auf, und mit einem plötzlichen Ruck krachte die schwere Masse an die Mauer des Hauses. Ein einzelner Mann sprang von dem Wagen zurück, ein Dutzend Gewehre flog im Nu gegen ihn in Anschlag.

„Halt!“ rief Fink mit durchdringender Stimme, „es ist zu spät, schont ihn, er ist ein Braver, das Unglück ist geschehen.“

„Merci, Monsieur; à revoir“, rief eine Stimme von unten, und der Mann sprang unverletzt vom Hause weg in die Finsterniß.

Im Nu stand der Wagen in Brand, aus dem Stroh und Reißig, womit er auf der Höhe beladen war, stiegen züngelnd die gelben Flammen, und durch die lodernde Gluth fuhren prasselnd weiße Feuergarben nach allen Richtungen auf. Das Haus war von plötzlichem Lichte erhellt, der Qualm drang massenhaft durch die zertrümmerten Fenster.

„Das ist Pulver,“ rief Fink. „Ruhig, ruhig, Ihr Männer. Wir halten die Feinde ab, wenn sie wieder eindringen; du, Anton, sieh, ob du das Feuer bewältigst.“

„Wasser!“ riefen die Leute, „dort brennt das Fensterkreuz.“ Und draußen erklang neuer Commandoruf, die Trommel wirbelte, und mit wildem Siegesgeschrei rückte der Feind in einer Tirailleurkette an das Haus. Von Neuem begann das Feuer der Belagerer, um das Löschen des Brandes zu verhindern. Aus dem Wasserbottich im Hofe wurde Wasser heraufgebracht und an die züngelnde Flamme des Fensters gegossen; es war eine gefährliche Arbeit, denn die Front des Hauses war erleuchtet, und auf jede Gestalt, welche sichtbar wurde, richteten sich die Schüsse der Tirailleure, welche immer kecker andrängten. Aengstlich sahen die Vertheidiger nach der Flamme und erwiederten nur unsicher das Feuer der Gegner. Auch die Wachen im Hofe sahen mehr hinter sich als nach vorn, die Unordnung wurde allgemein, der Augenblick der höchsten Gefahr war gekommen, Alles schien verloren.

Vom Thurme rief ein Mann herab: „Sie bringen kurze Leitern aus dem Dorf, man sieht die Aexte in ihrer Hand.“

„Sie wollen über den Breterzaun, sie schlagen die Fenster

im Unterstock ein," riefen die Männer erschrocken durcheinander. Der Förster stürzte nach dem Hof, Fink riß einige Männer in seiner Nähe fort nach dem Flügel des Hauses, auf welchen ein Haufe mit Leitern heranzog. Alles schrie durcheinander, selbst Finks drohender Zuruf drang nicht mehr in das Ohr der Leute.

Da eilten einige Männer mit Stangen aus dem Hofe an die Thür der Vorhalle. „Macht Platz!" rief eine stämmige Figur, „hier ist Schmiedearbeit." Der Mann riß die Riegel der Thür zurück, die Thüröffnung war vollständig geschlossen durch den brennenden Wagen. Mit der schweren Stange stieß der Schmidt trotz Rauch und Flammen aus Leibeskräften in das brennende Holz des Wagens. „Helft mir, Ihr Hasen," schrie er im zornigen Eifer.

„Er hat Recht," rief Anton, „heran, Ihr Männer!" Breter und Deichselstangen wurden herzugeschleppt, und in dem Qualm drangen die Männer unermüdlich vorwärts und drückten und stachen in die glühende Masse. Mehr als einmal mußten sie zurückweichen, aber immer wieder trieb der Schmidt in das Feuer hinein. Endlich gelang es dem Kunauer, als er nach oben stach, einzelne Garben von der Höhe herunterzuwerfen. Man sah durch die lodernde Flamme am Obertheil der Thür den dunkeln Nachthimmel, ein Luftzug entstand, der Rauch wurde weniger erstickend. „Jetzt haben wir die ganze Bescherung," schrie er triumphirend, ein brennendes Bund nach dem andern flog auf den Boden; dort brannten die einzelnen Flammenhäufchen unschädlich nieder. Immer schneller wurde der Wagen entladen, brennende Federbetten und Holzscheite fielen herab. Anton ließ die Thür zur Hälfte schließen, weil jetzt die feindlichen Kugeln durch die Flammen des Wagens schlugen, die Arbeiter mußten ihre Hebel von der Seite regieren. Die Wagenleitern fielen verkohlt herunter, und mit einem frohen Ruf setzten die Arbeiter ihre Stangen nebeneinander an das Wagengerüst und schoben die Trümmer des Wagens einige Schritt vom Thore ab. Die Thüre wurde

schnell wieder geschlossen und die Leute, schwarz wie Teufel, mit verbrannten Kleidern, wünschten einander laut Glück.

„Solche Nacht macht gute Freundschaft," rief der Schmidt vergnügt und ergriff in der Freude seines Herzens Antons Hand, die nicht weniger geschwärzt war, als die seine. — Unterdeß schmetterten die Aexte der Belagerer an den Verschlag mehrerer Fenster des Unterstocks, die abgelösten Breter krachten und Finks Stimme erscholl: „Schlagt sie mit dem Kolben hinunter!" Anton und der Schmidt warfen sich an die Fenster, durch welche die Belagerer einzudringen suchten. Auch dort war die gefährlichste Arbeit gethan, als sie herzurannten. Fink kam ihnen entgegen, die blutige Axt eines Insurgenten in der Hand, er schleuderte die Axt von sich und rief dem Haufen Antons entgegen: „Schlagt neue Breter an die Fenster, ich hoffe, die Schlächterei ist zu Ende."

Noch einige Salven von draußen und einzelne Schüsse vom Thurm, dann wurde es wieder still im Schloß und auf der Ebene; noch schimmerten die Wände des Hauses von röthlichem Licht, aber der Schein wurde matter und grauer. Draußen erhob sich der Wind und trieb den Rauch, der aus den Fenstern wirbelte und aus den verbrannten Trümmern vor der Thür aufstieg, die Mauern entlang in die Finsterniß. Die reine Nachtluft füllte wieder den Corridor und die Halle, und ruhig glänzte das Sternlicht herunter auf die Gesichter der Vertheidiger, auf tiefliegende Augen und bleiche Wangen. Die Kräfte der Kämpfenden waren erschöpft, im Hause, wie draußen auf dem Felde.

„Welche Stunde der Nacht ist?" frug Fink und trat zu Anton, der durch die Schießlöcher der Halle die Bewegungen des Feindes beobachtete. „Mitternacht vorüber," erwiederte Anton. Sie stiegen zum Thurme hinauf und sahen in der Runde umher. Der Anger um das Schloß war leer. „Sie haben sich schlafen gelegt, die Guten," sagte Fink, „auch die Feuer dort unten verglühen, aus dem Dorf klingen noch einzelne Stimmen herüber. Nur die Schatten dort zeigen an,

daß wir umstellt sind. Sie haben eine Postenkette in weitem Bogen rings um das Haus geführt, das sind unsere Nachtwächter. Wir haben einige Stunden Friede vor uns. Und da wir morgen bei Tageslicht schwerlich ausschlafen werden, müssen unsere Leute diese Stunden benutzen. Laß nur die nöthigsten Wachen stehen, und die Posten in zwei Stunden ablösen. Wenn du nichts dawider hast, geh' auch ich zu Bett. Laß mich wecken, sobald sich draußen etwas regt. Die Nachtposten wirst du sehr gut besorgen, das weiß ich." So wandte sich Fink ab und ging in sein Zimmer, wo er sich auf das Bett warf und nach einigen Augenblicken ruhig einschlief. Anton eilte in die Wachtstube, vertheilte mit dem Förster die Posten und bestimmte die Reihenfolge der Ablösung. „Ich schlafe doch nicht," sagte der Alte „erstens in meinen Jahren und dann als Jäger; ich will, wenn's Ihnen recht ist, die Nachtwache anführen und überall zum Rechten sehen."

Noch einmal sah Anton in den Hof und die Ställe, auch hier war die Ruhe eingekehrt, nur die Pferde schlugen unruhig mit den Hufen auf den harten Boden. Leise öffnete Anton die Thür der Frauenstuben, dort in dem zweiten Zimmer hatte man die Verwundeten niedergelegt. Als Anton eintrat, saß Lenore auf einem Schemel neben dem Strohlager, zu ihren Füßen zwei der fremden Frauen. Er beugte sich über das Lager der Verwundeten, die farblosen Gesichter und das verworrene Haar der Armen stachen grell ab gegen die weißen Kissen, welche Lenore von ihrem Bett gerafft hatte. „Wie steht's mit ihnen?" frug Anton leise. „Wir haben versucht, die Wunden zu verbinden," erwiederte Lenore, „der Förster sagt, daß Beide Hoffnung geben."

„Dann," fuhr Anton fort, „überlassen Sie den Frauen die Pflege und benutzen auch Sie die Stunden der Ruhe."

„Sprechen Sie mir nicht von Ruhe," sprach Lenore aufstehend, „Sie sind in dem Zimmer des Todes." Sie faßte ihn bei der Hand und führte ihn in die andere Ecke dort

zog sie an einem dunkeln Mantel und wies auf eine menschliche Gestalt, welche darunter lag.

„Er ist todt!" sagte sie mit klangloser Stimme; „als ich ihn mit diesen Händen aufrichtete, ist er gestorben. An meinem Kleide hängt sein Blut, und es ist nicht das einzige, das heut vergossen worden. Ich bin es gewesen," rief sie mit wildem Ausdruck und drückte krampfhaft Antons Hand, „ich habe den Anfang gemacht mit diesem Blutvergießen. Wie ich den Fluch ertragen soll, weiß ich nicht, wie ich nach dem heutigen Tag leben werde, weiß ich nicht. Wenn ich noch wohin gehöre in der Welt, so ist es in dieses Zimmer. Lassen Sie mich hier, Wohlfart, und sorgen Sie nicht mehr um mich."

Sie wandte sich ab und setzte sich wieder auf den Schemel an das Strohlager. Anton deckte den Mantel über den todten Mann und verließ schweigend das Zimmer.

Er ging nach der Wachtstube und ergriff sein Gewehr. „Ich gehe auf den Thurm, Förster," sagte er.

„Jeder hat seine eigene Art," brummte der Alte. „Der Andere ist klüger, er schläft aus. Aber es wird frisch dort oben, ohne Mantel soll er nicht bleiben." Er schickte einen Mann mit einem Bauermantel hinauf und befahl ihm, bei dem Herrn oben zu warten. Anton ließ den Mann zum Schlaf niedersetzen und wickelte sich in die warme Hülle. So saß er schweigend und stützte sein Haupt an die Mauer, über welche sich Lenore gebeugt hatte, als sie hinunterschoß. Und seine Gedanken flogen über die Ebene fort, aus der finstern Gegenwart in die unsichere Zukunft. Er sah über den Kreis der feindlichen Wachen und über den dunkeln Ring der Kieferwälder, welche ihn hier gefangen hielten und ihn fest banden an Verhältnisse, die ihm jetzt so fremd und abenteuerlich vorkamen, als läse er sie ab aus einem Buch. Sein eigenes Schicksal betrachtete er mit müdem Blick gleichmüthig, wie ein fremdes; und ruhig konnte er hineinblicken in die Tiefen seiner Seele, die ihm sonst das wogende Gefühl des Tages verbarg. Er sah sein vergangenes Leben vor sich vorüberziehen, die

Gestalt der Edeldame auf dem Balcon ihres Schlosses, das schöne Mädchen auf dem Kahn unter ihren Schwänen, den Kerzenglanz im Tanzsalon, die traurige Stunde, wo die Edelfrau ihren Schmuck in seine Hände legte, alle Augenblicke, wo Lenorens Auge so liebevoll das seine gesucht hatte, alle diese Zeiten sah er vor sich und deutlich erkannte er den Zauber, den sie um ihn gelegt hatten, Alles, was seine Phantasie gefesselt hatte, sein Urtheil bestochen, seinem Selbstgefühl geschmeichelt, das erschien ihm jetzt als eine Täuschung.

Ein Irrthum war's seiner kindischen Seele, den die Eitelkeit groß gezogen hatte. Ach schon längst war der glänzende Schein zerronnen, der dem armen Sohn des Calculators das Leben der Ritterfamilie stark, edel, begehrungswerth gezeigt hatte. Ein anderes Gefühl war an die Stelle getreten, ein reineres, eine zärtliche Freundschaft zu der Einzigen, die in dem Kreise sich stark erhalten hatte, als die Andern zerbrachen. Und jetzt löste auch sie sich von ihm. Er fühlte, daß es so war und immer mehr geschehen mußte. Er fühlte das in dieser Stunde ohne Schmerz, als etwas Natürliches, was nicht anders kommen konnte. Und er fühlte, daß er selbst dadurch frei wurde von den Banden, welche ihn hier fest hielten. Er erhob sein Haupt und sah über die Wälder hinüber in die Ferne. Er schalt sich selbst, daß ihm dieser Verlust nicht mehr Schmerzen bereitete, und gleich darauf, daß er einen Verlust fühlte. War im Grunde seiner Seele doch ein stilles Begehren gewesen, er hatte das schöne Mädchen für seine Zukunft zu erwerben gedacht, er hatte davon geträumt, in der Familie, für die er jetzt arbeitete, heimisch zu werden für immer! Wenn er in einzelnen Stunden der Schwäche dies Gefühl gehabt hatte, jetzt verurtheilte er es. Er war nicht immer gut gewesen, er hatte im Stillen eigennützig auch an sich gedacht, wenn er Lenore ansah. Das war unrecht gewesen, und ihm geschah sein Recht, daß er jetzt allein stand unter Fremden, in Verhältnissen, die ihn wund drückten, weil sie nicht klar waren, in einer Lage, aus der auch sein Ent-

schluß ihn nicht lösen konnte, nicht jetzt, und schwerlich in der nächsten Zukunft.

Und doch fühlte er sich frei. „Ich werde meine Pflicht thun und nur für ihr Glück sorgen," sagte er laut. — Aber ihr Glück? Er dachte an Fink und an das Wesen des Freundes, das ihm selbst immer wieder imponirte und ihn so oft ärgerte. Würde er sie wieder lieben, und würde er sich fesseln lassen in diesen Verhältnissen? „Arme Lenore!" seufzte er.

So stand Anton, bis der helle Schein vom Nordrand des Horizonts herüberzog auf Osten zu, und von dort ein fahles Grau am Himmel aufstieg, der schauerbringende Vorbote der Morgensonne. Da sah Anton noch einmal auf die Landschaft um sich herum, schon konnte er die Wachen der Landleute zählen, die zu Zweien das Schloß umstanden; hier und da blinkte ein Sensenspieß in hellerem Licht. Anton beugte sich nieder und weckte den Mann, der neben der Blutlache des getödteten Kameraden eingeschlafen war, dann stieg er herunter in die Wachtstube, warf sich auf das Stroh, das ihm der Förster sorgsam auseinander schüttelte, und schlief ein, gerade, als die Lerche aus dem feuchten Boden aufflog, um durch ihren fröhlichen Ruf die Sonne herbeizuholen.

V.

Nach einer Stunde weckte der Förster den Schlafenden. Anton fuhr auf und sah verdutzt in die fremdartige Umgebung.

„Es ist fast Sünde, Sie zu stören," sagte der ehrliche Alte; „draußen ist Alles ruhig, nur die Reiterei der Feinde ist auf dem Wege nach Rosmin abgezogen."

„Abgezogen?" rief Anton, „so sind wir frei."

„Bis auf das Fußvolk," sagte der Förster, „es kommen immer noch zwei auf einen von uns. Sie halten uns fest. — Und noch etwas habe ich zu sagen. In der Tonne ist kein Wasser mehr. Die Hälfte haben unsere Leute ausgetrunken, das Uebrige ist in's Feuer gegossen. Ich für meinen Theil mache mir nichts aus dem Getränk, aber das Schloß ist voll Menschen, ohne einen Trank werden sie schwerlich den Tag aushalten."

Anton sprang auf. „Das war ein schlechter Morgengruß, mein Alter."

„Der Brunnen ist cassirt," fuhr der Alte fort, „aber wenn wir jetzt eine von den Frauen an den Bach schickten? Die Wachen würden den Weibern nicht viel thun, vielleicht würden sie ihnen nicht wehren, einige Eimer Wasser zu holen."

„Einige Eimer," sagte Anton, „die werden uns wenig nützen."

„Es ist doch etwas für's Herz," erwiederte der Alte, „man müßte's eintheilen. Wenn die Rebekka hier wäre, die schaffte uns Wasser. So müssen wir es mit einer Andern wagen. Die Sacramenter dort sind nicht schlecht gegen Frauenzimmer, wenn nämlich diese Dreistigkeit haben. Wenn es Ihnen recht ist, will ich's mit einem von unsern Bälgern versuchen."

Der Förster rief in die Küche hinunter: „Suska!" Das Polenkind sprang aus dem Souterrain herauf.

„Höre, Suska," sagte der Förster bedächtig, „wenn der Herr Baron aufwacht, wird er frisches Wasser verlangen; das Wasser im Schlosse ist zu Ende, zum Trinken haben wir Bier und Schnaps genug, aber welcher Christenmensch kann sich in Bier die Hände waschen? Nimm schnell die Eimer und hole uns Wasser, lauf hinunter zum Bach, du wirst schon mit den Nachbarn dort fertig werden. Schwatze aber nicht lange mit ihnen, sonst kriegen wir ein Donnerwetter vom Herrn. — Und hör', frage die Nachbarn doch, wozu sie noch mit ihren Spießen dastehn, ihre Reiter sind ja schon ab-

geritten. Wir haben nichts dawider, wenn die dort unten sich auch fortmachen."

Willig ergriff das Mädchen die Wassereimer, der Förster öffnete die Hofthür und die Kleine trabte dem Wasser zu. Mit unruhiger Erwartung sah ihr Anton nach. Das Mädchen kam bis an den Bach, ungehindert und ohne sich um den Posten zu kümmern, der etwa zwanzig Schritt vor ihr stand und ihr neugierig zusah. Endlich ging einer der Sensenmänner auf sie zu, das Mädchen setzte den Eimer zu Boden, schlug die Arme übereinander, und beide fingen eine friedliche Unterhaltung an. Zuletzt ergriff der Sensenmann die Eimer, bückte sich selbst zum Wasser hinunter und reichte die gefüllten dem Mädchen. Langsam brachte die Kleine ihre vollen Eimer zurück, der Förster öffnete wieder das Thor und sagte schmunzelnd: „Brav, Susanne. Was hat denn die Wache mit dir gesprochen?"

„Dumme Dinge," erwiederte das Mädchen erröthend, „er hat mir gesagt, ich soll ihm und seinen Kameraden das Thor aufmachen, wenn sie wieder an das Schloß kommen."

„Wenn's weiter nichts war," sagte der Förster schlau. „Also sie wollen wieder an das Schloß?"

„Freilich wollen sie," sagte die Kleine, „die Reiter sind gegen das Militär nach Rosmin gezogen; wenn sie zurückkehren, laufen sie alle zusammen gegen das Schloß, sagte der Mann."

„Wir werden sie schwerlich hereinlassen," erwiederte der Förster, „keiner soll zum Thor herein, als dein Schatz dort unten. Du hast's ihm doch versprochen, wenn er allein kommt und bei der Nacht?"

„Nein," antwortete Susanne aufgebracht, „aber ich durfte doch nicht böse sein."

„Vielleicht können wir's zum zweitenmal probiren," frug der Förster auf Anton blickend.

„Ich zweifle," erwiederte dieser; „dort reitet einer der Offiziere an den Posten heran; der arme Bursch wird für

seinen Ritterdienst einen rauhen Morgengruß erhalten. Kommt her, wir theilen den kleinen Vorrath. Der erste Eimer zur Hälfte für die Herrschaft, zur Hälfte für uns Männer, der zweite zu einer Morgensuppe für die Frauen und Kinder." Er goß selbst das Wasser in die verschiedenen Gefäße und stellte den Schmidt als Wächter dazu. Beim Eingießen sagte er zu dem Förster: „Das ist die schwerste Arbeit, die wir während der Belagerung gehabt haben. Noch weiß ich nicht, wie wir den Tag aushalten wollen."

„Es geht Vieles," erwiederte tröstend der Förster.

Ein heller Frühlingstag begann, wolkenlos stieg die Sonne hinter dem Wirthschaftshofe herauf, bald erwärmte ihr milder Strahl die Luft, welche feucht um die Mauern des Schlosses lag. Die Leute suchten die sonnige Ecke des Hofes, in kleinen Gruppen saßen die Männer mit ihren Frauen und Kindern zusammen, alle zeigten gute Zuversicht. Anton trat unter sie: „Wir müssen uns gedulden bis Mittag, vielleicht bis Nachmittag, dann kommen unsere Soldaten."

„Wenn die drüben nicht mehr thun, als jetzt, so können wir's ruhig ansehn," erwiederte der Schmidt, „sie stehn so hölzern wie eingegrabene Zaunpfähle."

„Sie haben gestern ihre Courage verloren," sagte ein Anderer verächtlich.

„Es war Strohfeuer, der Schmidt hat ihnen die Bündel vom Wagen geworfen, sie haben nichts mehr zuzusetzen," rief ein Dritter.

Der Schmidt schlug die Arme übereinander und lächelte stolz, und vergnügt sah seine Frau zu ihm auf.

Jetzt wurde es in dem obern Stock lebendig, der Freiherr klingelte und forderte Bericht. Anton eilte hinauf, ihm und den Damen zu erzählen, dann trat er in Finks Zimmer und weckte den Freund, der noch im festen Schlummer lag.

„Guten Morgen, Tony," rief Fink und dehnte sich behaglich; „ich komme im Augenblick herunter. Wenn du mir durch deine Connexionen etwas Wasser verschaffen könntest, würde ich dir sehr dankbar sein."

„Ich will dir eine Flasche Wein aus dem Keller holen," erwiederte Anton; „du mußt dich heut mit Wein waschen."

„Hui!" rief Fink, „steht es so? Es ist doch wenigstens kein Rothwein?"

„Wir haben überhaupt nur wenige Flaschen," fuhr Anton fort.

„Du bist ein Unglücksrabe," sagte Fink seine Stiefeln suchend, „um so mehr Bier wird in Euern Kellern sein."

„Gerade so viel, als zu einem Trunk für die Mannschaft reicht; ein Fäßchen Branntwein ist jetzt unser größter Schatz."

Fink pfiff die Melodie des Dessauers. „Siehst du wohl, mein Sohn, daß deine Zärtlichkeit für die Frauen und Kinder ein wenig sentimental war? Ich sehe dich im Geiste vor mir, wie du mit aufgestreiften Hembärmeln die magere Kuh schlachtest und mit deiner alten Gewissenhaftigkeit dem hungernden Volk bissenweis in den Mund steckst. Du in der Mitte, fünfzig aufgesperrte Mäuler um dich herum. Binde dir nur gleich ein Dutzend Birkenruthen, in wenigen Stunden wird ein Geschrei hungernder Kinder zum Himmel aufsteigen, und du wirst genöthigt sein, trotz deiner Menschenliebe die ganze Bande auszuhauen. Uebrigens denke ich, wir haben uns gestern nicht schlecht gehalten, ich habe ausgeschlafen, und so mögen heut die Dinge gehn, wie sie können. Und jetzt laß uns nach dem Feinde sehn." Die Freunde stiegen auf den Thurm, Anton berichtete, was er erfahren hatte, Fink untersuchte sorgfältig die Postenkette und sah mit dem Fernrohr die hellen Bänder der Feldwege entlang, bis dahin, wo der dunkle Wald sie verdeckte. „Unsere Lage ist zu friedlich, um trostreich zu sein," sagte er endlich, das Rohr zusammenschiebend.

„Sie wollen uns aushungern," sagte Anton ernst.

„Ich traue ihnen diese Schlauheit zu, und sie calculiren nicht schlecht, denn im Vertrauen, ich habe starken Zweifel, ob wir auf Entsatz hoffen dürfen."

„Auf Karl können wir uns verlassen," sagte Anton.

„Auf meinen Braunen auch,“ erwiederte Fink; „aber es ist wohl möglich, daß mein armer Blackfoot in diesem Augenblicke bereits das Unglück hat, das Gesäß irgend eines Insurgenten zu tragen. Ob Junker Karl nicht einem der Haufen, welche sicher in der ganzen Gegend umherschwärmen, in die Hände gefallen ist, oder überhaupt die Regulären aufgefunden hat, ob diese ferner Lust haben, uns zu Hülfe zu marschiren, ob sie endlich den Witz haben, zu rechter Zeit anzukommen, und ob sie zu allerletzt stark genug sind, die Schaar, welche ihnen den Weg zu uns verlegt, zu zerstreuen, das, mein Junge, sind alles Fragen, welche wohl aufgeworfen werden dürfen, und ich will lieber alle Brombeeren der Welt aufessen, als eine fröhliche Antwort darauf geben.“

„Wir könnten's mit einem Ausfall versuchen, freilich er würde blutig werden,“ erwiederte Anton.

„Bah,“ sagte Fink. „Aber was schlimmer ist, er würde nichts nutzen. Einen Haufen werfen wir vielleicht, die nächste Stunde ist ein anderer da. Nur siegreicher Entsatz kann uns aus der Klemme helfen. So lange wir in diesen Mauern unser Hausrecht wahren, sind wir stark, auf freiem Feld mit Weibern und Kindern werden wir von einem Dutzend Reiter überrannt.“

„Warten wir's also ab,“ sagte Anton finster.

„Weise gesprochen, der ganze Witz des Lebens ist zuletzt der, daß man sich und Andern keine Fragen vorlegt, die nicht zu beantworten sind. Die Sache droht langweilig zu werden.“

So stiegen die Freunde wieder herab und so verstrich Stunde auf Stunde, langsame Stunden bleierner Unthätigkeit. Bald sah Anton, bald Fink mit dem Fernrohr nach den Oeffnungen des Waldes, es war wenig Auffallendes zu sehen, Patrouillen der Feinde kamen und gingen, bewaffnete Haufen von Landleuten zogen dem Dorfe zu und wurden nach verschiedenen Richtungen wieder abgesandt, die Postenkette wurde regelmäßig revidirt und alle zwei Stunden abgelöst. Die Belagerer waren beschäftigt, die Dörfer der Umgegend zu durch-

suchen und zu entwaffnen, um die im Schloß zuletzt mit vereinter Kraft anzugreifen. Die Deutschen waren in ihrem Steinbau umstellt wie ein wildes Thier in seinem Lager, und die Jäger warteten mit ruhiger Sicherheit die Stunde ab, wo der Hunger oder Feuer und Waffen die Bezwungenen heraustreiben mußten.

Unterdeß versuchte Fink, die Leute zu beschäftigen, die Männer mußten Waffen und Armatur reinigen und putzen, sie mußten antreten und Fink untersuchte selbst die einzelnen Gewehre; darauf wurde Pulver und Blei vertheilt, Kugeln gegossen und Patronen gemacht. Die Frauen wies Anton an, Haus und Hof zu reinigen, so weit dies ohne Wasser möglich war. Das hatte die gute Wirkung, die Eingeschlossenen durch einige Stunden in Thätigkeit zu erhalten.

Die Sonne stieg höher und die Luft trug von dem nächsten Dorf das leise Bimmeln der Glocke herüber. „Die erste Mahlzeit ist spärlich genug ausgefallen," sagte Anton zu seinem Kameraden, „die Kartoffeln sind in der Asche gebraten, auch Fleisch und Speck sind zu Ende, die Köchin kann das Mehl nicht mehr verbacken, es fehlt wieder an Wasser."

„So lange wir die Milchkuh im Stall haben," erwiederte Fink, „besitzen wir immer noch einen Schatz, den wir dem hungrigen Volk vorzeigen können. Dann bleiben noch die Mäuse des Schlosses und zuletzt unsere Stiefeln. Wer in diesem Lande verurtheilt war, bisweilen Beefsteak zu essen, der kann Stiefelleder für kein zähes Gericht halten."

Der Förster unterbrach das Gespräch mit der Meldung: „Ein einzelner Reiter kommt vom Wirthschaftshof auf das Schloß zu, hinter ihm geht ein Frauenzimmer; ich wette, es ist die Rebekka."

Der Reiter näherte sich, ein weißes Taschentuch schwenkend, der Thür in der Vorhalle, er hielt neben den verkohlten Trümmern des Erntewagens und sah nach den Fenstern des Oberstocks. Es war der Parlamentär vom Tage zuvor.

„Wir wollen nicht so unhöflich sein, den Herrn warten

zu lassen," sagte Fink, schob den Riegel zurück und trat unbewaffnet auf die Schwelle. Der Pole grüßte schweigend, Fink lüftete seine Mütze.

„Ich habe Ihnen gestern Abend gesagt," begann der Reiter, „daß ich heut das Vergnügen haben würde, Sie wieder zu sehen."

„Ei," erwiederte Fink, „Sie selbst waren der Herr, der uns den Rauch verursachte. Es war Schade um den Erntewagen."

„Sie haben gestern Ihre Leute verhindert, auf mich zu feuern," fuhr der Pole in deutscher Sprache mit hartem Accent fort, „ich bin Ihnen dankbar dafür und möchte Ihnen meine Erkenntlichkeit beweisen. Wie ich höre, sind Damen in diesem Hause, das Mädchen bringt ihnen Milch. Wir wissen, daß man hier im Schloß kein Wasser hat, und ich wünsche nicht, daß die Damen durch unsern Streit zu Entbehrungen genöthigt werden."

„Du Racker," murmelte der Förster.

„Wenn Sie mir erlauben, Ihnen für die Milch einige Flaschen Wein aus unserm Keller zurückzugeben, so nehme ich Ihr Geschenk mit Dank an," erwiederte Fink. „Ich setze voraus, daß Ihnen in der Schenke diese Flüssigkeit ebenfalls nicht im Ueberfluß zu Gebote stehen wird."

„Es ist gut," sagte der Pole lächelnd. Rebekka eilte mit ihrem Krug nach der Pforte des Hofraums, gab die Milch ab und empfing durch den brummenden Förster die Flaschen mit Wein. Der Pole aber fuhr fort: „Wenn Sie auch mit Wein versehen sind, so kann dieser doch nicht das Wasser ersetzen, Ihre Garnison ist zahlreich, und wir hören, daß Sie viele Frauen und Kinder im Hause haben."

„Ich werde es für kein Unglück halten," erwiederte Fink, „wenn die Frauen und Kinder einige Tage mit uns Männern Wein trinken, bis Sie uns den Gefallen erweisen, um den ich Sie schon gestern ersuchte, dies Gut und den Brunnen drüben zu verlassen."

„Hoffen Sie nicht darauf, mein Herr,“ sagte der Pole ernst, „wir werden jede Gewalt anwenden, Sie zu entwaffnen; wir wissen jetzt, daß Sie keine Artillerie haben, und es ist uns jede Stunde möglich, den Eingang in dies Haus zu erzwingen. Sie haben sich aber als tapfere Männer gehalten, und wir wünschen nicht weiter zu gehen, als wir müssen.“

„Vorsichtig und verständig,“ versetzte Fink beistimmend.

„Deßhalb mache ich Ihnen einen Vorschlag, der Ihr Ehrgefühl nicht verletzen wird. Sie haben auf keinen Entsatz zu hoffen. Zwischen Ihrem Militär und diesem Dorf steht ein starkes Corps unserer Truppen, ein Zusammenstoß beider Armeen ist an den nächsten Tagen einige Meilen von hier zu erwarten, und Ihre Commandeurs sind deßhalb außer Stande, einzelne Corps zu detachiren. Ich sage Ihnen keine Neuigkeit, denn Sie wissen das so gut als wir selbst. Und so verbürge ich Ihnen und Allen, welche in diesem Hause sind, bei meinem Ehrenwort freien Abzug, wenn Sie Ihre Waffen und das Schloß übergeben. Wir sind bereit, Sie und die Damen durch eine Escorte in jeder Richtung, welche Sie wünschen, so weit zu geleiten, als wir das Terrain behaupten.“

Fink erwiederte ernsthafter, als er bis dahin gewesen: „Darf ich fragen, aus wessen Munde das Ehrenwort kommt, das mir soeben gegeben wurde?“

„Obrist Zlotowsky,“ erwiederte der Reiter sich leicht verneigend.

„Ihr Vorschlag, mein Herr,“ entgegnete Fink, „verpflichtet uns zu Dank. Ich setze keinen Zweifel in die Aufrichtigkeit Ihres Anerbietens und will auch annehmen, daß Ihr Einfluß auf die Männer, welche Sie begleiten, groß genug ist, um diese Bedingungen aufrecht zu erhalten. Da ich aber nicht selbst des Hauses Herr bin, so muß ich diesem Ihre Vorschläge mittheilen.“

„Ich warte,“ erwiederte der Pole, ritt auf eine Entfernung von dreißig Schritt zurück und hielt der Thür gegenüber still.

Fink schloß die Thür und sagte zu Anton: „Schnell zum Freiherrn! Was ist deine Meinung?“

„Aushalten,“ erwiederte Anton.

Sie trafen den Freiherrn in seinem Zimmer, den Kopf in seine Hände gestützt, mit verstörtem Gesicht, ein Bild des Leidens und nervöser Unruhe. Fink trug ihm das Anerbieten des Polen vor und bat um seine Entscheidung.

Der Freiherr erwiederte: „Ich habe bis jetzt vielleicht mehr gelitten, als irgend einer der Braven, welche in diesem Hause ihr Leben gewagt haben. Es ist ein furchtbares Gefühl, hülflos dazusitzen, wo die Ehre gebietet, in der vordersten Reihe zu stehen. Aber eben deßhalb habe ich kein Recht, Ihnen Vorschriften zu machen. Wer außer Stande ist, zu kämpfen, hat auch kein Recht, zu bestimmen, wann der Kampf aufhören soll. Ja ich habe kaum das Recht, Ihnen meine Ansicht zu sagen, weil ich fürchte, daß sie für Ihren hochherzigen Sinn bestimmend sein würde. Außerdem kenne ich Unglücklicher nicht die Leute, welche mich vertheidigen, ich habe kein Urtheil über ihre Stimmung und über ihre Kraft. Ich überlasse Ihnen Alles und lege das Schicksal der Meinen vertrauend in Ihre Hand. Der Himmel möge Ihnen vergelten, was Sie für mich thun. Nicht für mich, um Gottes willen nicht für mich, das Opfer wäre zu groß,“ rief der erregte Mann, erhob seine gefalteten Hände und starrte mit den glanzlosen Augen in die Höhe; „denken Sie an nichts als an die Sache, welche wir vertheidigen.“

„Wenn Sie uns ein so hohes Vertrauen schenken,“ sagte Fink mit ritterlicher Haltung, „so sind wir entschlossen, Ihr Schloß zu halten, so lange wir noch eine schwache Hoffnung auf Entsatz haben. Unterdeß sind ernste Zufälle möglich, die Weigerung unserer Leute, sich ferner zu schlagen, oder das gewaltsame Eindringen der Feinde.“

„Meine Frau und Tochter bitten, wie ich, daß Sie in dieser Stunde auf ihr Wohl keine Rücksicht nehmen. Sehen Sie, meine Herren,“ rief der Freiherr seine Arme aus-

streckend, „die Ehre eines alten Soldaten liegt in Ihrer Hand."

Beide Männer verneigten sich tief vor dem Blinden und verließen das Zimmer. „Es ist doch Ehre in den Leuten," sagte Fink auf dem Wege mit dem Kopfe nickend. Er öffnete die Thür, der Offizier ritt heran.

„Der Freiherr von Rothsattel dankt Ihnen für Ihr Anerbieten, er ist entschlossen, sein Haus und das Eigenthum derer, welche sich ihm anvertraut haben, gegen Ihre Angriffe zu vertheidigen bis zum Aeußersten. Wir nehmen Ihren Vorschlag nicht an."

„So tragen Sie die Folgen," rief der Reiter zurück, „und die Verantwortung für Alles, was jetzt geschehen muß."

„Ich übernehme die Verantwortung," sagte Fink. „An Sie aber noch eine Bitte. Es sind außer den Frauen und Kindern der Landleute zwei Damen in diesem Schloß, die Gemahlin und Tochter des Freiherrn von Rothsattel; wenn ein Zufall Ihnen doch Gelegenheit geben sollte, die Räume dieses Hauses zu betreten, so empfehle ich die Wehrlosen Ihrem ritterlichen Schutz."

„Ich bin ein Pole!" rief der Reiter stolz, sich auf seinem Pferde erhebend. Er nahm den Hut ab und ritt in kurzem Galopp nach dem Wirthschaftshofe zurück.

„Er sieht aus wie ein kühner Bursch," sagte Fink sich umwendend zu den Leuten, welche aus der Wachtstube herzugeeilt waren. „Aber meine Männer, wenn man die Wahl hat, ob man sich verlassen soll auf die Versprechungen eines Feindes, oder auf dies kleine Rohr von Eisen, so bin ich allemal der Meinung, daß man sich am besten dem vertraut, was man in der Hand hält." Er schüttelte sein Gewehr. „Der Pole verspricht uns freien Abzug, weil er weiß, daß in ein Paar Stunden seine Bande vor unsern Soldaten auseinanderlaufen wird. Wir wären für ihn ein guter Bissen, an die dreißig Gewehre! Und wenn die Reiter kämen und uns nicht in dem Hause fänden, zu dem wir sie gerufen, sondern dies

Gesindel mit seinen Krötenspießen, sie würden uns ein schönes Donnerwetter nachschicken, und wir hätten den Schimpf für immer."

„Ob er es ehrlich gemeint hat?" frug einer der Leute zögernd.

Fink faßte den Mann vertraulich an der Klappe seines Rockes: „Ich glaube, daß er es ehrlich meint, mein Junge, aber ich frage Euch, wie weit reicht bei diesem Volk der Gehorsam? Wir wären noch nicht hinter der Waldecke dort unten, so käm' ein anderer Haufe über uns, und die Weiber und Eure Sachen würden vor unsern Augen maltraitirt. Und deßwegen calculire ich, thun wir am besten, wenn wir ihnen die Zähne zeigen."

Lebhafte Beistimmung der Hörer erfolgte, und einige Hoch! auf die jungen Herrn im Schlosse wurden ausgebracht.

„Wir danken," sagte Fink, „und jetzt Alle auf Posten, Ihr Männer, denn es kann wohl kommen, daß sie sich wieder blutige Köpfe holen. — Das hält sie auf eine Stunde hin," fuhr er zu Anton gewandt fort. „Ich glaube nicht an einen Angriff bei Tage, aber auf Posten stehen ist besser für sie, als die Köpfe zusammenstecken. Bei alle dem ist quer, daß die Leute diese Verhandlung angehört haben."

Auch der strenge Dienst, den Fink jetzt einrichtete, vermochte nicht die Entmuthigung aufzuhalten, welche allmälig, je weiter die Sonne am Himmel stieg, über die kleine Garnison kam. Die Worte des Polen waren von Vielen gehört worden, auch die Weiber hatten neugierig ihre Thür geöffnet und sich in die Halle gedrängt. Leise, nach und nach fiel die Furcht in die Herzen und ansteckend wie eine Krankheit erfaßte sie Einen nach dem Andern. In der Frauenstube brach sie aus. Plötzlich empfanden Einzelne eine große Sehnsucht nach Wasser, sie klagten über Durst, zuerst schüchtern, dann lauter, sie drängten sich an der Thür der Küche zusammen und begannen laut zu schluchzen. Nicht lange, so schrieen alle Kinder nach Wasser, und Viele, die unter andern Umständen nicht

an Trinken gedacht hätten, fühlten sich unsäglich elend. Anton ließ die letzten Flaschen Wein aus dem Keller holen, zerschnitt das letzte Brod, tauchte jedem Einzelnen einige Bissen in den Wein ein, bis sie ganz durchgeweicht waren, und vertheilte sie mit der ernsthaften Versicherung, dies sei das beste Mittel gegen Durst, wenn man das in den Mund stecke, so sei man einen ganzen Tag lang nicht im Stande, Wasser zu trinken, und wenn man Geld dafür bekomme. Das half auf eine Weile, aber die Angst fand andere Thüren, durch welche sie sich einschlich. Manche überlegten, was sie denn zu verlieren hätten, wenn sie ein altes Gewehr abgäben und dafür die Freiheit erhielten und das Recht, überall hinzugehen, wohin sie wollten. Diese Ansicht wurde vorläufig durch den Förster bekämpft, der sich in die Mitte der Wachtstube stellte und entschlossen erwiederte: „Ich will Euch sagen, Gottlieb Fitzner, und Euch, Ihr dicker Bökel, daß das Weggeben des Gewehrs für uns Alle eine Kleinigkeit ist, es ist nur der Uebelstand dabei, daß der von Euch, der auf diesen canailleusen Gedanken käme, ein ganz gemeiner feiger Schuft wäre, vor dem ich alle Tage ausspucken würde, so oft ich ihn träfe.“ Darauf gaben Fitzner und Bökel dem Förster eifrig Recht, und Bökel erklärte, er werde es mit jedem solchen Kerl eben so machen, wie der Förster. Und auch diese Gefahr war beseitigt. Aber die abgelösten Wachen blieben in unruhiger Unterhaltung. Die Streitkräfte des Schlosses wurden mit denen des Feindes verglichen; endlich wurde die geringe Stärke des Pfahlwerks im Hofe der herrschende Gegenstand einer furchtsamen Kritik. Es war klar, daß dort der nächste Angriff erfolgen würde, und auch die Beherzten nahmen an, daß der Bohlenzaun nur geringen Widerstand leisten könnte. Sogar der treue Schmidt schüttelte mit der Hand an dem Zaun und fand keinen Gefallen an der Art, wie er zusammengenagelt war. In den Mittagstunden waren diese Anfälle von Zaghaftigkeit noch nicht gefährlich, denn der größte Theil der Männer erwartete, das Gewehr in der Hand, jeden Augenblick den Anmarsch des

Feindes. Als sich aber die Sonne von ihrer Höhe neigte, ohne daß ein Angriff erfolgte und ohne daß der Posten auf dem Thurm den Entsatz meldete, da wirkten Thatlosigkeit und Abspannung zusammen, das Leiden allgemein zu machen. Die Mittagskost war ungenügend, Kartoffeln mit verkohlter Rinde und etwas Salz dazu. Natürlich fingen die Leute wieder an zu dursten, wieder kamen die Frauen jammernd zu Anton und klagten, sein Mittel habe nur auf kurze Zeit geholfen. Und auch unter den Männern flog die Angst um Hunger und Durst von einem Pfeiler zum andern, aus der Wachtstube in den Hof bis hinauf in den Thurm. Anton hatte die doppelte Ration Branntwein ausgetheilt, auch das half nicht bei Allen. Die Männer wurden nicht aufsätzig, es war zu viel gute Art in ihnen, sie wurden nur kleinlaut und schwächer. Fink sah mit verächtlichem Lächeln auf diese Symptome eines Zustandes, der seinem elastischen Geist und seinen stählernen Nerven unbegreiflich war. Aber Anton, den Alle mit Bitten und Klagen überliefen, fühlte die ganze Verlegenheit dieser Stunden. Etwas mußte geschehen, um gründlich zu helfen, oder Alles war verloren. So trat er in den Hof, entschlossen, die Kuh zu opfern. Er stellte sich vor die Milchkuh, klopfte sie auf den Hals: „Liese, armes Thier, du mußt jetzt daran.“ Als er sie am Strick herauszog, fiel sein Blick auf die leere Wassertonne, und ihn überkam ein glücklicher Gedanke. Die Erhebung des Bodens über das Wasser des Baches betrug nur wenige Fuß, die ganze Gegend war quellenreich, es war wahrscheinlich, daß man in geringer Tiefe Wasser finden würde. Es war für die Besatzung eine leichte Sache, ein Brunnenloch auszugraben. Wenn man die ausgegrabene Erde an das Pfahlwerk stampfte, so wurde die Festigkeit desselben beträchtlich vermehrt. Und was die Hauptsache war, die Arbeit setzte alle müßigen Hände in Bewegung, sie konnte Stunden, ja Tage lang fortgesetzt werden. Aus früheren Versuchen wußte er, daß das Wasser um das Schloß schlammig und in gewöhnlicher Zeit nicht zu brauchen war, aber darauf kam es

heut nicht an. Anton sah nach der Sonne, es war keine Minute zu verlieren.

Er rief den Techniker in den Hof, und als dieser freudig beistimmte, alle freien Hände des Schlosses, auch die Weiber und stärkeren Kinder. Das Werkzeug der Arbeiter wurde herzugeholt, nach wenig Augenblicken waren zehn Männer mit Hacke und Spaten beschäftigt, in der Mitte des Hofes ein großes Loch mit schräger Böschung nach unten zu graben, die Frauen und Kinder mußten unter Aufsicht des Technikers die aufgegrabene Erde an dem Pfahlwerk feststampfen. Einige Männer, und was von Frauen noch zur Hand war, rief Anton zum Schlachten der armen Kuh, welche noch einmal dem Volk gezeigt wurde, bevor sie dem Verhängniß des Tages erlag. Schnell war Alles in eifrigster Thätigkeit. Das Brunnenloch, an der Oberfläche viel weiter, als für eine regelmäßige Röhre nothwendig gewesen wäre, vertiefte sich zusehends, und an dem Bohlenzaun stieg ein Wall in die Höhe, wie durch die Kraft hülfreicher Gnomen aus dem Boden gehoben. Die Leute griffen an, wie sie in ihrem Leben nicht gethan hatten, im Wettkampf flogen die Spaten der Männer, barfüßige Beinchen sprangen begeistert über die Erde, Holzschuhe und Pantoffeln stampften ihre Spuren tief hinein. Jeder wollte mit angreifen, es waren mehr Hände zur Stelle, als der Raum zu bewegen erlaubte. Alle Bangigkeit war verschwunden, lustige Scherze flogen hin und her. Auch Fink kam herbei und sagte zu Anton: „Du bist ein Heidenbekehrer, du verstehst für das Seelenheil deiner Gemeinde zu sorgen."

„Die Gemeinde arbeitet," erwiederte Anton fröhlicher, als er in den letzten vierundzwanzig Stunden gewesen war.

Das Brunnenloch vertiefte sich, daß man mit einer kurzen Leiter hinabsteigen mußte, der Grund wurde feucht, die Männer arbeiteten in einem Sumpf, zuletzt mußte der Schlamm in Kübeln heraufgereicht werden, aber die Leute drängten sich zum Tragen, die Eimer flogen aus einer Hand in die andere. Mit lautem Gelächter, wie Kinder, begrüßten sie jeden Schmutz-

fleck, der aus den Eimern auf die Kleider der Ungeduldigen spritzte. Der Wall erhob sich bereits fußhoch über das Pfahlwerk, und da es an Rasen fehlte, schlugen die Leute an der innern Böschung Holz und Steine mit einer Kraft hinein, welche die Masse fest machte, wie Stuck. Kaum, daß Anton die schmale Seitenpforte frei erhielt. Unter den feindlichen Posten am Bach zeigte sich eine unruhige Bewegung, Reiter sprengten die Postenkette entlang und sahen auf das neue Festungswerk, zuweilen wagte sich einer näher heran, zog sich aber zurück, wenn der Förster sein Gewehr über den Wall erhob. So verrann Stunde auf Stunde, die Sonne sank hinab, und der rothe Schein der Abendröthe flog über den Himmel. Die Leute im Hof achteten nicht darauf, unten im finstern Brunnenloch standen die Männer bis an den Leib im Wasser. Es war eine gelbe schmutzige Flüssigkeit, aber die Leute starrten in die Oeffnung, als ob dort ein Schatz von flüssigem Gold heraufquölle. Endlich, als schon die Schatten des Abends dunkel auf der Oeffnung lagen, befahl Anton den Arbeitern, aus der Grube zu steigen. Ein großes Tuch wurde gebracht und über den Wasserbottich gelegt, man schöpfte das Wasser in Eimern herauf und seihte es durch das Tuch.

„Zuerst meine Pferde," rief ein Knecht und riß die Eimer für die dürstenden Thiere an sich. „Wenn sich der Trank gesetzt hat, wird er so gut wie Bachwasser," rief der Schmidt vergnügt, die Arbeiter wurden nicht müde, sich eine Probe auszuschöpfen, und Jeder bestätigte siegesfroh die Meinung des angesehenen Mannes. Unterdeß ließ Anton oben auf dem Wall, der fast bis zum Fußboden des obern Stockwerks heraufgewachsen war, neue Pfähle einschlagen und die starken Breter der Kartoffelwagen als Schutzwehr daran befestigen. Als die Finsterniß der Nacht sich über das Schloß legte, war das Werk vollendet. Die Frauen klärten unermüdlich über dem Bottich, große Stücke Fleisch wurden nach der Küche geschafft, dort knisterte ein mächtiges Feuer, und die anmuthige Aussicht auf ein kräftiges Nachtessen zog in die Seele aller Belagerten.

Da rasselte draußen im Felde wieder die feindliche Trommel, und der schrille Ruf der Knochenpfeife zitterte durch die Räume des Hauses. Einen Augenblick standen die Männer im Hofe erschrocken, sie hatten in den letzten Stunden nur wenig an den Feind gedacht, dann stürmte Alles nach der Wachtstube und ergriff die Gewehre. Schnell wurde der Unterstock mit doppelter Mannschaft besetzt, der Förster eilte mit einer starken Abtheilung nach dem Hofe und kletterte auf den neuen Wall.

„Die Entscheidung naht," sagte Fink leise zu Anton, „in den letzten Stunden sind starke Banden in's Dorf eingerückt, im letzten Abendlicht ein Haufe Reiter. Wir vermögen eine zweite Nacht nicht zu widerstehen. Sie werden auf allen Seiten zugleich angreifen, mit einem Schock kurzer Leitern dringen sie in das Schloß. Und sie wissen das, denn sieh, jede Rotte, die aus dem Dorf heranzieht, ist mit Axt und Leiter versehen. Laß uns gemüthlich durchmachen, was nicht zu ändern ist, dein ist das Verdienst, wenn wir als Männer unterliegen, und nicht als Memmen. Ich war bei dem Freiherrn, er und die Frauen sind vorbereitet; sie werden sich zusammen in seinem Zimmer halten. Hast du noch einige Worte in der Kehle, wenn einer von den Messieurs der Bande über dich wegsteigt, so erinnere ihn an die Frauen. Gott befohlen, Anton, ich nehme die Hofseite, du die Front."

„Mir ist's unmöglich," rief Anton, „daß wir unterliegen sollen, ich habe nie so frohe Hoffnung gehabt, als in dieser Stunde."

„Hoffnung auf Entsatz?" frug Fink die Achseln zuckend und wies durch das Fenster auf die feindlichen Haufen, „und wenn er in einer Stunde kommt, er kommt zu spät. Seit Rebekka's Kanone abgefahren ist, sind wir in den Händen des Feindes, sobald dieser einen ernstlichen Sturm wagt. Und er wird ihn wagen. Man muß sich keine Illusionen machen, die nicht länger glimmen, als eine Cigarre. Deine Hand, mein lieber Junge, lebe wohl!" Er drückte kräftig Antons Hand,

und das stolze Lächeln glänzte wieder auf seinem Antlitz. So standen die Beiden nebeneinander, Jeder sah liebevoll auf die Gestalt des Andern, ungewiß, ob er sie je wieder erblicken werde. „Fahre wohl!" rief Fink und erhob die Büchse, seine Hand aus der des Freundes lösend; aber er blieb wie eingewurzelt stehen und lauschte, denn über dem Trommelwirbel der Feinde und dem Lärm der anrückenden Haufen fuhr ein heller Klang durch die Nachtluft, eine fröhlich schmetternde Fanfare, und als Antwort klang von dem Dorfe her der regelmäßige Sturmschlag eines Tambours der Linie, darauf eine starke Gewehrsalve und ein fernes Hurrah.

„Sie kommen," rief es aus allen Ecken des Schlosses, „unsere Soldaten kommen." Der Förster stürzte in die Halle. „Die Rothmützen," schrie er, „sie reiten am Bach herauf zur Brücke, hinten im Dorf stürmt die Infanterie."

„Alle in den Hof," rief Fink, „zum Ausfall, Ihr Männer, vorwärts!" Die Verrammelung der Pforte wurde weggerissen, die Mannschaft war im Augenblick außerhalb der Verschanzung, kaum daß Anton den Techniker und einige Knechte als Besatzung des Hauses in den Hof zurücktrieb. Der Förster schritt die Reihe entlang und ordnete die Leute. Fink sah nach dem Stand des Gefechts. Die Infanterie-Colonne drang im Dorfe vor, das unaufhörliche Knattern des Gewehrfeuers verrieth die Erbitterung des Kampfes, aber das Feuer kam langsam näher, die Feinde wichen, schon rannten einzelne Flüchtlinge derselben aus dem Wirthschaftshof hervor. Unterdeß passirte eine Abtheilung Husaren den Bach gegenüber dem Schlosse, sie trieb kleine Haufen der Belagerer vor sich her. Fink führte seine Bewaffneten um das Haus herum und stellte sie an der Ecke auf, die dem Dorfe zunächst lag. „Geduld," rief er, „und wenn ich Euch vorführe, vergeßt Euren Kriegsruf nicht, sonst werdet Ihr in der Dunkelheit überritten und zerstampft, wie die Feinde." Nur mit der größten Mühe waren die Ungeduldigen im Gliede zu halten.

Vom Bache her flog ein einzelner Reiter auf sie zu.

„Hurrah, Rothsattel!“ rief er schon aus der Ferne. „Sturm!“ schrie ihm ein Dutzend Stimmen entgegen, Anton sprang aus dem Gliede auf den treuen Mann zu. „Wir haben die Feinde,“ rief Karl, „der Feind hatte die Straße von Rosmin besetzt, ich aber führte unsere Leute auf Umwegen durch den Wald.“

Ein dunkler Haufe wurde an den letzten Häusern des Dorfes sichtbar, Berittene sprengten vor, der feindliche Trupp machte Halt und sammelte sich am Wirthschaftshofe. Dort setzte sich der Kampf, die Führer trieben ihre Leute wieder zurück in's Gefecht. „Jetzt gilt's,“ rief Fink. Im Schnellschritt zog die Schaar über den Anger, stellte sich seitwärts vom Wege an der ersten Scheuer auf, und eine Salve aus fünfundzwanzig Gewehren drang in die Seite des Feindes. Dadurch kam Verwirrung in die gedrängte Schaar der Feinde, die Masse löste sich auf und stürzte in wilder Flucht über die Ebene. Wieder klang hinter denen vom Schloß die Trompete, im vollen Rosseslauf stürmten die Husaren vor und hieben in einen Haufen ein, der noch Stand hielt. Karl warf sich zu ihnen und verschwand im Getümmel. So trieben sie den Feind in die Felder.

Aus dem Dorf aber sprengten jetzt die polnischen Reiter, ihnen voran der Parlamentär, der seine Leute mit lautem Zuruf auf die Husaren trieb.

„Rothsattel,“ rief eine jugendliche Stimme vom Pferde dicht neben Anton, und vor einem Zug Husaren stürmte ein schlanker Offizier den polnischen Reitern entgegen. Fink richtete seine Büchse gegen den polnischen Oberst.

„Ich danke,“ rief dieser, auf seinem Pferde wankend, und schoß mit letzter Kraft sein Pistol in die Brust des Husars ab, der auf ihn einritt. Getroffen sank der Husar vom Pferde, mit dem Körper des Polen jagte das Pferd von dannen.

Nach wenigen Minuten war die Umgebung des Schlosses

von Feinden gereinigt; die Nacht deckte die Flüchtigen, schützend breiteten die Waldbäume ihre Aeste über die Söhne des Landes. In kleinen Abtheilungen verfolgten die Sieger den letzten Haufen der Feinde.

Vor dem Schlosse kniete Anton am Boden und stützte das Haupt des gefallenen Reiters mit seinen Armen. Mit Thränen im Auge sah er von dem Sterbenden zu dem Freund auf, welcher mit einer Gruppe von Offizieren theilnehmend zur Seite stand. Der Siegesjubel war verstummt, die Landleute umgaben in düsterem Schweigen die Stätte. Langsam wurde der Regungslose auf den Händen der Männer nach dem Hause getragen.

In der Vorhalle stand an der Treppe der Freiherr mit seiner Tochter, bereit, die willkommenen Gäste zu begrüßen. Als Lenore den wunden Mann erblickte, stürzte sie unter die Träger, welche schweigend den Körper vor dem Freiherrn niederlegten, und sank mit einem Schrei zu Boden.

„Wer ist es?" stöhnte der blinde Mann und griff mit den Händen vor sich in die Luft. Niemand antwortete, scheu traten Alle zurück.

„Vater," murmelte der Verwundete, und ein Blutstrom quoll aus seinem Mund. „Mein Sohn, mein Sohn!" schrie der Blinde wie rasend, und seine Knie brachen zusammen.

Den Sohn hatte es aus seiner Garnison fortgetrieben zu dem Heere, welches sich nahe bei seinen Eltern zusammenzog. Er hatte es durchgesetzt, ein anderes Regiment zu begleiten, er hatte Erlaubniß erhalten, die Escadron zu begleiten, welche dem Vater zu Hülfe entsendet wurde. Er wollte seine Eltern überraschen und brachte ihnen mit dem Entsatz seine blutende Brust in das Haus und den Tod in die Herzen.

Jetzt lag eine unheimliche Stille auf dem hohen Slavenschloß. Der Sturm hatte ausgetobt, von den Blüthenbäumen im Felde fielen lautlos die weißen Blätter und lagen im Sternenlicht am Boden, rein, wie ein weißes Todtentuch. Wo

seid ihr, luftige Pläne des blinden Mannes, der gebaut, gesündigt, gelitten hat, um euch lebendig zu machen? Horche, du armer Vater, mit verhaltenem Athem; es ist still geworden im Schloß und auf den Gipfeln der Bäume, und doch vermagst du nicht mehr zu hören den einen Ton, an den du immer gedacht hast bei deinen Luftschlössern, unter deinen Pergamenten, den Herzschlag deines einzigen Sohnes des ersten Majoratsherrn der Rothsattel.

Sechstes Buch.



1.

Traurige Tage kamen über das Schloß, schwer zu tragen für Jeden, der in seinen Mauern wohnte. In der Familie des Freiherrn saß das Siechthum, wie der Wurm in einer Pflanze. Nach der schwarzen Stunde, wo man dem Vater den sterbenden Sohn in's Haus getragen hatte, verließ der Freiherr nicht sein Zimmer. Das Wenige, was noch von Kraft in ihm gewesen war, jetzt war es zerbrochen, der Schmerz zehrte an seinem Geiste mehr als an seinem Körper, er brütete tagelang still vor sich hin, und nicht die Bitten Lenorens, nicht die Nähe seiner Frau vermochten ihn zu beleben. Als der Baronin die Unglücksbotschaft gebracht wurde, zitterte Anton, daß das dünne Band zerreißen müsse, welches das Leben noch an ihrem Körper hielt, und wochenlang ging Lenore nicht von ihrem Lager. Aber zur Verwunderung Aller erfolgte das Gegentheil. Der Zustand des Gatten nahm bald ihre Sorge so sehr in Anspruch, daß ihr selbst Schmerz und Schwäche zu schwinden schien. Sie zeigte sich kräftiger, als sie vorher gewesen war, nur auf die Pflege des Freiherrn bedacht, gewann sie über sich, stundenlang neben seinem Stuhl zu sitzen. Der Arzt freilich schüttelte gegen Anton den Kopf und sagte, daß dieser plötzlichen Erhebung wenig zu trauen sei. Lenore wurde in den ersten Wochen nach dem Tode des Bruders kaum von Jemandem gesehen. Wenn sie einmal außer dem Krankenzimmer erschien, so waren es fast nur Fragen nach dem Befinden der Kranken, die sie beantwortete, oder Bitten nach dem Arzt, die sie an Anton richtete.

Unterdeß zog draußen ein wildes Frühjahr vorüber, ein stürmischer Sommer folgte. Zwar die Schrecken des Bürgerkrieges hatte das Gut nicht mehr zu fürchten. Aber die schweren Lasten der Zeit legten sich erdrückend auf die Wirthschaft. In der stillen Waldinsel tönte jetzt täglich der Trommelschlag des Tambours oder das Signal des Trompeters, Dorf und Schloß hatten Einquartierung, welche häufig wechselte. Anton hatte mit allen Händen zu thun, Mannschaft und Pferde unterzubringen und für ihre Verpflegung zu sorgen. Bald waren die geringen Kräfte des Gutes erschöpft, ohne Finks vorausbezahlte Pachtgelder wäre es unmöglich gewesen, diese Zeit zu überstehen. Auch in der Wirthschaft nahmen die Störungen kein Ende. Mehr als ein Morgen war in den Tagen der Belagerung durch die Fußtritte von Rossen und Menschen zerstampft worden, jetzt hielten requirirte Fuhren die Gespanne auf, die Leute selbst verwilderten in der unruhigen Zeit und verloren die Lust zu regelmäßiger Thätigkeit. Aber im Ganzen wurde die Ordnung doch erhalten, die Arbeiten des Jahres nahmen nach dem Plan, der im Frühjahr gemacht war, ihren Fortgang. Noch besser ging es mit dem Wiesenbau. Nicht alle Arbeiter, welche Fink auf das Gut geführt hatte, hielten aus, aber sie wurden durch andere Leute ersetzt, die sich in dieser Zeit bewährten. Ja, die Zahl der grauen Jacken und schwarzen Hüte vermehrte sich, und die Garde des Herrn von Fink wurde in der ganzen Umgegend als eine trotzige Gesellschaft besprochen, mit der nicht gut anzubinden sei. Fink selbst war jetzt oft abwesend, er hatte viele Offiziere kennen gelernt, alte Bekanntschaften erneuert, er fuhr im Lande umher, verfolgte mit Eifer die kriegerischen Operationen und machte als Freiwilliger das Treffen mit, welches einige Meilen von dem Gut gegen die Insurgenten gewonnen wurde. Seine Vertheidigung des Schlosses hatte ihn in der Umgegend zu einer gefürchteten Person gemacht, welcher aller Haß der feindlichen Partei eben so sehr zufiel, als die Bewunderung der Freunde.

Es war einige Wochen nach dem Entsatz des Schlosses, als Lenore in die Hofthür trat, vor welcher Anton mit dem Förster verhandelte. Lenore sah über den Hof, in welchem jetzt eine Pumpe stand, und über den Zaun, von dem der Erdwall abgefahren war, in die Landschaft, welche in dem hellen Grün des ersten Sommers glänzte. Endlich sagte sie mit einem Seufzer: „Es ist Sommer geworden, Wohlfart, und wir merken nichts davon."

Anton sah ihr besorgt in das bleiche Gesicht. „Draußen im Walde ist's jetzt hübsch, ich war gestern beim Förster; nach dem letzten Regen stehen Holz und Blüthen in vollem Saft. Wenn Sie sich nur einmal entschließen könnten, hinaus zu gehen." Lenore schüttelte verneinend das Haupt. „Was ist an mir gelegen!" rief sie bitter.

„Vor Allem hören Sie eine Nachricht, die mir soeben der Förster zugetragen hat," fuhr Anton fort. „Der Mann, den Ihr Schuß getroffen, war der elende Bratzky. Sie haben ihn nicht getödtet. Wenn Sie sich darüber einen Vorwurf machen, von diesem Schmerz kann ich Sie befreien."

„Gelobt sei Gott!" rief Lenore und faltete die Hände.

„Schon damals, als der Förster bei Nacht zu uns in's Schloß kam, sah er, daß der Schurke mit verbundenem Arm in der Schenke saß. Gestern wurde er von dem Militär als Gefangener in Rosmin eingebracht."

„Ja," sagte der Förster dazutretend, „eine Kugel thut dem nichts, der denkt höher hinaus." Er griff mit der Hand an den Hals und machte die Pantomime des Hängens.

„Es lag auf mir bei Tag und Nacht," sagte Lenore leise zu Anton, „wie verdammt kam ich mir vor; in der Finsterniß quälten mich schreckliche Traumgesichte, daß ich aus dem Schlaf auffuhr und schrie; immer sah ich den Mann vor mir, wie er die Faust ballte, hinstürzte und das Blut aus seiner Schulter floß. O Wohlfart, was haben wir erlebt!" Sie lehnte sich an die Thür und starrte mit thränenlosen Augen vor sich nieder. Vergebens suchte Anton sie zu beruhigen, sie hörte kaum seine Worte.

Der Huf eines Pferdes klapperte auf den Steinen, Finks Brauner wurde herausgeführt.

„Wo reitet er hin?“ frug Lenore hastig.

„Ich weiß es nicht,“ versetzte Anton, „er ist jetzt viel auswärts, ich sehe ihn tagelang nicht.“

„Was soll er auch bei uns?“ rief Lenore; „das unglückliche Haus ist kein Ort für ihn.“

„Wenn er sich nur etwas in Acht nehmen wollte,“ sagte der Förster, „die Tarower sind giftig auf ihn, sie haben geschworen, ihm eine Kugel nachzuschicken, und er reitet immer allein und bei Nacht.“

„Es ist umsonst, ihn zu warnen,“ sagte Anton. — „Sei endlich verständig, Fritz,“ rief er dem Freunde zu, der aus dem Hause trat, „reite nicht so allein, wenigstens nicht über die Tarower Flur.“

Fink zuckte die Achseln. „Ah, unser Fräulein ist hier. Wir haben so lange nicht die Freude gehabt, Sie zu sehen, daß es uns hier bereits sehr langweilig geworden ist.“

„Hören Sie auf die Warnung des Freundes,“ erwiederte Lenore ängstlich, „und hüten Sie sich vor den bösen Menschen.“

„Wozu?“ versetzte Fink; „eine respectable Gefahr ist nicht vorhanden, und vor einem dummen Teufel, der hinter einem Baume steht, kann sich in solchen Zeiten Niemand bewahren, das würde zu viel Zwang auflegen.“

„Wenn Sie's nicht um Ihretwillen thun, so denken Sie an die Angst Ihrer Freunde,“ bat Lenore.

„Habe ich noch Freunde?“ frug Fink lachend; „manchmal ist mir's, als wären sie untreu geworden. Meine guten Freunde gehören zu der Klasse, welche sich pflichtgetreu zu beruhigen weiß. Hier unser ehrenwerther Wohlfart wird ein reines Sacktuch in die Tasche stecken und seine feierlichste Miene aufsetzen, wenn ich einmal mein Spiel verliere; und ein anderer Waffenkamerad wird sich noch leichter trösten. Heran mit dem Pferde,“ rief er, schwang sich hinauf und sprengte mit kurzem Gruße davon.

„Er reitet gerade auf Tarow zu," sagte der Förster, welcher ihm nachgesehen hatte, mit Kopfschütteln. Lenore ging schweigend in das Zimmer der Eltern zurück.

Aber am späten Abend, als die Lichter des Schlosses längst verlöscht waren, bewegte sich noch lange eine Gardine, und ein Weib lauschte angstvoll auf den Hufschlag des heimkehrenden Rosses. Stunde auf Stunde verrann, erst gegen Morgen schloß sich der Fensterflügel, als ein Reiter vor der Pforte anhielt, und eine Melodie vor sich hin trällernd, das Pferd selbst in den Stall führte. Nach einer durchwachten Nacht verbarg Lenore ihr schmerzendes Haupt in die Kissen.

So ging es durch Monate fort. Endlich kam der Freiherr, auf den Arm seiner Tochter und auf einen Stab gestützt, wieder manchmal herunter in's Freie, dann saß er entweder schweigsam im Schatten der Schloßmauer oder er hörte mit galliger Laune auf jede Kleinigkeit, die ihm zu schelten möglich machte. In solchen Stunden bogen die Leute gern in weitem Umweg aus, um ihm nicht nahe zu kommen, und da Anton dies nicht that, so war er nicht selten das Opfer, über dem sich die Verstimmung des Freiherrn Luft machte. Antons Verhältniß zu dem Kranken wurde bald so lästig, daß nur ein ungewöhnlicher Grad von Geduld darüber weghelfen konnte. Täglich mußte der Freiherr hören, daß die Leute bei seinen Querfragen sich damit entschuldigten, „Herr Wohlfart hat es so befohlen," oder „der Herr Rentmeister hat das nicht gewollt;" mit Eifer suchte er die Aufträge, welche Anton gegeben hatte, durch seine Willensäußerung zu stören; aller Groll, alle Gehässigkeit, die sich in der Seele des Unglücklichen aufgesammelt hatte, concentrirte sich in ein schwächliches Gefühl des Hasses gegen seinen Bevollmächtigten.

Fink kümmerte sich jetzt wenig um den Freiherrn; wenn er das Gezänk mit Anton bemerkte, verzog er schweigend die Augenbrauen und sagte höchstens: „Es mußte so kommen."

Am besten kam noch Karl mit dem Freiherrn aus; er nannte ihn nie anders, als Herr Rittmeister, und schlug kriegerisch mit den Absätzen zusammen, so oft er ihm eine Meldung machte; das hörte der blinde Herr, und das that ihm wohl. Und das erste Zeichen von Theilnahme, welches der Freiherr für das Befinden Fremder zeigte, wurde dem Amtmann zu Theil. Ein Gartenstuhl war in der Sonne eingetrocknet and drohte auseinanderzufallen; Karl ergriff im Vorübergehen den Stuhl und schlug ihn mit der geballten Hand zusammen. „Sie schlagen doch nicht mit Ihrer rechten Hand, lieber Sturm?“ frug der Freiherr.

„Wie's kommt, Herr Rittmeister,“ erwiederte Karl.

„Das sollten Sie nicht thun,“ ermahnte der Blinde, „eine solche Wunde will geschont sein, es setzt sich manchmal nach Jahren eine Krankheit hinein. Sie sind gar nicht sicher, ob das nicht in späterer Zeit auch bei Ihnen der Fall sein wird.“

„Lustig gelebt und selig gestorben, Herr Rittmeister,“ erwiederte Karl, „ich sorge nicht um die Zukunft.“

„Er ist ein sehr brauchbarer Mensch,“ sagte der Freiherr zu seiner Tochter.

Die Aehren der Halmfrüchte blühten ab, die grünen Felder überzogen sich mit hellem Gelb, das fröhliche Geräusch der Ernte begann. Als der erste Erntewagen in den Hof rollte, stand Anton bei der Scheuer und überwachte das Einbringen. Da trat Lenore zu ihm: „Wie wird die Ernte?“

„So weit wir in diesem Jahr ernten können, sind die Aussichten nicht schlecht. Wenigstens mit der Garbenzahl ist Karl zufrieden, sie scheint größer zu werden, als unser Anschlag war,“ erwiederte Anton vergnügt.

„So haben Sie doch eine Freude, Wohlfart,“ sagte Lenore.

„Es ist eine Freude für Alle auf dem Hofe, Sie sehen's aus der rühtigen Geschäftigkeit der Leute. Auch der Träge arbeitet jetzt mit doppelter Kraft. Wenn aber ich mich freue, so ist's auch über Ihre Frage. Sie sind dem Hofe und Allem, was zum Gut gehört, so fremd geworden.“

„Ihnen nicht, mein Freund," sagte Lenore niedersehend.

„Sie selbst müssen krank werden," fuhr Anton eifrig fort. „Wenn ich dürfte, möchte ich Sie schelten, daß Sie die ganze Zeit so wenig an sich selbst gedacht haben. Ihr kleines Pferd ist im Stall steif geworden, Karl muß manchmal darauf reiten, damit es das Laufen nicht verlernt."

„Mag es dahingehen, wie alles Andere," rief Lenore, „ich werde mich nicht wieder darauf setzen. Haben Sie Mitleid mit mir, Wohlfart, mir ist manchmal, als verlöre ich die Besinnung, es ist mir Alles auf der Welt gleichgültig geworden."

„Wozu so hart, Fräulein?" sprach eine spöttische Stimme hinter ihr. Lenore schrak zusammen und wandte sich um, Fink, der länger als eine Woche verreist gewesen, trat zu ihnen. „Mache, daß du den Blasius wegjagst," sagte er zu Anton, ohne sich weiter um Lenore zu kümmern; „der Schlingel ist schon wieder betrunken, er peitscht in die Pferde, daß die armen Thiere mit Schwielen bedeckt sind. Ich hatte große Lust, seinen Pferden eine Satisfaction zu verschaffen und ihn vor ihren Augen abzustrafen."

„Habe Geduld bis nach der Ernte," erwiederte Anton, „wir können ihn jetzt nicht ersetzen."

„Ist er nicht sonst ein gutmüthiger Mensch?" frug Lenore schüchtern.

„Gutmüthigkeit ist ein bequemer Titel für alles mögliche Ungesunde," erwiederte Fink. „Bei den Männern heißt's gutmüthig und bei den Frauen gefühlvoll." Er sah Lenore an. „Was hat das arme Geschöpf, der Pony, verschuldet, daß Sie ihn nicht mehr reiten wollen?"

Lenore erröthete, als sie zur Antwort gab: „Das Reiten hat mir Kopfschmerzen gemacht."

„Ei," spottete Fink, „Sie hatten sonst den Vorzug, weniger weich zu sein; ich kann nicht sagen, daß dies larmoyante Wesen Ihnen zuträglich ist, Sie werden den Kopfschmerz dabei nicht verlieren."

Lenore wandte sich gedrückt zu Anton: „Sind die Zei-

tungen angekommen? Ich kam, Sie für den Vater darum zu bitten."

„Der Bediente hat sie in das Zimmer der Frau Baronin getragen."

Lenore wandte sich mit einer Verbeugung ab und ging nach dem Schlosse zurück.

Fink sah ihr nach und sagte zu Anton: „Schwarz kleidet sie nicht, sie sieht ganz verstört aus. Es ist eins von den Gesichtern, die nur gefallen, wenn sie stattliche Fülle haben."

Anton blickte finster auf seinen Freund. „Dein Benehmen gegen das Fräulein war in den letzten Wochen so auffallend, daß ich mich oft darüber geärgert habe. Ich weiß nicht, ob es in deiner Absicht liegt, aber du behandelst sie mit einer Nachlässigkeit, die nicht sie allein verletzt."

„Sondern auch dich, Master Wohlfart," sagte Fink und sah den Zürnenden groß an. „Ich habe nicht gewußt, daß du auch die Duenna dieses Fräuleins bist."

„Diese Sprache hilft dir nichts," versetzte Anton ruhiger. „Ich habe Recht, wenn ich dich erinnere, daß du schlimmer als unzart gegen ein ehrliches Gemüth handelst, das jetzt jede Rücksicht mit doppeltem Recht verlangen kann."

„Habe du die Güte, ihr diese Rücksicht zu gönnen, und kümmere dich nicht um meine Weise," erwiederte Fink kurz.

„Fritz," rief Anton, „ich verstehe dies Wesen nicht, es ist wahr, du bist rücksichtslos —"

„Hast du das erfahren?" unterbrach ihn Fink.

„Nein," erwiederte Anton, „wenn du es gegen Andere warst, mir hast du dich immer gezeigt, wie du im Herzen bist, hochgesinnt und voll Theilnahme, aber eben deßhalb thut mir weh, mehr als ich sagen kann, daß du gegen Lenore so verändert bist."

„Darum laß mich," versetzte Fink, „Jeder hat seine eigene Weise, Vögel abzurichten. Nur nebenbei laß dir sagen, wenn dein Fräulein Lenore nicht aus diesem kränklichen Leben aufgerüttelt wird, so geht das Beste an ihr in kurzer Zeit zum

Teufel. Der Pony allein wird's nicht thun, das weiß ich, aber du, mein Sohn, mit deiner wehmüthigen Theilnahme wirst's auch nicht thun. Und so wollen wir den Dingen ihren Lauf lassen. — Ich gehe heut noch nach Rosmin, hast du etwas zu bestellen?"

Diese Unterredung brachte zwar keine Entfremdung zwischen den Freunden hervor, aber sie wurde wenigstens von Anton nicht vergessen. Er zürnte in der Stille der herrischen Weise des Andern und beobachtete unruhig jedes zufällige Zusammentreffen desselben mit Lenore. Fink suchte und vermied das Fräulein nicht. Die Familienabende wurden nicht wieder eingerichtet, auch als der Herbst herankam. Wenn Fink auf dem Gut war, speiste er mit Anton auf seinem Zimmer, und nur im Freien traf er mit Lenore zusammen. Dann sah man ihrem Benehmen den Zwang an, und Fink behandelte sie seit der Unterredung mit Anton wie eine Fremde.

Anton selbst sollte über seine eigene Stellung Erfahrungen machen. So sehr er vermied, dem Freiherrn Unangenehmes mitzutheilen, so gab es doch etwas, was er ihm nicht länger ersparen konnte, die Regulirung der Schulden, welche der verstorbene Sohn gemacht hatte. Denn bald nach dem Tode desselben waren zahlreiche Briefe mit eingeschlossenen Forderungen auf dem Schlosse angekommen. Lenore hatte sie Anton übergeben und Anton hatte alle, unter ihnen auch den Schuldschein Sturms, an den Justizrath Horn geschickt und von diesem redlichen Mann ein Gutachten und eine genauere Ermittelung der Forderungen erbeten. Dies Gutachten war jetzt angekommen. Der Jurist verbarg ihm nicht, daß der Schuldschein, welchen der junge Rothsattel dem Auflader ausgestellt hatte, in der Form so fehlerhaft war, daß er vor Gericht nur als eine Quittung über empfangenes Geld betrachtet werden konnte. Eine gesetzliche Verpflichtung des Freiherrn, für den Sohn zu zahlen, war nicht vorhanden. Die Summe

der Schulden war so groß, daß eine augenblickliche Tilgung ganz unmöglich war. Und Anton selbst hatte dem jungen Verschwender mehr als achthundert Thaler geliehen. Als er den Schuldschein Eugens aus seinen Papieren heraussuchte, sah er lange auf die Züge des Verstorbenen. Das war die Summe, durch welche sein eitler Sinn ihn in das Leben der Familie eingekauft hatte. Und was hatte ihm dieser Kauf gebracht? Damals war ihm eine Ehrensache gewesen, seinem vornehmen Freund aus der Verlegenheit zu helfen, jetzt erkannte er, wie vorschnell er dem Leichtsinnigen leicht gemacht hatte, Geld zu erhalten. Finster verschloß er den eigenen Schein wieder in die Schublade.

Mit schwerem Herzen ließ er den Freiherrn um eine Unterredung ersuchen. Schon bei der ersten Erwähnung seines Sohnes gerieth der Freiherr in heftige Bewegung, und als Anton in seinem Eifer den Verstorbenen kurzweg beim Vornamen nannte, erhob sich die Galle in dem verletzten Vater. Er unterbrach die Rede Antons durch die heftigen Worte: „Ich verbitte mir diese familiäre Bezeichnung meines verstorbenen Sohnes, lebend oder todt, ist er für Sie immer der Freiherr von Rothsattel."

Anton erwiederte an sich haltend: „Herr Eugen, Freiherr von Rothsattel, hat bei seinen Lebzeiten etwas über viertausend Thaler Schulden gemacht."

„Das ist unmöglich," unterbrach ihn der Freiherr.

„Die beglaubigten Abschriften der Schuldscheine und Wechsel, sowie die Einsicht in die Originaldocumente, welche Justizrath Horn gefordert hat, machen die Thatsache selbst unzweifelhaft. Bei neunzehnhundert Thalern, dem größten Posten, ist die Wahrheit der vollen Zahlung um so weniger zu bezweifeln, als der Vater des Amtmann Sturm, welcher das Darlehn gemacht hat, ein Mann von der größten Redlichkeit ist. Ein Brief des Verstorbenen an mich erkennt diese Schuld ausdrücklich an."

„Sie haben also von diesen Schulden gewußt," rief der

Freiherr in steigendem Zorn, „und Sie haben mir ein Geheimniß daraus gemacht? Ist das Ihre vielgepriesene Treue?"

Vergebens setzte ihm Anton die nähern Umstände auseinander, der Freiherr hatte die Herrschaft über seine Empfindungen verloren. „Schon längst habe ich erkannt," rief er laut, „wie eigenmächtig Ihr ganzes Verfahren ist. Sie benutzen meinen Zustand, um die Disposition über mein Vermögen zu erhalten, Sie machen Schulden, Sie lassen Schulden machen, Sie ziehen Geld ein, Sie verrechnen mir, was Ihnen gut dünkt."

„Sprechen Sie nicht weiter, Herr Freiherr," rief Anton mit starker Stimme. „Nur das Mitleid mit Ihrer Hülflosigkeit verbietet mir, Ihnen die Antwort zu geben, welche Sie in diesem Augenblick verdienen. Wie groß dies Mitgefühl ist, mögen Sie daraus sehen, daß ich mich bemühen will, Ihre Rede zu vergessen, und daß ich Sie jetzt um Ihre Erklärung bitte: Wollen Sie die Schulden, welche der Verstorbene gemacht hat, anerkennen, und wollen Sie namentlich dem Auflader Sturm oder seinem Sohn, Ihrem Amtmann, durch diese Anerkennung eine Sicherheit geben, oder wollen Sie es nicht thun?"

„Nichts will ich thun," rief der Freiherr außer sich, „was Sie mit solcher Prätension von mir fordern."

„Dann ist es unnütz, jetzt weiter mit Ihnen zu sprechen. Ich bitte Sie, Herr Freiherr, noch einmal die Angelegenheit zu überlegen, bevor Sie Ihren letzten Entschluß aussprechen. Ich werde mir die Ehre geben, heut Abend Ihre Entscheidung entgegenzunehmen. Ich hoffe, daß bis dahin Ihr Gerechtigkeitsgefühl den Sieg über eine Verstimmung davontragen wird, deren Gegenstand ich nicht zum zweiten Mal zu werden wünsche."

Mit diesen Worten verließ er den Freiherrn und hörte noch, wie dieser im Zorn einen Stuhl umwarf und an die Möbeln stieß. Kaum war er in seinem Zimmer angekommen, so erschien der vertraute Diener und forderte im Auftrage des Freiherrn die Acten und Rechnungsbücher, welche Anton bis

dahin in seinem Zimmer aufbewahrt hatte. Schweigend übergab Anton die Papiere dem erschrockenen Mann.

Er war entlassen, in der rohesten Weise entlassen, seine Redlichkeit war bezweifelt, dieser Bruch war unheilbar. Wohl mochte der Freiherr andern Sinnes werden, und Anton wußte, nach wenigen Stunden würden die Vorstellungen der Frauen den kranken Mann umstimmen; aber für ihn selbst gab es keine Rückkehr, er mußte fort. Welche Pflichten er auch gegen die Baronin und Lenore übernommen, jetzt sprach die Pflicht, die er gegen sich selbst hatte, lauter als jede andere. Bitter war diese Stunde. Schon jetzt, wo er zornig in seinem Zimmer auf und ab schritt, fühlte er, daß in der Beleidigung, die ihm zugefügt wurde, auch eine Strafe für ihn selbst lag. Rein war sein Wille, und unsträflich sein Thun gewesen, aber die enthusiastischen Gefühle, die ihn in dieses Haus geführt, hatten nicht vermocht, zwischen ihm und dem Freiherrn ein sittliches Verhältniß, das des Arbeitgebers und des Arbeiters, zu begründen. Nicht der freie Wille Beider, und nicht verständiger Entschluß hatte sie verbunden, sondern der Zwang unklarer Verhältnisse und seine eigene jugendliche Schwärmerei. Diese gaben ihm selbst Ansprüche, die größer waren, als seine Stellung, und dem Andern einen Druck, der ihn einengte und schwächer machte.

In diesen Gedanken wurde er durch Lenore unterbrochen, welche hastig in sein Zimmer trat. „Meine Mutter wünscht Sie zu sprechen," rief sie. „Was werden Sie thun, Wohlfart?"

„Ich muß gehen," sagte Anton ernst. „Daß ich Sie verlassen soll in dieser Lage, Ihre Zukunft so unsicher, das hätte ich niemals für möglich gehalten. Nichts gab es, was mich hätte bewegen können, von hier zu scheiden, bevor ich stärkeren Händen die Verwaltung des Gutes übergeben konnte, nichts als Eines. Und dies Eine ist jetzt eingetreten."

„Gehen Sie," rief Lenore außer sich, „Alles stürzt über uns zusammen, es giebt keine Hülfe, auch Sie können uns

nicht retten, gehen Sie und lösen Sie Ihr Leben von den Sinkenden."

Als Anton bei der Baronin eintrat, lag die Leidende auf dem Sopha. „Setzen Sie sich zu mir, Herr Wohlfart," sagte sie leise, „die Stunde ist gekommen, in welcher ich Ihnen mittheilen muß, was ich um meinetwillen für die Zeit aufgespart habe, wo man am offenherzigsten mit einander spricht, auf die letzte Stunde des Zusammenseins. Der Freiherr ist durch seine Krankheit so weit gekommen, daß er Ihre treue Hülfe nicht mehr versteht. Ja Ihre Gegenwart verschlimmert den unglücklichen Zustand, worin er sich befindet, mit jedem Tage. Er hat in seiner Aufwallung Ihr Zartgefühl so sehr verletzt, daß ich eine Versöhnung nicht mehr für möglich halte. Er würde durch Ihre Anwesenheit von jetzt ab nicht in der Einbildung, sondern in Wahrheit gedemüthigt werden. Auch wir würden das Opfer, welches Sie uns von heut ab bringen müßten, für zu groß halten, als daß wir es annehmen könnten, selbst wenn Sie vergessen wollten."

„Ich habe die Absicht, in den nächsten Tagen dies Gut zu verlassen," entgegnete Anton.

„Was mein Mann gegen Sie versehen, kann ich nicht gut machen, aber ich wünsche Ihnen eine Gelegenheit zu geben, sich an dem Freiherrn in der Weise zu rächen, welche Ihrer würdig ist. Der Freiherr hat Ihre Ehre angegriffen; die Rache, welche ich, seine Frau, Ihnen dafür biete, ist die, daß Sie ihm seine eigene Ehre zu retten suchen."

Sie hatte ruhig gesprochen, die Worte glitten ihr von den Lippen, wie bei der Unterhaltung in großer Gesellschaft, jetzt hielt sie an und suchte die Worte. „Er hat vor Jahren sein Ehrenwort gegeben, eine Verpflichtung zu erfüllen, und hat in einem verzweifelten Augenblick sein Wort gebrochen. Die Beweise, daß er es gethan, sind wahrscheinlich in der Hand gemeiner Menschen, welche ihr Wissen benutzen können, ihn zu verderben. Daß ich Ihnen dies gerade jetzt mittheile, wird Ihnen ein Beweis sein, wie ich Ihr Verhältniß zu unserm

Hause ansehe.“ Sie zog einen Brief aus den Kissen. „Mit diesem Brief lege ich seine und unser Aller Zukunft in Ihre Hand; wenn Einer uns davor schützen kann, daß seine Verfolger diese Waffe gegen ihn gebrauchen, so werden Sie es thun; wenn es noch möglich ist, seinem verstörten Gemüth einigen Frieden zurückzugeben, so werden Sie es thun.“ Sie streckte ihre Hand aus und übergab Anton den Brief.

Anton trat an das Fenster und sah mit Erstaunen ein Schreiben Ehrenthals. Zweimal mußte er es durchlesen, bevor er den Sinn errieth. Es war eine zitternde Hand und es war ein ungeordneter Geist, welche die Feder geführt hatten. In einer hellen Stunde war dem kindischen Mann sein Verhältniß zu dem Edelmann in die Seele gefallen. In der Angst um seine Capitalien erinnerte er ihn an die gestohlenen Schuldscheine, er forderte das Geld von ihm und drohte. Und dazwischen kamen wieder Klagen über die eigene Schwäche und die Bosheit anderer Menschen. Was der verworrene Brief nicht offenbarte, wurde klar durch die Abschrift eines Schuldscheins, wahrscheinlich nach einem Concept, welches Ehrenthal und der Freiherr zusammen gemacht hatten, denn Ehrenthal erwähnte in dem Briefe, das Original sei von der Hand des Freiherrn, und er werde es gegen ihn benutzen.

Anton faltete den Brief zusammen und sagte: „Die Drohungen wenigstens, welche er an die mitgetheilte Abschrift knüpft, dürfen Sie, Frau Baronin, nicht beunruhigen; es ist gar keine Unterschrift des Freiherrn unter dem Entwurf, und Ehrenthal, so unklar der Brief auch sonst ist, würde die Unterschrift nicht vergessen haben. Auch ist die Summe, zu welcher dieser einzelne Schein den Freiherrn verpflichten könnte, nicht bedeutend.“

„Und glauben Sie, daß der Brief die Wahrheit erzählt?“ frug die Baronin.

„Ich glaube daran,“ sagte Anton; „dies Schreiben erklärt mir Manches, was ich bis jetzt nicht verstand.“

„Ich weiß, daß er Wahres enthält,“ sprach die Baronin so leise, daß ihre Worte kaum bis zu Antons Ohr drangen.

„Wie ich zu dieser Gewißheit gekommen bin, nach und nach, das gehört nicht hierher.“ Ein matter Schimmer von Roth legte sich auf ihre Wangen.

„Und Sie, Herr Wohlfart, wollen Sie übernehmen, für uns die gestohlenen Papiere zurückzuschaffen?“ frug sie sich aufrichtend.

„Ich will,“ sprach Anton ernst. „Aber meine Hoffnungen sind gering. An die gestohlenen Schuldscheine hat gegenwärtig der Freiherr noch gar kein Recht, sie gehören Ehrenthal, und es ist vor Allem eine Verständigung mit diesem nothwendig. Sie wird schwierig sein. Außerdem kann ich noch nicht einmal das Sachverhältniß genau übersehen, und ich fürchte, ich werde auch Sie bemühen müssen, mir Alles, was Sie etwa über den Diebstahl selbst erfahren können, mitzutheilen.“

„Ich werde versuchen, Ihnen zu schreiben,“ sagte die Baronin. „Zeichnen Sie mir genau auf in bestimmten Fragen, was Sie wissen müssen, Sie sollen Antwort haben, so gut ich sie geben kann. Welchen Erfolg auch Ihre Mühe haben mag, ich danke Ihnen im Voraus aus voller Seele dafür. Wie groß Ihre Thätigkeit für unser Wohl hier gewesen ist, die größte können Sie uns jetzt beweisen. Die Schuld, welche unser Haus gegen Sie hat, werden wir Ihnen niemals bezahlen. Wenn der Segen einer Sterbenden ein freundliches Licht auf Ihre Zukunft werfen kann, so nehmen Sie ihn mit auf Ihren Weg.“

Anton erhob sich.

„Wir sehen uns nicht mehr wieder,“ sagte die Kranke, „in dieser Stunde nehmen wir Abschied. Leben Sie wohl, Wohlfart, für diese Erde sehe ich Sie zum letzten Male.“ Sie hielt ihm ihre Hand hin, Anton beugte sich darauf und verließ bewegt, mit einer tiefen Verbeugung, das Zimmer.

Ja, sie verdiente eine Edelfrau zu heißen. Adlig war ihr Sinn, nicht klein ihr Urtheil über Andere, und vornehm war die Art, wie sie Antons Diensteifer belohnte. Sehr vornehm!

Er hatte in ihren Augen immer eine weiße Perücke und silberne Knieschnallen getragen.

Gegen Abend klirrte Finks Tritt auf dem Corridor, gleich darauf trat er in das Zimmer des Freundes. „Hallo! Anton, was ist hier im Hause los? Johann schleicht so scheu herum, als hätte er die größte Porcellanvase zerbrochen, und als die alte Babette mich sah, rang sie die Hände!“

„Ich muß dies Haus verlassen, mein Freund,“ sagte Anton finster, „ich habe heut mit dem Freiherrn eine peinliche Scene gehabt.“ Er erzählte ihm, was vorgefallen, er erwähnte die Unterredung mit der Baronin, so weit er dies ohne Indiscretion durfte, und schloß mit den Worten: „Nie war die Lage der Familie so verzweifelt, als gerade jetzt. Sie braucht jetzt wieder die freie Disposition über zwanzigtausend Thaler, um ein neues Unheil abzuwehren!“

Fink warf sich auf einen Stuhl. „Vor Allem hoffe ich, daß du diese schöne Gelegenheit, dich zu ärgern, so wenig als möglich benutzt hast. Ueber die Scene selbst wollen wir untereinander kein Wort verlieren, der Freiherr ist nicht zurechnungsfähig. Und im Vertrauen gesagt, der Vorfall überrascht mich nicht. Daß so etwas kommen würde, war vorauszusehen; daß du in diesem sentimentalen Verhältniß nicht bleiben konntest, habe ich den ganzen Sommer erwartet. Ebenso klar ist es, daß du als Beichtvater der Frauen und vertrauter Geschäftsführer der Familie den Leuten hier unentbehrlich bist. Und daß mir dein plötzlicher Abgang einen dicken Strich durch mehrere Rechnungen macht, brauche ich dir nicht zu sagen. Zuerst also die Frage: Was wirst du selbst thun?“

„Ich reise so bald als möglich nach unserer Hauptstadt,“ erwiederte Anton. „Dort werde ich noch einige Monate im Interesse der Rothsattel zu thun haben. Mein Dienstverhältniß ist vom heutigen Tage gelöst; sobald das Familiengut des Freiherrn verkauft ist, betrachte ich auch die moralische Ver-

pflichtung, die ich gegen die Familie eingegangen bin, als völlig aufgehoben."

„Gut," sagte Fink, „das ist in der Ordnung. Wenn du überhaupt noch eine Feder für diese Leute ansetzen willst, so kann das jetzt nur so geschehen, daß du ihnen als freier Mann dein Mitgefühl gönnst. Ein anderer Punkt ist, daß Rothsattel durch seine Thorheit auch hier in eine Krisis gekommen ist. Denn ohne dich kann es in der alten Weise auf dem Gut nicht vier Wochen fortgehen. Jetzt entsteht die Frage, Meister Anton, was soll hier werden?"

„Ich habe den ganzen Tag darüber gesonnen," erwiederte Anton, „ich weiß es nicht. Es giebt nur eine Möglichkeit: daß du selbst den Theil meiner Geschäfte übernimmst, den Karl nicht besorgen kann."

„Ich danke," sagte Fink, „dir für das gute Zutrauen, und im Uebrigen für das freundliche Anerbieten. Einem Narren, der noch nicht unter Curatel steht, die Geschäfte besorgen, heißt sich selbst zum Narren machen. Nimm mir das nicht übel. Du bist ein solcher guter Narr gewesen, ich habe nicht das Zeug dazu. Nach acht Tagen würde ich in der unangenehmen Lage sein, den Mann maltraitiren zu müssen. Weißt du keinen andern Rath?"

„Keinen," rief Anton. „Wenn du dich nicht dieses Gutes mit aller Kraft annimmst, so verdirbt, was wir in diesem Jahre eingerichtet haben, und unsere deutsche Colonie geht zu Grunde. Das Gut fällt wahrscheinlich den Seitenverwandten des vorigen Besitzers zu, welche die Hauptforderung darauf haben, und die alte polnische Wirthschaft fängt wieder an."

„So ist's," sagte Fink.

„Und du, Fritz," fuhr Anton fort, „bist durch dein Verhältniß zu mir mit deinem Geld hier hereingezogen worden, auch du bist in Gefahr, Verluste zu erleiden."

„Richtig," sagte Fink, „gesprochen wie ein Buch. Du läufst weg und läßt mich mit meiner Bande unter den Schlachzizen

zurück. — Weißt du was, erwarte mich hier, ich will erst einige Worte mit Lenore sprechen."

„Was willst du thun?" rief Anton, ihn festhaltend.

„Keine Liebeserklärung machen," erwiederte Fink lachend, „verlaß dich darauf, mein Junge." Er klingelte dem Bedienten und ließ Fräulein Lenore zu einer Unterredung in das Gesellschaftszimmer bitten.

Als Lenore eintrat, mit verweinten Augen, nur mit Mühe ihre Fassung behauptend, ging er ihr artig entgegen und führte sie zu dem Sopha.

„Ich enthalte mich gegen Sie jedes Urtheils über das, was heut vorgegangen ist," begann er. „Wir wollen annehmen, daß meines Freundes Aufenthalt in der Hauptstadt in Ihrem Interesse noch wünschenswerther ist, als sein Verweilen im Gut. Nach Allem, was ich höre, ist dies in der That der Fall. Wohlfart wird übermorgen abreisen."

Lenore verbarg ihr Gesicht hinter der Hand. Fink fuhr kaltblütig fort: „Unterdeß erfordert mein eigener Vortheil, daß ich mich um eine Sicherung der hiesigen Verhältnisse bemühe. Ich habe mehrere Monate hier gelebt und einigen Antheil an dieser Besitzung gewonnen. Deßhalb bitte ich Sie, der Bote einer Mittheilung zu werden, die ich in diesem Augenblick am liebsten durch Sie Ihrem Herrn Vater mache. Ich bin bereit, dem Freiherrn dies Gut für mich selbst abzukaufen."

Lenore fuhr zusammen und stand von ihrem Sitz auf. Mit gerungenen Händen rief sie: „Zum zweiten Mal."

„Haben Sie die Güte, mich ruhig anzuhören," fuhr Fink fort. „Ich beabsichtige durchaus nicht, gegenüber dem Freiherrn von Rothsattel die Rolle eines rettenden Engels zu spielen, ich habe weniger von einem Flederwisch auf dem Rücken, als unser geduldiger Anton, und vollends jetzt fühle ich mich durchaus nicht veranlaßt, Ihrem Herrn Vater etwas anzubieten, was irgendwie als leichtsinnige Behandlung meines eigenen Vortheils erscheinen könnte. Betrachten Sie in dieser Stunde uns als Gegner, und meinen Antrag, wie er ist, als in mei-

nem eigenen Interesse gemacht. Mein Anerbieten ist folgendes. Der Kaufpreis dieses Gutes würde, wenn ihn der Freiherr so berechnen wollte, daß er selbst keine Verluste leidet, jetzt mehr als hundert und sechzig tausend Thaler betragen. Ich biete Ihnen das Höchste, was das Gut nach meiner Ansicht in der gegenwärtigen Zeit werth sein mag: Uebernahme der Gutsschulden und Auszahlung von zwanzigtausend Thalern an den Freiherrn binnen vierundzwanzig Stunden; nach Ablauf dieser Frist wird das Gut an mich übergeben. Bis zu nächstem Ostern wünsche ich das Schloß in Ihren Händen zu lassen und würde, wenn dies ohne beiderseitige Inconvenienz geschehen kann, mich bis dahin gern als Ihren Gast betrachten. Ich werde in der Regel abwesend sein und Ihnen nicht zur Last fallen."

Lenore sah ängstlich in sein Gesicht, welches in diesem Augenblick hart aussah, wie das eines zähen Yankee; der Rest ihrer Fassung fiel zusammen, sie brach in dem Widerstreit stürmischer Gefühle in Thränen aus.

Fink lehnte sich ruhig in seinen Stuhl zurück, und ohne Rücksicht auf diese Stimmung fuhr er fort: „Sie sehen, ich biete Ihnen einen Verlust; was ich Ihnen nehmen will, ist wahrscheinlich die Hälfte Ihres Erbes, es ist in der Ordnung, daß Sie das verlieren. Der Freiherr hat zu schnell sein Vermögen an dieses Gut gewagt; daß Ihre Familie diesen Mangel an Vorsicht bezahlt, wird nicht zu vermeiden sein. Denn höher, als mein Gebot, ist der Kaufwerth des Gutes in seiner gegenwärtigen Verfassung sicher nicht. Ich würde unehrlich sein, wenn ich Ihnen verschweigen wollte, daß das Gut bei zweckmäßiger Behandlung in einigen Jahren das Doppelte werth sein kann, ich habe aber die feste Ueberzeugung, daß es unter Verwaltung des Freiherrn diesen Werth niemals erhalten wird. Wäre Anton hier geblieben, so hätte nicht er, aber die Verhältnisse hätten es möglich gemacht, Ihnen dies Vermögen zu erwerben. Jetzt ist auch diese Hoffnung für Sie dahin. Ich verberge Ihnen ferner nicht, Wohlfart hat mir soeben die Forderung gestellt, daß ich an seine Stelle treten soll."

Lenore machte noch in ihrem Schluchzen mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Es freut mich," fuhr Fink fort, „daß wir hierin einerlei Meinung sind; ich habe dies Anerbieten sehr bestimmt und für immer zurückgewiesen." So schwieg er und sah prüfend auf das Mädchen vor ihm, welchem seine Worte das Herz zerrissen. Er sprach rauh zu ihr, der Mann, für den sie Alles gethan hätte, um ein Lächeln, einen freundlichen Blick zu erhalten. Mit schlecht verhehlter Verachtung redete er von ihrem Vater, seine Worte waren die eines starren Egoisten. Und doch, als der herbe Ton, mit dem er sprach, in der Stube verhallt war, fiel ihr in die Seele, daß sein Anerbieten für ihre hülflose Lage immer noch ein Glück sein konnte. Und mit der Sehergabe eines liebenden Herzens ahnte sie hinter dem Antrag eine Meinung, die sie nicht verstand, die ihr aber wie ein ferner Hoffnungsstrahl in die Tiefe ihres Schmerzes leuchtete. Wie er sich auch stellte, es war kein gemeiner Sinn, der aus seiner Weise hervorbrach. Das krampfhafte Schluchzen löste sich in ein heftiges Weinen, sie versuchte sich vom Sopha zu erheben und glitt hinunter auf den Boden. So lag sie neben seinem Stuhl und stützte ihr Haupt auf die Lehne, ein Bild der leidenden Hingebung. Und unter strömenden Thränen sprach sie: „Sie täuschen mich nicht, machen Sie mit uns, was Sie wollen."

Das stolze Lächeln flog über das Gesicht des Mannes, er beugte sich zu ihr nieder, schlang seinen Arm um ihr Haupt, drückte einen Kuß auf ihr Haar und sagte: „Mein Kamerad, ich will, Sie sollen frei werden." Lenorens Haupt glitt an seine Brust, sie weinte ruhig fort, er hielt sie in seinem Arm. Endlich faßte er ihre Hand und schüttelte sie herzlich. „Wir beide wollen von heute ab einander verstehen. Sie sollen frei werden, Lenore, mir gegenüber frei, und frei von allem Andern, was Sie hier einengt. Sie verlieren einen Mann, der die aufopfernde Zärtlichkeit eines Bruders für Sie gehabt hat, und mir ist's recht, daß er sich von Ihnen löst. Ich frage

heut nicht, wollen Sie als mein Weib sich an mein Leben binden? denn Sie haben jetzt nicht die Freiheit, nach Ihrem Herzen zu entscheiden. Ihr Stolz soll nicht nein sagen, und das Ja soll Ihre Selbstachtung nicht verringern. Wenn der Fluch gelöst ist, welcher über Ihrem Hause liegt, und wenn es Ihnen frei steht, bei mir zu bleiben oder zu gehen, dann hole ich mir Bescheid. Bis dahin ehrliche Freundschaft, mein Kamerad."

Lenore erhob sich.

„Und jetzt denken wir an nichts, als an unser Gut," sagte Fink in verändertem Ton; „trocknen Sie die Thränen, die ich in Ihrem großen Auge sehr ungern sehe, und theilen Sie die officielle Hälfte meines Antrags dem Freiherrn und Ihrer Mutter mit. Wenn nicht eher, erbitte ich mir morgen um diese Zeit Antwort."

Lenore ging zur Thür, dort blieb sie stehen, sie wandte sich noch einmal nach ihm um und reichte ihm schweigend die Hand.

Langsam schritt Fink in Antons Zimmer zurück. Er trat zu dem Freund, der mit verschränkten Armen am Fenster stand und auf die Felder sah, welche im Dämmerlicht des Mondes vor ihm lagen. „Erinnerst du dich an das, Anton, was du am Tage meiner Ankunft von deinem Patriotismus erzählt hast?"

„Es war ja seit der Zeit oft die Rede davon," erwiederte Anton trübe.

„Ich habe mir's gemerkt," fuhr Fink fort. „Dies Gut soll nicht wieder unter den Scepter eines Herrn Bratzky kommen. Ich kaufe die Herrschaft, wenn der Freiherr will."

Anton wandte sich überrascht um. „Und Lenore?"

„Sie theilt das Schicksal ihrer Eltern, wir haben das soeben mit einander abgemacht." Er erzählte dem Freunde von seinem Anerbieten.

„Jetzt hoffe ich, daß Alles gut wird," rief Anton.

„Warten wir's ab," sagte Fink. „Drüben brennt ein

Fegefeuer für den Sünder, es ist mir lieb, daß ich seinen Jammer nicht mit anhören darf."

Am nächsten Morgen in der Frühe brachte der Bediente jedem der Freunde einen Brief aus dem Zimmer des Freiherrn; sie waren von Lenorens Hand, ihr Vater hatte in zitternden Zügen unterschrieben. In dem Briefe an Anton bat der Freiherr mit sorgfältig gewählten Worten um Vergebung, daß er ihn in einer krankhaften Aufwallung verletzt habe, und sprach seinen Dank für die treuen Dienste aus, die Anton ihm bis jetzt geleistet; in dem Briefe an Fink nahm er das Anerbieten an und bat, ihn, den Schreiber, so schnell als möglich von der Sorge zu befreien, die ihm die Verwaltung des Gutes bei seiner Krankheit machen müsse. Schweigend tauschten die Freunde diese Zuschriften gegen einander aus.

„So ist es entschieden," rief endlich Fink; „ich bin die halbe Welt durchlaufen und hatte überall etwas auszusetzen, und jetzt wühle ich mich in diese Sandgrube ein, wo ich gegen die polnischen Wölfe allnächtlich ein Feuer anzünden möchte. Du aber, Anton, erhebe dein Haupt und sieh vor dich, denn wenn ich jetzt eine Heimath gefunden habe, auch du gehst dorthin zurück, wo der beste Theil deines Herzens ist. — Und deßhalb, mein Junge, laß uns noch einmal deine Instruction überlegen. Du hast die Aufgabe, gewisse gestohlene Papiere zu ermitteln. Denke auch an die zweite. Thu, was du kannst, um der Familie das Wenige, was sie hier gerettet hat, zu sichern. Sieh zu, daß das alte Gut der Rothsattel bei der Versteigerung einen Preis erhält, der die Ansprüche aller Hypothekengläubiger deckt. Du mußt fort, ich fordere dich nicht auf, jetzt noch hier zu bleiben, aber du weißt, daß unter allen Umständen da, wo ich wohne, auch du zu Hause bist. — Und noch Eins. Ich würde den Amtmann ungern entbehren; wende deine Beredtsamkeit an, damit dein treuer Sancho hier bleibt, wenigstens über den Winter."

„Noch weiß Niemand," erwiederte Anton aufstehend, „daß ich dies Gut verlasse, er muß der Erste sein, der das erfährt. Ich gehe sogleich zu ihm."

Das unsaubere Zimmer, in dem einst Herr Bratzky der Verräther gehaust hatte, war durch Karls Hände in einen wohnlichen Raum verwandelt, der nur an dem einen Uebelstand litt, daß er zu voll von allerlei nützlichen Dingen war. Karl selbst hatte die Stube mit schöner Rosafarbe angestrichen, an der Wand hing im goldenen Rahmen ein Bild des alten Blüchers und daneben eine große Sammlung von Geräthschaften des Krieges und des Friedens, Flinte und Pulverhorn, Säge und Axt, Lineal und Winkelmaß. Am Fenster war eine kleine Hobelbank aufgestellt, eine Anzahl Rothkehlchen flatterte hin und her, es roch stark nach Leim. Oft hatte Anton hier ausgeruht und sich an Karls frischem Muth erholt, wenn ihm in den letzten Monaten das Leben schwer geworden war. Als er heut auf die bekannten Wände sah, fiel ihm mächtig auf's Herz, daß er auch von dem anspruchslosen treuen Mann scheiden müsse. Er lehnte sich an die Hobelbank und sagte: „Lege deine Rechnung bei Seite, Karl, und laß uns ein ernstes Wort mit einander reden."

„Jetzt kommt's," rief Karl, „es ist schon lange etwas im Werke: ich sehe an Ihrem Gesicht, daß alle Bomben geplatzt sind."

„Ich gehe fort von hier, mein Freund."

Karl ließ die Feder aus der Hand fallen und sah stumm in das ernste Antlitz ihm gegenüber.

„Fink übernimmt dies Gut, er hat es heut gekauft."

„Hurrah!" rief Karl; „wenn Herr von Fink der Mann ist, welcher — so ist Alles gut. Ich gratulire von Herzen," sagte er Antons Hand schüttelnd, „daß es so gekommen ist. In diesem Frühjahr hatte ich schon andere einfältige Gedanken. Jetzt aber ist's in der Ordnung. Und auch unsere Wirthschaft ist gerettet."

„Das hoffe ich auch," bestätigte Anton lächelnd.

„Aber Sie," fuhr Karl fort, und seine Miene wurde plötzlich ernst.

„Ich gehe nach unserer Hauptstadt zurück," erwiederte Anton; „dort habe ich für den Freiherrn noch einige Geschäfte abzumachen, dann suche ich einen Stuhl in einem Comtoir."

„Und wir haben hier ein Jahr zusammen gearbeitet," sagte Karl betrübt. „Sie haben die Plage gehabt, und ein Anderer wird ernten."

„Ich gehe zurück, wohin ich gehöre. Aber, lieber Karl, nicht um mich, sondern um deine Zukunft handelt sich's jetzt."

„Ich gehe natürlich mit Ihnen," rief Karl.

„Ich komme dich zu bitten, dies nicht zu thun. Könnten wir beide mit einander gemeinsam ein Geschäft beginnen, so würde ich dich mit aller Kraft an meiner Seite festhalten. Aber das ist unmöglich. Ich muß mir eine Stelle suchen. Ich war nie in der Lage, durch mein eigenes Vermögen eine selbstständige Stellung zu gewinnen. Ein Theil von dem Wenigen, was ich hatte, ist darauf gegangen; ich gehe nicht reicher von hier, als ich hergekommen bin. So würden wir uns trennen, sobald wir nach der Heimath kämen."

Karl saß mit gesenktem Haupte und dachte nach. „Herr Anton," sagte er, „kaum wage ich Ihnen von etwas zu reden, wovon ich selbst nichts weiß. Sie haben mir einige Mal gesagt, daß mein Alter ein Kauz ist, der auf Geldsäcken sitzt. Wie wär's?" fuhr er zögernd fort und arbeitete mit seinem Stemmeisen in den Stuhl. „Wenn Ihnen nicht zu wenig wäre, was in dem eisernen Kasten liegt — Sie nehmen das, und wenn's etwas mit Producten sein könnte, — es ist zwar sehr verwegen von mir, — vielleicht könnte ich Ihnen dann als Ihr Compagnon nützlich sein. Es ist nur so ein Gedanke, und Sie müssen mir das nicht übel nehmen."

Anton erwiederte bewegt: „Sieh, Karl, daß du mir einen solchen Vorschlag machst, ist ganz in deiner uneigennützigen Weise; aber es wäre ein Unrecht, wenn ich ihn annähme.

Das Geld gehört deinem Vater, und wenn auch er seine Einwilligung gäbe, und ich glaube, er würde es thun, so würde doch deine eigene Zukunft unsicherer, als sie jetzt ist. Jedenfalls wird dir das Vermögen deines Vaters in dem Berufe, in dem du heimisch bist, ein besseres Leben verschaffen, als in einem andern, in den du dich aus Liebe zu mir erst einarbeiten müßtest. Deßhalb ist es nützlicher für dich, mein Freund, daß wir uns trennen."

Karl griff nach seinem Taschentuch und räusperte sich kräftig, bevor er weiter frug: „Und Sie allein wollten das Geld nicht benutzen? Sie würden uns ja gute Interessen geben."

„Es ist unmöglich," erwiederte Anton.

„Dann gehe ich zu meinem Alten zurück und stecke meinen Kopf in einen Heuboden unserer Gegend," rief Karl ärgerlich.

„Das darfst du nicht," sagte Anton. „Du hast von diesem Gute mehr kennen gelernt, als ein Anderer; es wäre unrecht, wenn das verloren gehen sollte. Gerade Fink braucht jetzt einen Mann wie du, die Wirthschaft kann dich bis zum nächsten Sommer gar nicht entbehren. Als wir herkamen, zogen wir nicht in das Land, um uns Gutes zu thun, sondern um etwas zu schaffen. Mein Werk ist zu Ende, du bist mitten in deiner Arbeit. Du thust ein Unrecht gegen dich und deine Arbeit, wenn du jetzt scheidest." Karl hing wieder den Kopf.

„Was mir deinen Aufenthalt hier bisweilen ängstlich machte, war der geringe Lohn, den das Gut geben konnte, das wird jetzt anders werden."

„Reden wir nicht davon," sagte Karl stolz.

„Es ziemt sich, davon zu reden," sagte Anton, „denn der Mensch thut Unrecht, wenn er sein Bestes, seine Kraft, auf eine Arbeit verwendet, die ihm nicht in dem Grade lohnt, wie seine Thätigkeit verdient. Das giebt ein ungesundes Leben, und der Mensch kommt dabei in Gefahr, unsicher zu werden. Mir kannst du das glauben. Also ich bitte dich, hier zu bleiben, wenigstens bis zum nächsten Sommer, wo bei der großen

Ausdehnung, welche die Wirthschaft jetzt erhalten wird, ein erfahrener Inspector an deine Stelle treten kann."

„Und dann," frug Karl, „soll ich auch gehen?"

„Fink wird dich immer festhalten; wenn du aber dann gehen willst, Karl, so denke an das, was wir in diesem Jahre oft mit einander gesprochen haben. Du hast dich in das Leben unter den Fremden gewöhnt, du hast alle Erfordernisse eines Colonisten auf neuem Grunde. Wenn dich nicht eine größere Pflicht forttreibt, so ist deine Aufgabe, hier im Lande zu bleiben als Einer von uns. Wenn du von diesem Gut fortgehst, so kaufe dich unter den Fremden an. Es wird kein leichtes Leben für dich sein, und vieles Behagen wirst du entbehren, aber wir leben nicht in einer Zeit, wo ein tüchtiger Mann sich zur Ruhe setzen soll, um gemächlich seine Garben zu schneiden. Du hast ein muthiges Herz, du bist nicht gewöhnt, zu genießen, sondern zu erwerben. Du wirst mit der Pflugschar in der Hand hier ein deutscher Soldat sein, der den Grenzstein unserer Sprache und Sitte weiter herausrückt gegen unsere Feinde." — Er wies mit der Hand nach Morgen.

Karl reichte dem Freunde die Hand und sagte: „Ich bleibe."

Als Anton aus der Wohnung des Amtmanns trat, stand Lenore vor der Thür. „Ich erwarte Sie," rief sie Anton hastig entgegen, „kommen Sie mit mir, Wohlfart; so lange Sie noch hier sind, gehören Sie mir!"

„Wenn Ihre Worte weniger herzlich wären," erwiederte Anton, „so würde ich glauben, daß Sie sich in der Stille darüber freuen, mich los zu werden. Denn, liebes Fräulein, seit lange habe ich Sie nicht so muthig gesehen. Aufgerichtet und mit gerötheten Wangen treten Sie mir entgegen, auch das schwarze Kleid ist verschwunden."

„Dies ist das Kleid, das ich trug, als wir zusammen im Schlitten fuhren, damals freuten Sie sich darüber. Ich bin eitel," rief sie mit trübem Lächeln, „ich will, daß der letzte Eindruck, den ich Ihnen hinterlasse, ein fröhlicher sei. Anton, Freund meiner Jugend, was ist das für ein Verhängniß, daß

gerade wir scheiden müssen an dem ersten sorgenfreien Tage, den ich seit langer Zeit verlebe. Das Gut ist verkauft, heut athme ich wieder. — Was war das für ein Leben in den letzten Jahren, immer gequält, gedrückt, gedemüthigt von Freund und Feind, immer etwas schuldig zu sein, bald Geld, bald Dank, es war fürchterlich. Nicht Ihnen gegenüber, Wohlfart. Sie sind mein Jugendfreund, und wenn Sie im Unglück wären oder in Noth, so würde ich glücklich sein, wenn auch Sie mich riefen und zu mir sagten: Jetzt brauche ich dich, jetzt komm her, du wilde Lenore! — Ich will nicht mehr wild sein. Ich will an Alles denken, was Sie mir gesagt haben." So sprach sie aufgeregt in ihn hinein, und ihr Auge leuchtete. Sie hing sich an seinen Arm, was sie nie gethan hatte, und zog ihn durch alle Räume des Hofes. „Kommen Sie, Wohlfart, den letzten Gang durch die Wirthschaft, die unser war! — Diese Kuh mit der Blässe haben wir zusammen gekauft," rief sie. „Sie frugen mich beim Kauf um meine Meinung, das hat mir sehr wohl gethan."

Anton nickte. „Wir wußten Beide nicht recht Bescheid, und Karl mußte den Ausschlag geben."

„Ei was! Sie haben das Geld bezahlt, ich habe ihr das erste Heu gegeben, folglich gehört sie uns Beiden. — Sehen Sie sich noch einmal das schwarze Kalb an. Es ist reizend. Herr Sturm droht, er will ihm die Ohren roth anstreichen, damit es ganz aussieht, wie ein kleiner Teufel." Sie kauerte vor dem Kalbe nieder, drückte es an sich und streichelte es; plötzlich stand sie auf und rief: „Ich weiß nicht, warum ich so hübsch mit ihm thue, es ist nicht mehr mein, es gehört einem Andern." Aber hinter ihrem Zorn klang es wie Schelmerei. Sie zog ihn weiter. „Kommen sie zum Pony," bat sie. „Mein armes kleines Thier! Es ist alt geworden seit dem Tage, wo ich in unserm Garten hinter Ihnen herritt."

Anton liebkoste das Thier, und der Pony wandte seinen Kopf bald zu ihm, bald zu Lenore.

„Wissen Sie, wie es damals zuging, daß ich Ihnen auf

dem Pony begegnete?" frug Lenore über den Rücken des Pferdes herüber. „Es war kein Zufall. Ich hatte Sie unter dem Strauch sitzen sehen, heut darf ich's Ihnen sagen, und ich hatte gedacht: Wetter! das ist ein hübscher Junge, den wollen wir uns doch einmal ansehen. So war es gekommen, wie's kam."

„Ja," sagte Anton, „es kamen die Erdbeeren, es kam der See. Ich stand vor Ihnen und stopfte die Beeren hinein und war etwas weinerlich; aber bei alledem war mein Herz doch voll Freude über Sie, so schön und majestätisch standen Sie vor mir, ich sehe Sie noch im flatternden Gewand mit kurzen Aermeln, und an dem weißen Arm ein goldenes Armband."

„Wo ist das Armband hin?" frug Lenore ernst und stützte ihr Haupt auf den Hals des Pferdes. „Sie haben's verkauft, böser Wohlfart." — Die Thränen rollten ihr aus den Augen, sie faßte mit beiden Händen über den Rücken des Pony nach der Hand des Freundes. „Anton, wir konnten nicht Kinder bleiben." Dann strich sie mit der Hand über seine Wange und rief: „Mein Herzensfreund, lebe wohl; ade, ihr Mädchenträume, ade, du leichte Frühlingszeit, ich muß jetzt lernen ohne meinen Schutz durch die Welt laufen. — Ich werde Ihnen nicht Schande machen," sagte sie ruhiger, „ich werde immer verständig sein, ich werde auch gute Wirthschaft treiben. Von morgen fange ich an, ich gehe jetzt zu Babette in die Küche, ich weiß, daß Ihnen das lieb sein wird. Und ich werde sparen. Ich will wieder das Buch machen mit drei langen Strichen auf jeder Seite, ich werde Alles aufschreiben. Wir werden diese Sparsamkeit auch im Kleinen brauchen, Wohlfart. Ach, du arme Mutter!" Sie rang die Hände und sah wieder sehr bekümmert aus.

„Kommen Sie heraus in's Freie," bat Anton; „wenn es Ihnen recht ist, gehen wir nach dem Walde."

„Nicht in den Wald, nicht in die Försterei," sagte Lenore feierlich; „aber auf das neue Vorwerk gehe ich mit Ihnen."

So zogen Beide mit einander über das Feld. „Sie müssen mich heut führen," sagte Lenore, „ich lasse Sie nicht los."

„Lenore, Sie wollen mir den Abschied recht schwer machen.“

„Wird er Ihnen schwer?“ frug Lenore erfreut und schüttelte gleich darauf den Kopf. „Nein, Wohlfart, es ist nicht so, Sie haben sich in der Stille oft von mir fort gesehnt.“

Anton sah sie überrascht an.

„Ich weiß es,“ rief sie vertraulich und drückte ihn leise am Arm, „ich weiß es recht gut. Auch wenn Sie mit mir zusammen waren, Ihr Herz war nicht immer bei mir. Manchmal, ja; damals im Schlitten wohl, aber häufiger noch dachten Sie in die Fremde. Wenn Sie gewisse Briefe bekamen, die lasen Sie mit einer Hast — wie heißt doch der Herr?“ frug sie.

„Baumann,“ erwiederte Anton arglos.

„Gefangen!“ rief Lenore und drückte ihm wieder den Arm. „Wissen Sie, daß mich das eine Zeitlang sehr unglücklich gemacht hat? Ich war ein thörichtes Kind. — Wir sind klug geworden, Wohlfart, wir sind jetzt freie Leute und deßhalb können wir mit einander Arm in Arm gehen, o Sie lieber Freund!“

Als sie auf dem neuen Vorwerk ankamen, sagte Lenore zu der Frau des Vogtes: „Er geht fort von uns. Er hat mir erzählt, daß Sie ihm die erste Freude auf dem Gute gemacht haben durch den Strauß, den Sie für ihn pflückten. Holen Sie ihm jetzt den letzten. Ich selbst habe keine Blumen, in meiner Pflege gedeihen sie nicht. Hier hinter der Scheuer hat Alles geblüht, was von Gartenblumen auf dem Gute war.“

Die Vogtin band wieder einen kleinen Strauß zusammen, überreichte ihn Anton mit einem Knicks und sagte dabei wehmüthig: „Es ist gerade wieder so, wie vor einem Jahre.“

„Er aber geht,“ rief Lenore, wandte sich ab und drückte ihr Tuch in die Augen.

Dem Vogt und dem Schäfer schüttelte Anton herzlich die Hand. „Denkt freundlich an mich, Ihr braven Leute!“

„Sie haben uns immer ein gütiges Herz gezeigt," rief die Frau des Vogtes.

„Und Futter für Menschen und Thiere," sprach der Schäfer seinen Hut abnehmend, „und Ueberlegung, und Ordnung vor Allem."

„Für Eure Zukunft ist gesorgt," sagte Anton; „Ihr erhaltet einen Herrn, welcher mehr vermag als ich." Zuletzt küßte Anton noch den krausköpfigen Knaben des Vogts, hieß ihn die kleine Sparbüchse holen, die in dem Schranke stand, und steckte ihm ein Andenken hinein. Das Kind hielt ihn am Rock fest und wollte ihn nicht fortlassen.

Auf dem Rückwege sagte Anton: „Wenn mir etwas die Trennung erleichtert, so ist es die Zukunft, welche das Gut jetzt hat. Und ahnend hoffe ich, daß auch in Ihrem Leben sich glücklich lösen wird, was noch unsicher ist."

Lenore ging schweigend an seiner Seite, endlich frug sie: „Darf ich mit Ihnen über den Mann reden, der jetzt Herr dieses Gutes ist? Ich möchte wissen, wie Sie sein Freund geworden sind."

„Ich bin es geworden, weil ich mir ein Unrecht, das er mir zufügte, nicht gefallen ließ. Unser Verhältniß ist so fest geblieben, weil ich ihm in allen Kleinigkeiten gern nachgab, in größern Dingen fest auf meiner eigenen Ueberzeugung stand. Er hat eine hohe Achtung vor aller Kraft und Selbstständigkeit, er wird leicht hart, wo ihm Schwäche des Urtheils und des Willens entgegentritt."

„Wie soll eine Frau Festigkeit gewinnen gegenüber einem solchen Wesen?" sagte Lenore niedergeschlagen.

„Ja," erwiederte Anton nachdenkend, „einem Weibe, das sich ihm mit Leidenschaft ergiebt, wird das viel schwerer werden. Alles, was aussieht, wie Trotz und Eigensinn, wird er mit herber Strenge brechen, und die Besiegte wird er nicht schonen. Aber wo ihm ein würdiger und gehaltener Sinn entgegentritt, wird er ihn ehren. Und wenn ich jemals in die Lage käme, seiner künftigen Gattin einen Rath zu geben, so

wäre es der Rath, daß sie gerade ihm gegenüber sich vor Allem hüte, was bei Frauen für gewagt und keck gilt. Was ihm eine Fremde angenehm macht, weil es ihm schnell leichte Vertraulichkeit gestattet, gerade das wird er an seiner Hausfrau am wenigsten achten."

Lenore lehnte sich fester an ihn und senkte ihr Haupt. So kehrten Beide in tiefem Schweigen auf das Schloß zurück.

Am Nachmittage ging Anton an Karls Seite noch einmal durch Feld und Wald. Immer hatte er das Leben auf dem Gute als einen Aufenthalt in der Fremde empfunden, und jetzt, wo er scheiden sollte, erschien ihm Alles so vertraut, wie in seiner Heimath. Ueberall fand er etwas, worüber er in dem Jahre gesorgt hatte; an den Ackerstücken, den Häusern, den Thieren und dem Geräth haftete seine Arbeit. Er hatte den Weizen gekauft, der auf diesem Stück stand, er hatte die neuen Pflüge besorgt, womit der Knecht, den er in Dienst genommen, ackerte. Dort hatte er ein Dach gedeckt, hier eine schadhafte Brücke ausgebessert. Und wie Jeder, der neu in eine Thätigkeit hineinkommt, hatte er auf das frischerworbene Wissen gern Pläne gebaut, über allen Theilen des Gutes schwebten Entwürfe, Hoffnungen und Glück verheißende Projecte. Stets hatte er beklagt, daß er zu wenig für die Geschäfte vorbereitet war, die er so schnell übernommen hatte; jetzt, wo er sich von ihnen löste, empfand er nur, wie lieb sie ihm waren. — In der Försterei saß er noch eine Stunde mit dem ehrlichen Alten zusammen. Draußen warf der Herbst die Blätter von den Bäumen und entfärbte das lustige Grün der Natur. Hier um den Alten grünte der Wald, und in der vollen Kraft der späten Mannesjahre saß der trotzige Waldmann ihm gegenüber. Beim Abschied an der Pforte sagte der Förster: „Als Sie zuerst die Hand an diese Thür legten, dachte ich nicht, daß die Bäume über uns so fest stehen würden, und daß ich noch einmal anfangen sollte, mit andern Menschen zu leben. Sie haben einem alten Mann das Sterben schwer gemacht, Herr Wohlfart."

Die Trennungsstunde kam. Anton suchte den Freiherrn in seinem Zimmer auf und nahm von ihm einen kurzen und förmlichen Abschied, Lenore war ganz aufgelöst in weichem Gefühl, und Fink herzlich gegen ihn, wie gegen einen Bruder. Als Anton neben ihm stand und mit Rührung auf Lenore hinsah, sagte Fink: „Sei ruhig, mein Freund, hier wenigstens werde ich versuchen zu sein, wie du warst.“ Fink und Lenore begleiteten den Scheidenden zum Wagen, noch einen Blick warf Anton auf das Schloß, das an dem grauen Herbsttage so finster auf der öden Ebene stand, wie damals, wo er eingekehrt war. Dann sprang er in den Wagen, ein letzter Händedruck, ein Lebewohl; Karl ergriff die Zügel, sie lenkten bei der Scheuer in den Dorfweg, das Schloß war verschwunden. Die Reihe der schlechten Dorfhütten, die Brücke am Bach, den Wald, Alles sah er zum letzten Mal für lange Zeit. Am Ende des Waldes, an der Grenze des Gutes, dort, wo der Weg nach Kunau und Neudorf abgeht, hielt Karl an. Ein Trupp Männer stand am Grenzstein. Es waren die Leute vom Gut, der Förster, der Vogt und der Schäfer, dann der Schmidt von Kunau mit einigen Nachbarn, und der Sohn des Schulzen von Neudorf.

Erfreut sprang Anton vom Wagen und begrüßte noch einmal die Genossen.

„Der Vater schickt mich, Sie zu grüßen,“ sprach der Schulzensohn; „es geht besser mit seinen Wunden, aber er darf noch nicht aus der Stube;“ und der Kunauer Schmidt rief ihm als letztes Lebewohl nach: „Grüßen Sie unsere Landsleute da drin im Deutschen, und sie sollen unser niemals vergessen.“

Schweigend, wie am Tage seiner Ankunft, fuhr Anton neben seinem Getreuen auf der Landstraße dahin. Er war jetzt frei, frei von dem Zauber, der ihn hierher gelockt hatte, frei von manchem Vorurtheil, aber er war frei wie ein Vogel in der Luft. Er hatte ein Jahr rastlos gearbeitet und er mußte sich jetzt lösen von Allem, was ihn hier beschäftigt hatte; er hatte

die gerade Linie seines Lebens verlassen, um für Andere thätig zu sein, und er ging jetzt, sich selbst neue Arbeit zu suchen, er mußte von vorn anfangen. Ob er seine eigene Zukunft durch dieses Jahr stärker oder schwächer gemacht hatte, das war noch die Frage. Er hatte kennen gelernt, wie hohen Werth ein sicheres, geformtes und gesundes Leben in selbstständiger Thätigkeit habe, und er fühlte jetzt, daß er diesem Ziel ferner stehe, als vor einem Jahr. Er erkannte, daß er mit seiner eigenen Kraft ein keckes Spiel gewagt, und der Gedanke fiel wie ein trüber Hauch auf den Spiegel, in dem er die Gestalten der letzten Vergangenheit sah. Aber er bereute nicht, was er gethan. Er hatte Verluste gehabt, aber auch gewonnen, er hatte durchgesetzt, daß auf uncultivirter Fläche ein neues Leben aufgrünte; er hatte geholfen, eine neue Colonie seines Volkes zu gründen, er hatte den Menschen, die er liebte, den Weg zu einer sichern Zukunft gebahnt; er selbst fühlte sich reifer, erfahrener, ruhiger. Und so sah er über die Häupter der Pferde, die ihn seiner Heimath zuführten, und sagte zu sich selbst: „Vorwärts! ich bin frei, und mein Weg ist jetzt klar."

II.

Unterdeß stand Antons Hausgeist, die lederfarbene Katze, traurig auf ihrem Postament. Ein Jahr voll Grimm und Getöse war vergangen, die Katze hatte nichts davon gemerkt. Mit gesenktem Haupte sah sie in die leere Stube. Die Rouleaux waren niedergelassen, und kein Sonnenstrahl streifte ihr an die kleinen Ohren. Nichts regte sich in dem Zimmer, als der Staub, welcher zu den Fenstern eindrang, eine Weile um die Katze wirbelte und endlich müde dahinsank auf ihr Gipsfell, auf den Schreibtisch und den Teppich des Fußbodens.

Es war ein schlimmes Jahr für den Gips, und er wäre in der Einsamkeit untergegangen, daß man seine schlauen Aeuglein und sein glattes Fell unter mißfarbigem Staub nimmermehr erkannt hätte, wenn ihm nicht manchmal ein freundschaftlicher Besuch zu Hülfe gekommen wäre. Denn an stillen Abenden vergoldete der Schein einer wandernden Lampe das Barthaar der Katze. Dann fuhr eine weiche Hand ihr liebkosend über das Fell, die Fenster der Stube wurden auf eine Viertelstunde geöffnet, etwas Mondenschein drang in das Zimmer, und einige Schwämme und Bürsten dienstbarer Mädchen fuhren schnell über den Fußboden. Dann schnurrte die Katze ein wenig, aber gleich darauf fiel ihr die Verlassenheit schwer auf's Herz, und sie versank wieder in ihren regungslosen Zustand.

Heute ist eine frische Mondnacht, Alles im Hause schläft, in allen Stuben und Kammern sind die Menschen zur Ruh gegangen, Alles schläft und Niemand denkt daran, daß er sich zur Heimkehr bereitet, der schon ein Kind der Handlung war, als ihn sein alter Vater mit dem Sammtkäppchen noch auf dem Knie hielt. Kein Mensch im Hause denkt daran, und wer weiß, ob Viele es wünschen. Aber das große Haus weiß es, und in der Nacht rührt sich's in allen Winkeln, und es knistert im Holz, und es summt in den Galerien, und es arbeitet leise in allen Wandverschlägen, der Mondschein überzieht heut alle Gänge mit mattem Silber, und in den geheimsten Winkeln zittert ein dämmriges Licht.

Wer heut Nacht die gelbe Katze sehen könnte, der würde sich wohl wundern. Sie leckt sich und strählt sich, sie streckt die steifen Beinchen und hebt den Schwanz lustig in die Höhe; endlich springt sie vom Schreibtisch herunter und zur Stubenthür hinaus in den Hof. Feierlich schreitet sie durch alle Gänge und Löcher des Hauses. Und wo sie hinkommt, da wird es lebendig, und alles kleine Gesindel von Hausgeistern, das in einem solchen Baue unvermeidlich ist, das rührt sich und fährt aufgeregt durcheinander. Graue, schattenhafte Kerl-

chen kommen aus den Ofenlöchern und unter den Pulten der Schreibstube hervorgeschlüpft, sie fegen die Treppen und die Gänge rein und fahren um den alten Pluto herum, der neben dem schlafenden Hausknecht die Wache hält, so daß der große Hund nicht einschlafen kann und mit Knurren und leisem Gebell auf die Arbeit der Heimlichen hinblickt.

Und die Katze kommt bei der Schlafkammer Sabinens vorbei und miaut leise, für Menschen unhörbar; aber das Wichtelmännchen, das dort in der Höhlung von Sabinens Lampe wohnt, kommt nicht heraus, es schüttelt mit dem Kopf und murmelt: „Wir wollen uns nicht freuen;“ und im Zimmer des Kaufmanns ist auch kein guter Wille, die Ankunft des Entfernten zu feiern, ja was von dem stillen Volke dort wohnt, das ist stolz und schimpft durch's Schlüsselloch auf die Katze. Aber der Gips läßt sich nicht stören; und das ganze übrige Haus läßt sich nicht stören. Und auf der großen Waage sitzt eine zahlreiche lustige Gesellschaft. Was von Wichtelmännchen im Hause ist, und es giebt viel solches Zeug in dem fleißigen Hause, das ist heut zu großer Festfeier versammelt, und in der Mitte sitzt die Katze, schnurrend und glänzend, und sie leckt sich vor Freude, und die Lustigsten der Societät klettern hinauf zu dem Balken der Waage und schneiden von da Gesichter gegen die Stube des Prinzipals, ja auch gegen ihren Liebling Sabine.

Kein Mensch weiß, daß er zurückkommen wird, aber das Haus merkt es, und es schmückt sich und öffnet seine Thüren, den heimkehrenden Freund zu empfangen.

Es ist den Tag darauf gegen Abend, Sabine steht in ihrer Schatzkammer vor den geöffneten Schränken, sie ordnet die neue Wäsche und bindet wieder rosafarbene Zettel um die Nummern der Gedecke. Natürlich weiß sie von nichts und sie ahnt nichts. Ihr weißer Damast glänzt heut wie Silber und Atlas; der geschliffene Glasdeckel, den sie von dem alten Familienpokal hebt, giebt einen fröhlichen Klang gleich einer Glocke, und lange noch zittern die Schwingungen in dem

Holz des großen Schrankes nach. Alle gemalten Köpfe auf ihren Porcellantassen sehen heut ausnehmend lustig aus, Doctor Martinus Luther und der Schwarzkünstler Faust verziehen die Gesichter und lachen, sogar der Göthe lächelt, und es ist gar nicht zu sagen, wie sehr der alte Fritz lacht. Es blinkt und schimmert in allen Fächern der Schränke, jeder alte Glasnapf verspürt ein heimliches Ziehen und Klingen; nur Sabine merkt nichts, die kluge Herrin des Hauses weiß gar nicht, was alle Kleinen wissen. Oder ahnt sie doch etwas? Horch! sie singt. Lange ist kein fröhliches Lied von ihren Lippen geflogen, heut aber ist ihr leicht um's Herz, und wenn sie auf das glänzende Heer von Glas und Silber sieht, das vor ihr im Schranke aufgestellt ist, fällt etwas von dem bunten Glanz in ihre Seele; ihre Lippen bewegen sich, und leise, wie der Gesang eines Waldvogels, klingt ein Lied aus der Kinderzeit in der kleinen Stube. Und von dem Schrank tritt sie plötzlich an's Fenster, wo das Bild ihrer Mutter über dem Lehnstuhl hängt, und sie sieht das Bild fröhlich an und singt vor dem Angesicht der Mutter dasselbe Kinderlied, das die Mutter vom Lehnstuhl aus einst der kleinen Sabine gesungen.

Da gleitet eine verhüllte Gestalt durch den Hausflur. Im offenen Waarengewölbe steht Balbus, der jetzt im Kreis der großen Waage befiehlt, er sieht mit halbem Blick auf die Gestalt und denkt verwundert: „Der sieht ein wenig Anton ähnlich.“ Die Hausknechte schlagen eine Kiste zu, und der älteste wendet sich zufällig herum und sieht einen Schatten, der durch die Laterne an die Wand geworfen wird, und hält einen Augenblick mit Schlagen inne und sagt: „Das war fast, als wenn's Herr Wohlfart wäre.“ Und hinten im Hofe hört man ein lautes Bellen und das Springen des Hundes, und Pluto kommt außer sich zu den Hausknechten gelaufen und schlägt mit dem Schwanze, bellt und leckt ihre Hände und erzählt in seiner Art die ganze Geschichte. Aber auch die Hausknechte wissen von nichts und einer sagt: „Es war ein Geist, man sieht nichts mehr.“

Da öffnet sich die Thür zu Sabinens Kammer. „Sind Sie's, Franz?“ frägt Sabine sich unterbrechend. Niemand antwortet. Sie wendet sich um, ihr Auge blickt gespannt und ängstlich auf die Männergestalt, welche an der Thür steht. Da zittert ihre Hand und faßt nach der Lehne des Stuhls, sie hält sich fest und er eilt auf sie zu, und in leidenschaftlicher Bewegung, ohne daß er weiß, was er thut, kniet er neben dem Stuhl nieder, in den sie gesunken ist, und legt sein Haupt auf ihre Hand.

Das war Anton. Keines sprach ein Wort. Wie auf eine holde Erscheinung sah Sabine auf den Knieenden nieder, und leise legte sie die andere Hand auf seine Schulter. Und in dem Raume blinkt und klingt es fort; die Lampe wirft ihren hellen Schein auf die beiden Kinder der Handlung, und das Bild der Hausfrau über dem Armstuhl sieht freundlich auf die Gruppe herab.

Sie frug nicht, weshalb er kam, nicht ob er frei war von dem Zauber, der ihn fortgetrieben hatte. Als er vor ihr kniete und sie in sein offenes Auge sah, das ängstlich und voll Zärtlichkeit das ihre suchte, da verstand sie, daß er zurückkehrte zu dem Hause, zum Bruder, zu ihr.

„So lange waren Sie in der Fremde,“ sagte sie klagend, aber mit einem seligen Lächeln auf ihrem Antlitz.

„Immer war ich hier,“ rief Anton leidenschaftlich. „Schon in der Stunde, wo ich von diesen Mauern schied, ahnte ich, daß ich Alles aufgab, was für mich Friede und Glück heißt. Jetzt treibt es mich unwiderstehlich in Ihre Nähe, ich muß Ihnen sagen, wie es in mir aussieht. Sie habe ich verehrt wie ein geweihtes Bild, so lange ich in Ihrer Nähe lebte. Der Gedanke an Sie war auch in der Fremde mein Schutz. Er behütete mich in der Einsamkeit, in einem ungeordneten Leben, in großer Versuchung. Ihre Gestalt stellte sich rettend zwischen mich und eine Andere. Oft sah ich Ihr Auge auf mich gerichtet, wie damals, wo ich bei Ihnen Hülfe suchte vor mir selbst; oft erhob sich Ihre Hand, sie winkte und warnte

vor der Gefahr, die mich lockte. Wenn ich mich nicht verloren habe, Ihnen, Sabine, danke ich das."

Wieder beugte er sich über ihre Hand. Sabine hielt ihn fest und sprach leise über seinem Haupt: „Mein Freund, mein lieber Freund! beide mußten wir dasselbe erfahren, wir haben geträumt, und mit unserem Gefühl gerungen, und wir haben uns entschlossen, beide haben wir überwunden. Was müssen Sie gelitten haben, mein Freund!"

„Nein," rief Anton, „es war nicht dasselbe Leid und nicht dieselbe Kraft. Ich habe Sie damals gesehen und angebetet, während Sie in stiller Fassung sich selbst vertrauten. Ich war ein schwacher, begehrlicher Mann, und ich weiß nicht, wohin ich gekommen wäre, wenn nicht die Erinnerung an Sie in meiner Seele gelebt hätte. In der Ferne wurde die Macht, die Ihr Wesen auf mich ausübt, immer größer, und nur weil ich an Sie dachte, wurde ich frei."

„Und wissen Sie denn, ob es bei mir nicht eben so war?" frug Sabine und sah ihn zärtlich an.

„Sabine!" rief Anton hingerissen.

„Ja, das ist Ihr ehrliches Angesicht," rief das Mädchen. „Ach, auch in Ihren Zügen finde ich die Spur der eisernen Zeit." — Sie erhob sich. „Wir haben von Ihren Heldenthaten gehört, obgleich Sie in dem langen Jahr nichts für uns hatten, als einen kurzen Gruß."

„Durfte ich anders?" unterbrach sie Anton eifrig.

Sabine nickte ihm zu. „Wie habe ich auf jede Nachricht gelauscht, die uns durch Ihre Vertrauten kam. Wenn ich in diesen sichern Mauern an den Freund dachte, der draußen unter erbitterten Feinden lebte, jedem Angriff der Wüthenden ausgesetzt — Wohlfart, Wohlfart, ich freue mich, daß ich Sie wiedersehe."

„Ein Anderer hat jetzt das Gut und die Sorge für die Schutzlosen," erwiederte Anton.

„Es ist eine Fügung des Schicksals, daß es so gekommen ist," rief Sabine und sah mit holder Freude auf den Wiedergefundenen.

In dem gleichförmigen Leben des Hauses hat sie jahrelang eine herzliche Neigung zu Anton herumgetragen. Seit er von ihr gezogen, weiß sie, daß sie ihn liebt, mit stiller Fassung hat sie wieder den Schmerz in sich verschlossen. Weder ihre Liebe, noch ihre Entsagung ist in dem regelmäßigen Hause sichtbar geworden. Kaum durch einen Blick, durch keine Miene hat sie verrathen, was in ihr vorgeht; wie sich für ein Kind der Handlung schickt, in welcher das Soll und Haben der Menschen pünktlich und ohne alles Gefühl gebucht wird. Jetzt, in der Freude des Wiedersehens bricht aus ihrem gehaltenen Wesen die Blüthe der Leidenschaft. Sie steht in strahlender Freude vor dem Mann und denkt an nichts, als das Glück, ihn wieder zu haben, und sie merkt in ihrer Freude nicht, daß in Antons bleichen Zügen noch eine andere Empfindung zuckt. Er hat sie gefunden, aber nur, um sie für immer zu verlieren.

Noch immer hält ihn Sabine an der Hand und sie zieht ihn fort durch die Glasgalerie über den Flur bis an das Arbeitszimmer des Bruders.

Was thust du, Sabine? Dies Haus ist ein gutes Haus, aber es ist keins, wo man poetisch fühlt und sich leicht rühren läßt, die Arme schnell öffnet und den an's Herz drückt, der grade kommt, um herein zu fallen. Es ist ein nüchternes, prosaisches Haus! Mit kurzen Worten wird hier gefordert und verweigert. Und es ist ein stolzes und strenges Haus! Denke daran! Kein zärtlicher Willkommen wird es sein, zu dem du deinen Freund führst.

Das empfand auch Sabine, und ihr Fuß zögerte einen Augenblick, ehe sie die Thür öffnete, aber sie entschloß sich schnell, und Antons Hand festhaltend, zog sie ihn über die Schwelle, und mit glücklichem Antlitz rief sie dem Bruder zu: „Hier ist er, er kommt zu uns zurück!“

Der Kaufmann erhob sich von seinem Arbeitstisch, aber er blieb am Tisch stehen, und was er zuerst sprach, ruhig, kalt im Ton des Befehls, das waren die Worte: „Lassen Sie die Hand meiner Schwester los, Herr Wohlfart.“

Sabine trat zurück, Anton stand allein in der Mitte des Zimmers und sah erschüttert auf den Kaufmann. Die kräftige Gestalt des Mannes war in dem letzten Jahre gealtert, sein Haar ergraut, die Züge noch tiefer gefurcht. Nicht klein war der Kampf gewesen, der ihn so verändert hatte. „Daß ich auf die Gefahr, Ihnen unwillkommen zu sein, hier eintrete," sprach Anton, „wird Ihnen zeigen, wie stark meine Sehnsucht war, Sie und die Handlung wiederzusehen. Habe ich einst Ihre Unzufriedenheit erregt, lassen Sie mich das nicht in dieser Stunde fühlen."

Der Kaufmann wandte sich zu seiner Schwester: „Verlaß uns, Sabine, was ich mit Herrn Wohlfart zu besprechen habe, will ich ohne Zeugen abmachen." Sabine eilte auf den Bruder zu und stand ihm aufgerichtet gegenüber. Sie sprach kein Wort, aber mit hellem Blick, in dem ein fester Entschluß zu lesen war, sah sie in seine zusammengezogenen Augen, dann verließ sie das Zimmer. Der Kaufmann sah ihr düster nach und wandte sich zu Anton. „Was führt Sie zu uns zurück, Wohlfart?" frug er; „haben Sie auf dem Lande nicht erreicht, was Ihr jugendlicher Eifer träumte, und kommen Sie jetzt her, in dem Bürgerhause das Glück zu suchen, das Ihnen einst für Ihre Ansprüche zu leicht schien? Ich höre, Ihr Freund Fink hat sich auf dem Gut des Freiherrn festgesetzt, hat er Sie in unser Haus zurückgeschickt, weil Sie ihm dort im Wege waren?"

Antons Stirn umwölkte sich. „Nicht als Abenteurer, welcher das Glück sucht, trete ich vor Ihre Augen. Sie sind ungerecht, wenn Sie einen solchen Verdacht aussprechen, und mir ziemt nicht, ihn zu ertragen. Es gab eine Zeit, wo Sie freundlicher über mich urtheilten, an diese Zeit dachte ich, als ich Sie aufsuchte; ich denke jetzt daran, um Ihre kränkenden Worte zu verzeihen."

„Sie haben mir einst gesagt," fuhr der Kaufmann fort, „daß Sie sich in meiner Handlung und in diesem Haus fühlten, wie in Ihrer Heimath. Und Sie hatten hier eine Hei-

math, Wohlfart, in unserem Herzen und im Geschäft. In einer leichten Wallung haben Sie uns aufgegeben, und wir, trauernd und mit schwerem Herzen haben mit Ihnen dasselbe gethan. Wozu kehren Sie zurück? Sie können uns kein Fremder sein, denn wir haben Sie lieb gehabt, und ich persönlich bin Ihnen tief verpflichtet. Sie können uns der alte Freund nicht mehr sein, denn Sie selbst haben gewaltsam das Band gelöst, das Sie an uns fesselte. Sie haben mich, gerade als ich so etwas am allerwenigsten erwartete, daran erinnert, daß nur ein einfaches Contractverhältniß Sie in meinem Comtoir festhielt. Was suchen Sie jetzt? Wollen Sie wieder einen Platz in meinem Comtoir, oder wollen Sie, wie es den Anschein hat, noch mehr?"

„Ich will nichts," rief Anton in überströmendem Gefühl, „nichts, als die Versöhnung mit Ihnen. Ich will keinen Platz im Comtoir, und nichts Anderes. In der Stunde, als ich das Gut des Freiherrn verließ, stand in mir fest, daß mein erster Weg in Ihr Haus sein mußte, und mein nächster wieder hinaus, um mir wo anders eine Thätigkeit zu suchen. Was ich auch in diesem Jahr verloren habe, meine Selbstachtung habe ich nicht verloren, und wenn Sie mir so freundlich entgegengekommen wären, wie mein Herz mich zu Ihnen zog, ich würde Ihnen in der ersten Stunde dasselbe gesagt haben, was Sie jetzt von mir hören wollen. Ich weiß, daß ich nicht hier bleiben kann. Ich habe es schon in der Fremde gefühlt, so oft ich an dies Haus dachte. Seit ich diese Mauern betreten habe, und seit ich Ihre Schwester wiedergesehen, seitdem weiß ich, daß ich hier nicht bleiben darf, ohne unehrlich zu handeln."

Der Kaufmann trat an das Fenster und sah schweigend in die Nacht hinaus. Als er sich umwandte, war die Härte von seinem Gesicht verschwunden, er sah mit prüfendem Blick auf Anton. „Das war ehrlich gesprochen, Wohlfart," sagte er endlich, „und ich will hoffen, auch ehrlich gedacht; und eben so will ich Ihnen sagen, es thut mir noch jetzt leid, daß

Sie von uns gegangen sind. Ich kannte Sie, wie selten ein älterer Mann den jüngeren kennen lernt; unter meinen Augen waren Sie in der Handlung heraufgekommen, ich konnte auf die Reinheit Ihrer Empfindungen vertrauen, ich wußte, daß kein unehrenhafter Gedanke in Ihrer Seele heimisch war. Jetzt, lieber Wohlfart, sind Sie mir ein Fremder geworden. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen das sage. Ein ungeregeltes Begehren hat Sie in Verhältnisse gelockt, welche nach Allem, was ich davon weiß, ungesund sein müssen für Jeden, der darin lebt. Sie haben in einer Landschaft, wo die Gewissen oft weiter sind, als bei uns, und die menschlichen Verhältnisse weniger fest geordnet, die Verwaltung eines zerrütteten Wohlstandes gehabt, Sie sind der Vertraute eines bankrotten Schuldners gewesen, der manche Eigenschaft eines braven Mannes bewahrt haben mag, der aber in schlechten Geschäften mit verzweifelten Menschen das verloren hat, was in meiner Handlung Ehre heißt. Gern nehme ich an, daß Ihre Redlichkeit sich geweigert hat, dort etwas zu thun, was gegen Ihre Ueberzeugung war; aber, Wohlfart, ich wiederhole Ihnen jetzt, was ich Ihnen schon früher gesagt habe: jede fortgesetzte Thätigkeit unter Schwachen und Schlechten bringt auch den Ehrenmann in Gefahr. Allmälig, und ohne daß er es merkt, erscheint ihm erträglich, was ein Anderer in sichrerer Lage von sich fern hält, und die gebieterische Nothwendigkeit zwingt ihn, in Maßregeln zu willigen, die er anderswo mit kurzem Entschluß abgewiesen hätte. Ich bin überzeugt, daß Sie geblieben sind, was die Welt einen ehrenhaften Geschäftsmann nennt, aber die stolze Reinheit Ihrer kaufmännischen Ehre, die leider bei Vielen in unserer Geschäftswelt für eine Pedanterie gilt, ob Sie die sich bewahrt haben, das weiß ich nicht; und daß ich in der Stunde, wo ich Sie wiedersehe, daran zweifeln muß, und daß ich Ihnen das sagen muß, sehen Sie, das macht mir diese Zusammenkunft schmerzlich."

Anton wurde bleich wie das Tuch, das er in der Hand hielt, und seine Lippe zitterte, als er antwortete: „Es ist ge-

nung, Herr Schröter! Daß Sie mir in der ersten Stunde das Bitterste sagen, was man einem Gegner sagt, ist mir ein Beweis, daß ich Unrecht gethan habe, dies Haus wieder zu betreten. Ja, Sie haben Recht, in dieser ganzen Zeit hat mich das Gefühl nicht verlassen, daß die Gefahr, die Sie erwähnen, um meine Seele schwebte. In dem ganzen Jahr habe ich als das größte Unglück empfunden, daß die Geschäfte, für welche ich mich interessiren mußte, mir nicht erlaubten, den Mann hochzuachten, für den ich arbeitete. Ihnen aber darf ich, nicht weniger stolz als Sie, antworten, daß die Reinheit des Mannes, welche sich ängstlich vor der Versuchung zurückzieht, nichts werth ist, und wenn ich etwas aus einem Jahr voll Kränkungen und bitterer Gefühle gerettet habe, so ist es gerade der Stolz, daß ich selbst geprüft worden bin, und daß ich nicht mehr wie ein Knabe aus Instinct und Gewohnheit handle, sondern als ein Mann, nach Grundsätzen. Ich habe in diesem Jahr zu mir ein Vertrauen gewonnen, das ich früher nicht hatte; und weil ich mich selbst achten gelernt habe, so sage ich Ihnen jetzt, daß ich Ihren Zweifel sehr wohl verstehe, daß ich aber, seit Sie ihn ausgesprochen, das Band für zerrissen halte, welches mich auch in der Fremde an Ihr Haus fesselte. Ich gehe, um diese Stätte nicht wieder zu betreten. Leben Sie wohl, Herr Schröter."

Anton wandte sich zum Gehen, der Kaufmann eilte ihm nach, und seine Hand legte sich auf Antons Schulter.

„Nicht so schnell, Wohlfart," sagte der Kaufmann weich; „der Mann, welcher den Streich des polnischen Säbels von mir abgewandt hat, soll nicht gekränkt und im Zorn mein Haus verlassen."

„Erinnern Sie uns beide nicht an die Vergangenheit," sprach Anton, „das ist jetzt unnütz. Nicht ich, Sie selbst haben Kränkung und Zorn in unser Wiedersehen gebracht. Und Sie, nicht ich, haben vernichtet, was uns aus alter Zeit aneinander fesselte."

„Nein, Wohlfart," sagte der Kaufmann. „Wenn ich Sie

durch meine Worte mehr verletzt habe, als ich wollte, so sehen Sie das meinem grauen Haar nach und einem Herzen, welches jahrelang voll schwerer Sorgen war, auch voll Sorgen um Sie. Wir sehen uns beide nicht so wieder, wie wir uns getrennt haben, und wenn zwei Männer etwas gegen einander auf der Seele tragen, so sollen sie das in der Stunde des Wiedersehens ehrlich aussprechen, damit ihr Verhältniß klar werde. Wären Sie mir weniger werth, so hätte ich mein Bedenken wohl zurückgehalten, und mein Gruß wäre höflicher gewesen. Jetzt aber biete ich Ihnen den Willkommen. Schlagen Sie ein."

Anton legte seine Hand in die des Kaufmanns und sprach: „Leben Sie wohl."

Der Kaufmann aber hielt die Hand Antons fest und sagte lächelnd: „Nicht so schnell; ich lasse Sie noch nicht fort. — Denken Sie, daß es Ihr ältester Bekannter ist, der Sie jetzt ersucht, zu bleiben," fügte er ernst hinzu, als Anton noch immer an der Thür stand.

„Ich bleibe heut Abend, Herr Schröter," sagte Anton mit Haltung.

Der Kaufmann führte ihn zum Sopha. „Manches habe ich von Ihren Abenteuern gehört, aus Ihrem Munde möchte ich sie vollständiger erfahren. Und auch Sie werden Interesse daran nehmen, wie es uns gegangen ist, davon zuerst." Er begann zu erzählen, was unterdeß in der Handlung geschehen war. Es war kein heiteres Bild, das er Anton zeigte, aber sein Bericht bannte aus Antons Herzen einen Theil der Kälte, welche der herbe Empfang des Prinzipals angesammelt hatte, denn Anton verstand, welches Vertrauen der Kaufmann ihm durch seine Worte schenkte. Dieser erwähnte Manches, was der Geschäftsmann nur selten seinen Freunden mittheilt, alle wichtigeren Geschäfte, den geringen Gewinn und die großen Verluste des letzten Jahres.

Nach und nach zog wieder Friede und ein Schimmer von Behagen durch das Haus, alle guten Hausgeister, die während

der Unterredung zwischen den beiden Männern erschreckt in die Mauselöcher gekrochen waren, steckten jetzt muthig die Köpfe hervor, und die unter dem Geheimbuch fingen an, gegen die andern vertraulich zu werden.

Unvermerkt war Anton in das Geschäft zurückversetzt, schnell machte er alle Stimmungen des Jahres noch einmal durch, wieder röthete sich seine Wange, sein erloschenes Auge erhielt Glanz, und unwillkürlich begann er von den Geschäften in der Handlung zu sprechen, als gehörte er noch dazu. Da hielt ihm der Kaufmann wieder mit trübem Lächeln die Hand hin, und jetzt schlug Anton herzhaft ein, die Versöhnung war geschlossen.

„Und jetzt sprechen wir von Ihnen, lieber Wohlfart," fuhr der Kaufmann fort; „Sie haben mir einst über Ihre Thätigkeit für den Freiherrn Mittheilungen gemacht, die ich damals ungeduldig zurückwies, jetzt bitte ich Sie, mir zu erzählen, was Sie dürfen."

Anton berichtete, was kein Geheimniß war; der Kaufmann hörte gespannt, ja ängstlich auf Alles, was Anton von den Geschäften des Freiherrn und seiner eigenen Arbeit erwähnte. Anton sprach mit Zurückhaltung, denn sein Stolz bäumte in der Stille gegen das Ausfragen auf. Aber er gönnte dem Kaufmann doch Manches, was dazu half, diesen getrosten Muths zu machen.

„Erlauben Sie mir auch über Ihre Zukunft zu reden," begann der Kaufmann endlich und erhob sich von seinem Stuhl. „Nach dem, was Sie mir angedeutet haben, fordere ich Sie nicht auf, die nächsten Jahre in meinem Geschäft zuzubringen, so willkommen Ihre Hülfe mir gerade jetzt wäre. Aber ich bitte, daß Sie mir überlassen, eine Stellung zu suchen, die für Sie paßt. Wir wollen gemeinsam prüfen und uns darin nicht übereilen. Unterdeß bleiben Sie in den nächsten Wochen bei uns. Ihr Zimmer ist leer, Alles darin unverändert. Wie ich höre, haben Sie in diesen Monaten ohnedies noch eine Verpflichtung zu erfüllen. Davon werden Sie

sich unterdeß befreien können. Und wenn Sie Zeit und Lust haben, mir nebenbei im Comtoir zu helfen, so wird mir das sehr willkommen sein. — Was Ihr Verhältniß zu meinem Haus betrifft," fuhr er ernster fort, „so vertraue ich Ihnen vollständig. Es ist mir Bedürfniß, Ihnen das zu beweisen, auch deßhalb mache ich Ihnen diesen Vorschlag."

Anton sah schweigend vor sich nieder.

„Ich muthe Ihnen nichts Peinliches zu," sagte der Kaufmann; „Sie wissen, wie es in unserm Haushalt zugeht, man muß manchmal die Gelegenheit sehr suchen, mit einander zu sprechen. Für Sabine und für Sie wünsche ich auf einige Wochen das Zusammenleben in der alten Weise, und wenn die Zeit kommt, ein ruhiges Scheiden. Ich wünsche das auch meiner Schwester wegen, Wohlfart," fügte er mit Offenheit hinzu.

„Dann," sagte Anton, „bleibe ich."

Unterdeß ging Sabine unruhig in ihrem Zimmer umher und lauschte auf einen Ton aus der Arbeitsstube des Bruders. Aber wie oft ihr traurige Gedanken kamen, heut vermochten sie sich nicht festzusetzen. Wieder knisterte das Feuer, und wieder lauschte sie auf den Schlag der Uhr, aber das Tannenholz knackte und prasselte heut lustig im Ofen und machte einen ungewöhnlichen Lärm. Unaufhörlich fuhren kleine Freudenraketen in der Gluth umher, und die Funken flogen durch das Zugloch der Ofenthür mitten in die Stube. Sie konnte nicht traurig werden und sie konnte sich nicht ängstigen, denn immer wieder tickte die Uhr in ihre Gedanken: Er ist gekommen, er ist da!

Die Thüre öffnete sich, die Tante trat eilig herein. „Was höre ich!" rief die Tante. „Ist es möglich? Franz behauptet, daß Wohlfart bei deinem Bruder ist."

„Er ist da," sagte Sabine abgewandt.

„Was ist das wieder für ein geheimnißvolles Benehmen," fuhr die Tante unzufrieden fort. „Warum bringt Traugott ihn nicht herüber? Und in seiner Stube ist noch nichts zu-

recht gemacht. Wie kannst du so ruhig hier stehen, Sabine? Ich begreife dich nicht."

„Ich warte," sagte Sabine leise, aber sie selbst faßte mit einer Hand nach der andern und hielt sie am Gelenk fest, denn die Hand zitterte.

Da näherten sich Männerschritte dem Zimmer, der Kaufmann trat mit Anton ein und rief schon an der Thür: „Hier ist unser Gast." Und als Anton und die Tante einander freudig begrüßten, sagte der Kaufmann: „Herr Wohlfart wird einige Wochen bei uns wohnen, bis er eine Stelle gefunden hat, wie ich sie für ihn wünsche." Höchlich erstaunt hörte die Tante diesen Beschluß, und Sabine rückte stark mit den Tassen, um ihre Unruhe zu verbergen. Aber keine der Frauen machte eine Bemerkung, und die eifrige Unterhaltung an der Abendtafel überdeckte die Bewegung, welche in Allen nachzitterte. Jeder hatte viel zu fragen und viel zu erzählen, denn für Alle war das letzte Jahr reich an großen Begebenheiten gewesen. Wohl war ein Zwang bemerkbar auch in Antons Haltung, als er von seinem Leben in der Fremde sprach, von Fink und von der deutschen Colonie, die sich auf dem Gute festgesetzt hatte. Und mit gesenktem Haupt hörte Sabine auf seine Worte. Aber der Kaufmann wurde immer heiterer, und als Anton sich erhob, um nach seinem Zimmer zu gehen, da lag auf dem Angesicht des Kaufmanns fast das gütige Lächeln von ehedem, kräftig schüttelte er Antons Hand und sagte im Scherz: „Schlafen Sie wohl und achten Sie auf Ihren Traum in der ersten Nacht; man sagt, ein solcher Traum geht in Erfüllung."

Und als Anton sich entfernt hatte, zog der Kaufmann die Schwester in das dunkle Nebenzimmer, dort küßte er sie auf die Stirn und sprach ihr leise in's Ohr: „Er ist brav geblieben, das hoffe ich jetzt mit ganzer Seele!" und als er mit ihr wieder in das Helle trat, da glänzte es feucht in seinem Auge, und er fing an die Tante mit ihrer stillen Neigung für Wohlfart zu necken, so daß die gute Tante endlich die Hände

zusammenschlug und ausrief: „Der Mann ist heut ganz ausgelassen.“

Ermüdet und angegriffen warf sich Anton auf's Lager. Freudenleer erschien ihm seine Zukunft, und der Gedanke an die bittern Empfindungen des Abends und an den stillen Kampf der nächsten Wochen lag schwer auf seinem Herzen. Und doch sank er kurz darauf in ruhigen Schlummer. — Und es wurde wieder still in dem Patricierhaus. — Es war ein nüchternes altes Haus mit vielen Ecken und mit einigen verborgenen Winkeln. Es war gar kein Ort für glühende Schwärmerei und auflodernde Leidenschaft. Aber es war auch ein gutes Haus und es deckte sicher Jeden, der in seinen Mauern schlief. Und wieder waren die kleinen Heimlichen heut Nacht geschäftig, sie fuhren durcheinander und schwatzten und lachten, und in alle Welt summte die Nachricht, daß das Kind der Handlung zurückgekehrt war, und der Gips auf dem Postamente sah stolz auf den schlafenden Anton nieder, hob feierlich seinen hübschen geringelten Schwanz in die Luft und schnurrte die ganze Nacht hindurch.

III.

Am nächsten Morgen eilte Anton zu Ehrenthal. Der Kranke war für ihn nicht zu sprechen, die Frauen empfingen ihn so feindselig, daß er für schädlich hielt, ihnen irgend etwas über den Zweck seines Besuches zu sagen. Er ließ deßhalb an demselben Tage dem Anwalt Ehrenthals durch Justizrath Horn anzeigen, daß zwanzigtausend Thaler bereit lägen, um die Ansprüche Ehrenthals auf diese Summe zur Stelle zu tilgen, für die übrigen Forderungen, welche Ehrenthal — ohne Berechtigung — gegen den Freiherrn erhoben hatte, sollte richterliche Entscheidung abgewartet werden. Der Anwalt

des Gläubigers weigerte sich, diese Zahlung anzunehmen. Sofort ließ Anton bei Gericht die nöthigen Schritte thun, um Ehrenthal zur Annahme der Summe und zum Verzicht auf die Ansprüche, die er ihretwegen erhob, zu zwingen.

Es war gegen Abend, als Anton einen alten Comtoirrock anzog und mit eiligem Geschäftstritt in das Haus von Löbel Pinkus trat. Durch das Fenster sah er in die kleine Branntweinstube. Er fand den würdigen Pinkus hinter seinem Schenktisch und richtete eine kurze kaufmännische Frage aus: „Herr T. O. Schröter läßt fragen, ob Schmeie Tinkeles aus Brody angekommen ist, oder ob er erwartet wird. Er soll sich sogleich wegen eines Geschäfts in der Handlung einfinden."

Pinkus erwiederte vorsichtig, Tinkeles sei nicht anwesend, und er wisse nicht, ob und wann derselbe kommen werde. Tinkeles spreche manchmal bei ihm vor, manchmal auch nicht, die Sache sei unsicher. Er werde übrigens den Auftrag ausrichten, wenn er den Mann sehe.

Am andern Tage öffnete der Diener die Thür Antons und Schmeie Tinkeles schlüpfte in das Zimmer. „Willkommen, Tinkeles," rief Anton ihm entgegen und sah mit trübem Lächeln auf den Mann im Kaftan.

Der Händler war überrascht, als er sich Anton gegenüber fand. Ueber sein schlaues Gesicht flog ein Schatten, und eine innere Unruhe wurde aus dem lebhaften Gewirbel sichtbar, womit er seine Freude über das Wiedersehen auszudrücken suchte. „Gottes Wunder, daß ich Sie leibhaftig wiedersehe, ich habe mich oft erkundigt im Geschäft bei Schröter, und habe nicht können erfahren, wo Sie hingereist sind. Ich habe immer gern mit Ihnen zu thun gehabt, wir haben doch zusammen gemacht manchen schönen Kauf."

„Wir haben auch Krieg mit einander geführt, Tinkeles," warf Anton dazwischen.

„Es war ein schlechtes Geschäft," sagte Tinkeles ablenkend, „es sieht jetzt traurig aus mit dem Handel, das Gras wächst auf den Landstraßen. Es ist gewesen eine böse Zeit

im Lande. Der beste Mann, wenn er sich schlafen gelegt, hat er nicht gewußt, ob er morgen noch wird Beine haben zum Stehen."

„Ihr habt es doch durchgemacht, Tinkeles, und ich nehme an, die Zeit ist Euch nicht schlecht bekommen. Setzt Euch, ich habe mit Euch zu reden."

„Wozu setzen?" frug der Jude mißtrauisch, als Anton nach der Thüre ging und diese verriegelte, „beim Geschäft hat man keine Zeit zum Sitzen. Verzeihen Sie, was verriegeln Sie die Thür? Man braucht keinen Riegel, wenn man machen will Geschäfte, es stört uns Niemand."

„Ich will mit Euch etwas im Vertrauen besprechen," sagte Anton vor den Händler tretend, „es soll Euer Schade nicht sein."

„So sprechen Sie," sagte Tinkeles, „aber lassen Sie offen die Thür."

„Hört mich an," begann Anton. „Ihr erinnert Euch an die letzte Unterredung, die wir hatten, damals, als wir auf der Reise zusammentrafen."

„Ich erinnere mich an nichts," sagte der Händler kopfschüttelnd und sah unbehaglich nach der Thür.

„Ihr gabt mir damals einen guten Rath, und als ich mehr von Euch erfahren wollte, war't Ihr aus der Stadt verschwunden."

„Das sind alte Geschichten," antwortete Tinkeles immer unbehaglicher. „Ich kann mich jetzt nicht erinnern, ich habe auch zu thun auf dem Markt, ich dachte, Sie wollten mit mir reden von einem Geschäft."

„Es ist ein Geschäft, von dem wir sprechen, und es kann für Euch ein gutes Geschäft werden," sagte Anton nachdrücklich. Er ging an seinen Schreibtisch und holte eine Geldrolle heraus, die er vor Tinkeles auf den Tisch legte. „Diese hundert Thaler gehören dem, welcher mir eine Nachricht giebt, die ich brauche." Tinkeles sah mit einem scheuen Seitenblick auf die Rolle und erwiederte: „Hundert Thalerstücke sind gut,

aber ich kann keine Nachricht geben, ich weiß von nichts, ich kann mich nicht besinnen. So oft ich Sie sehe, fangen Sie an von ärgerlichen Sachen," schloß er unwillig, „es ist mir kein Glück, wenn ich habe mit Ihnen zu thun, ich habe immer nur gehabt Noth und Kummer."

Anton ging schweigend zu seinem Pult und holte eine zweite Geldrolle, die er neben die erste legte. „Zweihundert Thaler," sagte er, ergriff die Kreide und schloß die Rollen durch vier Striche ein. „So viel ist Euer, wenn Ihr mir die Auskunft geben könnt, die ich haben will." Die Blicke des Galiziers hefteten sich sehnsüchtig auf das Viereck. Anton stand daneben und wies schweigend mit dem Finger darauf. Der Händler kämpfte einen schweren Kampf, er sah auf Anton und verzog sein Gesicht zu einem harmlosen Lachen, er versuchte unbefangen auszusehen und blickte wie gleichgültig in der Stube herum; aber immer wieder fiel sein Blick auf Antons Zeigefinger und das weiße Viereck auf dem Tische. Keiner sprach, das stumme Schweigen dauerte einige Augenblicke, und doch war es eine lebhafte und beredte Unterhandlung. Immer glänzender wurden die Augen des Galiziers, immer unruhiger seine Geberden, er zuckte mit den Schultern, hob die Brauen in die Höhe und rang heftig von dem Zauber loszukommen, der ihn festbannte. Endlich wurde ihm der Zustand unerträglich. Er griff mit der Hand nach den Rollen.

„Erst redet," sagte Anton und hielt die Hand über das Geld.

„Seien Sie nicht so hart gegen mich," bat Tinkeles.

„Hört mich an," sagte Anton. „Ich will nichts Unrechtes von Euch, nichts, was ein ehrlicher Mann einem andern verweigern dürfte; ich könnte vielleicht Eure gerichtliche Vernehmung durchsetzen und ohne Kosten zu sichern Geständnissen kommen; ich weiß aber von früher, welchen Widerwillen Ihr gegen das Gericht habt, und auch deßhalb biete ich Euch das Geld. Verstündet Ihr eine andere Sprache, so würdet Ihr mir sagen, was Ihr wißt, wenn ich Euch erzähle, daß eine

Familie unglücklich geworden ist deßhalb, weil Ihr mir früher nicht Alles gesagt habt. Diese Sprache aber würde bei Euch nichts nützen."

„Nein," sagte Tinkeles ehrlich, „sie würde nichts nützen. Lassen Sie sehen das Geld, das Sie haben hingelegt für mich Sind es richtig zweihundert Thalerstücke?" fuhr er fort, auf die Rollen starrend. „Es ist gut, ich weiß, sie sind richtig. Fragen Sie mich, was Sie wollen wissen."

„Ihr habt mir gesagt," begann Anton, „daß Itzig, der frühere Buchhalter Ehrenthals, darauf arbeitete, den Freiherrn von Rothsattel zu ruiniren."

„Ist es nicht gewesen, wie ich habe gesagt?" frug Tinkeles.

„Ich habe Grund, anzunehmen, daß Ihr wahr gesprochen. Ihr habt damals Zweie erwähnt, wer ist der Andere?"

Der Händler stockte; Anton griff nach den Geldrollen. „Lassen Sie liegen," bat Tinkeles die Hand bewegend; „der Andere heißt Hippus, wie ich habe vernommen. Er ist ein alter Mann und hat gewohnt lange Zeit bei dem Löbel Pinkus."

„Ist er vom Geschäft?" frug Anton.

„Er gehört nicht zu unsern Leuten und ist nicht vom Geschäft, er ist verlauft, er ist gewesen Sachwalter."

„Habt Ihr mit Itzig in irgend einem Geschäft zu thun?" frug Anton weiter.

„Soll mich bewahren der gerechte Gott vor diesem Menschen," rief Tinkeles. „An dem ersten Tage, wo er ist gekommen in die Stadt, hat er mir wollen aufmachen den Schrank, worin sind gewesen meine Sachen. Ich habe gehabt meine Mühe, ihn zu verhindern, daß er mir nicht hat genommen meine Kleider. Er nimmt's von den Lebendigen. Ich mag nichts zu thun haben mit einem solchen Menschen."

„Um so besser für Euch," antwortete Anton; „jetzt hört mir zu. Dem Freiherrn ist ein Kasten gestohlen worden, in welchem wichtige Papiere aufbewahrt wurden. Der Diebstahl ist in dem Comtoir Ehrenthals verübt worden. Habt Ihr

zufällig etwas über den Diebstahl gehört, oder habt Ihr Argwohn, wer der Dieb sein könnte?"

Der Galizier sah unruhig in der Stube umher, auf Anton und die Rollen, und sagte endlich entschlossen, die Augen zudrückend: „Ich weiß von nichts."

„Und gerade dies will ich von Euch erfahren; und dies Geld ist für den, der mir darüber Auskunft giebt."

„Wenn ich also muß reden," sagte der Galizier, „so soll es gesagt sein. Ich habe gehört, daß der Mensch, welcher heißt Hippus, als er ist gewesen betrunken, hat geschrien und hat gesagt: „Jetzt haben wir den Rothschwanz, er ist geliefert, wegen der Papiere ist er geliefert."

„Und weiter wißt Ihr nichts?" frug Anton in ängstlicher Spannung.

„Nichts," sagte der Galizier, „es ist lange her, und ich habe nur wenig können verstehen, was sie haben mit einander gesprochen."

„Ihr habt das Geld, welches hier liegt, Euch nicht verdienen können," entgegnete Anton nach einer Pause, „was Ihr mir gesagt habt, ist wenig. Damit Ihr aber seht, daß mir daran liegt, von Euch Auskunft zu erhalten, so nehmt hier diese hundert Thaler; das zweite Hundert ist Euer, sobald Ihr mir irgend eine Spur des gestohlenen Kästchens oder der entwendeten Papiere schaffen könnt. Vielleicht ist das Euch nicht unmöglich."

„Es ist nicht möglich," sagte der Galizier bestimmt, die empfangene Geldrolle in der Hand wägend und die zweite betrachtend. „Was der Itzig thut, thut er nicht so, daß ein Anderer auf seinen Weg sehen kann, und ich bin doch nur ein Fremder im Ort und mache keine Geschäfte mit Spitzbuben."

„Versucht es doch," entgegnete Anton. „Sobald Ihr etwas erfahrt, bringt mir Nachricht, dies Geld hebe ich für Euch auf. Ich habe nicht nöthig, Euch zu sagen, daß Ihr sehr vorsichtig sein und unter allen Umständen vermeiden müßt,

dem Itzig oder seinen Spießgesellen Argwohn zu geben. Verrathet gegen Niemand, daß Ihr mich kennt."

„Ich bin kein Kind," antwortete Tinkeles beistimmend, „aber ich fürchte, ich werde Ihnen nichts dienen in dieser Sache."

So entfernte sich der Galizier, nachdem er die Geldrolle in die Tasche seines Kaftans versenkt hatte.

Anton hatte den Namen dessen erfahren, der vielleicht den Diebstahl verübt hatte. Es war ihm die Möglichkeit gegeben, an diesen Namen weitere Nachforschungen zu knüpfen. Aber die Schwierigkeit, die fehlenden Documente ohne Hülfe der Behörde wieder zu erlangen, wurde immer größer. Unter diesen Umständen faßte er den Entschluß, welcher einem Kaufmann näher lag, als einem Beamten. Es war ein gewagter Schritt, aber er bot die Möglichkeit, in kurzer Zeit und ohne Aufsehen die Papiere in die Hände des Barons zurückzubringen. Er wollte mit Itzig selbst in Verbindung treten und das Wenige, was er durch den Galizier erfahren hatte, dem Verschlagenen, Gewissenlosen gegenüber so gut als möglich zu benutzen suchen. Wohl fühlte er, wie unsicher der Schritt sei, und daß ein harter Kampf mit Itzig bevorstehe. Hätte er Alles gewußt, was der unternehmende Geist des Agenten in sich herumtrug, er hätte noch mehr Bedenken gehabt, den Weg zu machen.

Itzigs verschmitzter Bursch öffnete die Thür. Anton stand seinem Schulkameraden gegenüber. Der Agent wußte bereits, daß Anton von dem Gut bei Rosmin nach der Stadt zurückgekehrt war, und hatte sich auf diesen Besuch vorbereitet. Einen Augenblick betrachteten die beiden Männer einander, Beide bemüht, in Gesicht und Haltung des Gegners zu lesen und sich zu dem beginnenden Kampf zu rüsten. Beiden hatte ein vieljähriger vorsichtiger Verkehr mit Menschen und den Interessen des Handels einiges Gleichartige gegeben. Beide waren ge-

wöhnt, den Schein kaltblütiger Ruhe zu behaupten und das Ziel, das sie erreichen wollten, zu verbergen, Beide waren gewöhnt an schnelle Ueberlegung, an behutsames Sprechen, an kühle Haltung, Beide zeigten auch in Sprache und Geberde etwas von der Form, welche der kaufmännische Verkehr dem Geschäftsmann verleiht, Beide waren heut in einer großen innern Aufregung, welche die Wange Antons röthete und die Backenknochen Veitels mit einem hellen Schimmer überzog. Aber dem klaren Blick Antons begegnete das Auge des Gegners unruhig und lauernd, dem herben Ernst seiner Haltung eine Mischung von Trotz und Unterwürfigkeit; Beide erkannten im ersten Augenblick, daß der Gegner gefährlich und schwer zu besiegen sei, und Beide sammelten ihre ganze Kraft. Der Kampf begann. Itzig eröffnete ihn in seiner Weise. „Es ist mir eine Freude, auch Sie einmal bei mir zu sehen, Herr Wohlfart," sagte er mit plötzlicher Freundlichkeit; „es ist lange her, daß ich nicht das Vergnügen gehabt habe, Ihnen zu begegnen. Ich habe doch immer ein großes Interesse genommen an Ihnen. Wir sind zusammen in der Schule gewesen, wir sind an einem Tag hierher gekommen, wir haben uns beide vorwärts gebracht in der Welt. Ich hatte gehört, daß Sie seien gegangen nach Amerika. Die Leute reden so Vieles. Ich hoffe, daß Sie jetzt wieder in der Stadt bleiben. Vielleicht treten Sie auch wieder in das Geschäft des Herrn Schröter, man sagt, er hat sehr bedauert Ihren Abgang." — So flossen ihm die Worte von den Lippen, aber sein Blick suchte von allen Seiten durch die Außenseite Antons durchzudringen in das, was den Besuchenden beschäftigte.

Er hatte eine Blöße gegeben, als er sich anstellte, nicht genau zu wissen, wo Anton in der letzten Zeit gewesen war. Denn daß er den Namen Rothsattel zu nennen vermied, gab Anton die feste Ueberzeugung, er habe Grund, bei Nennung dieses Namens ungewöhnliche Vorsicht zu beobachten.

Anton erwiederte, diesen Fehler Veitels benutzend, so kalt, als ob der Andere seine ganze Rede in die Luft gesprochen

hätte: „Ich komme, Herr Itzig, um in einer Geschäftsangelegenheit mit Ihnen Rücksprache zu nehmen. Sie sind mit den Verhältnissen des Familiengutes bekannt, welches dem Baron Rothsattel gehört und jetzt im Wege der nothwendigen Subhastation verkauft werden soll."

„Im Allgemeinen bin ich damit bekannt," antwortete Veitel und lehnte sich entschlossen an die Ecke des Sopha's, „wie man bekannt ist mit so etwas; ich habe Manches darüber gehört."

„Sie haben im Comtoir von Ehrenthal die Geschäfte desselben mit dem Baron, welche Jahre lang verliefen und die Geldverhältnisse des Gutes betrafen, geleitet, und müssen, wie sich voraussetzen läßt, dadurch genaue Einsicht erhalten haben. Da gegenwärtig mit Ehrenthal selbst seiner Krankheit wegen ein geschäftlicher Verkehr nicht möglich ist, so ersuche ich Sie um einige Auskunft."

„Was ich etwa in Ehrenthals Comtoir erfahren habe als Buchhalter," sagte Itzig, „das habe ich im Vertrauen erfahren und kann es einem Andern nicht mittheilen. Ich wundere mich, daß Sie so etwas von mir verlangen," schloß er mit einem malitiösen Blicke.

Anton erwiederte kaltblütig: „Ich verlange nichts, wodurch das Pflichtgefühl, welches Sie äußern, verletzt werden könnte. Es liegt mir daran, zu erfahren, in welchen Händen die Hypotheken gegenwärtig sind, welche auf dem Gute haften."

„Das können Sie leicht erfahren durch einen Auszug aus dem Hypothekenbuch," sagte Veitel mit wohlangenommener Gleichgültigkeit.

„Sie werden vielleicht gehört haben," fuhr der angreifende Anton fort, „daß einige der Hypotheken in den letzten Monaten am hiesigen Platz aus einer Hand in die andere gegangen sind; die gegenwärtigen Besitzer sind jedenfalls im Hypothekenbuche nicht eingetragen. Es ist anzunehmen, daß die Instrumente aufgekauft sind, um einem Kauflustigen bei der Subhastation den Kauf entweder zu erleichtern, oder auch zu erschweren."

Bis hierher war das Gespräch eine alltägliche Vorbereitung zum ernsten Gefecht gewesen, etwa wie die ersten Züge im Schach, oder wie der Anfang eines Wettrennens. Itzigs Ungeduld führte durch einen Sprung weiter hinein.

„Haben Sie Auftrag, das Gut zu kaufen?" frug er plötzlich.

„Nehmen Sie an, ich habe einen solchen Auftrag," erwiederte Anton, „und ich wünschte mir dabei Ihre Mitwirkung zu sichern. Sind Sie im Stande, mir in kürzester Zeit Auskunft zu verschaffen? und wollen Sie die etwa nöthigen Verhandlungen wegen Ankaufs der Hypotheken übernehmen?"

Itzig überlegte. Es war möglich, daß Anton nur deßhalb kam, um dem Freiherrn oder seinem Freunde Fink bei der Subhastation das Gut zu sichern. In diesem Fall war er in Gefahr, das stille Ziel langer Arbeit, gefährlicher Thaten verrückt zu sehen. Wenn Fink durch sein Vermögen den Freiherrn deckte, so verlor Itzig das Gut. Dann mußte er einen andern Weg einschlagen, sich von dem Baron Geld zu machen. Während er dies in stürmischer Bewegung überlegte, sah er, wie forschend Anton auf ihn blickte. Er schloß daraus mit dem Scharfsinn eines bösen Gewissens, daß Anton etwas von seinen Plänen errathen habe und daß er noch Anderes von ihm wolle. Wahrscheinlich war dieser Antrag nur eine Finte. Er beeilte sich daher, mit großer Geläufigkeit seine Mitwirkung zu versprechen, und äußerte die Hoffnung, daß ihm wohl gelingen werde, die gegenwärtigen Besitzer der Hypotheken noch zu rechter Zeit zu ermitteln.

Anton sah, daß der Schurke ihn verstanden hatte und auf seiner Hut war. Er änderte den Angriff.

„Kennen Sie einen gewissen Hippus?" frug er schnell und sah seinem Gegner scharf in's Gesicht.

Einen Moment zuckten die Augenlider Itzigs, und die leise Röthe zeigte sich wieder auf seiner Wange. Zögernd, als suche er den Namen in seinem Gedächtniß, antwortete er: „Ja, ich kenne ihn. Er ist ein heruntergekommener nichtsnutziger Mann."

Anton merkte, daß er den rechten Punkt getroffen hatte. „Vielleicht erinnern Sie sich, daß vor ein und einem halben Jahr aus dem Comtoir Ehrenthals eine Cassette des Freiherrn mit Papieren und Documenten gestohlen wurde, welche für den Freiherrn große Wichtigkeit haben."

Itzig saß ruhig, nur seine Augen fuhren unsicher hin und her. Kein Fremder würde dies Zeichen eines bösen Gewissens erkannt haben, aber Anton sah in den veränderten Zügen deutlich das alte Gesicht des Ostrauer Schulknaben, dasselbe Gesicht, welches der Knabe Veitel gemacht hatte, wenn ihm der Diebstahl einer Feder oder eines Bogens Papier vorgeworfen wurde. Itzig wußte um die Papiere, er wußte um den Diebstahl.

Endlich erwiederte der Agent gleichgültig: „Ich habe von der Cassette gehört, es war kurz bevor ich Ehrenthals Geschäft verließ."

„Wohl," fuhr Anton fort, „die gestohlenen Papiere konnten für den Dieb keinen Werth haben. Es ist aber Grund, anzunehmen, daß dieselben auf irgend eine Weise in die Hände eines Dritten hier am Ort gekommen sind."

„Das ist nicht unmöglich," antwortete Itzig, „aber für wahrscheinlich halte ich nicht, daß Jemand werthlose Papiere so lange aufhebt."

„Ich weiß," fuhr Anton fort, „daß die Papiere vorhanden sind, ja ich weiß, daß sie dazu benutzt werden sollen, von dem Baron auf irgend eine Weise Vortheile zu erlangen."

Itzig bewegte sich unruhig auf seinem Stuhl, er sah vor sich nieder, und die Flecke auf seiner Wange wurden röther, aber er schwieg, auch Anton machte eine Pause. Ueberlegend standen Beide einander gegenüber. Endlich wurde dem Angegriffenen das Schweigen unerträglich, er rückte sich mit festem Entschluß zurecht, zwang sich, seinen Gegner anzusehen, und frug mit heiserer Stimme: „Und wozu erwähnen Sie gegen mich diese Sache?"

„Sie sollen über das, was ich will, nicht in Zweifel blei-

ben," sagte Anton. „Ich weiß, daß die Papiere hier vorhanden sind, ich habe Grund, anzunehmen, daß es Ihnen bei Ihrer Gewandtheit möglich sein wird, den Besitzer derselben zu ermitteln, Sie werden durch jenen Hippus die Auskunft erhalten können, welche Sie etwa noch brauchen."

„Warum durch diesen?" frug Veitel schnell.

„Er hat in Gegenwart von Zeugen Aeußerungen gethan, welche die sichere Ueberzeugung begründen, daß er mit dem Inhalt jener Papiere genau bekannt ist." Itzig preßte die Zähne zusammen, und nur ein Murmeln wurde vernehmlich, welches, bis zu Worten verstärkt, ungefähr gelautet hätte: „Der betrunkene Schuft!"

Anton fuhr fort: „Der Freiherr hat die Rechte, welche Ehrenthal an die gestohlenen Schulddocumente hat, durch gerichtliche Deposition der betreffenden Summe bereits abgekauft. Die Cassette und ihr Inhalt sind Eigenthum des Freiherrn. Wenn durch Ihre Hülfe die Papiere geschafft und den Händen des Freiherrn oder seines Bevollmächtigten übergeben werden können, so würde der Freiherr, dem weniger an der Verfolgung des Diebes, als an Wiedererlangung der Papiere gelegen ist, bereit sein, eine Summe dafür zu zahlen."

Wohl hatte dieser Antrag für Itzig viel Lockendes, selbst er hatte in der ganzen Zeit den Druck des Verbrechens gefühlt, mit steigendem Widerwillen hatte er die Kameradschaft des trunkenen Hippus ertragen. Wenn jetzt fremdes Geld dem Baron zu Hülfe kam, wenn er selbst die Aussicht, das Gut zu erwerben, aufgeben mußte, so war der Augenblick gekommen, wo er gegen eine gute Summe das verhängnißvolle Papier in die Hände des Freiherrn zurückgeben konnte. Aber das angebotene Geschäft war auch gewagt, wenn Anton nach Auslieferung der Papiere noch an Verfolgung des Diebes dachte. Deßhalb frug Itzig: „Wenn dem Baron so viel daran liegt, die Cassette wieder zu erhalten, wie kommt es, daß damals, als sie verschwunden war, so wenig Lärm gemacht wurde, weder von Ehrenthal noch von dem Baron

selbst? Ich habe nicht gehört, daß der Polizei Anzeige zugekommen ist, und daß man Nachforschungen angestellt hat."

Diese Frechheit empörte Anton. Er antwortete gereizt: „Der Diebstahl war von Umständen begleitet, welche für Ehrenthal eine Untersuchung peinlich machen mußten, die Cassette verschwand aus seinem verschlossenen Comtoir, vielleicht unterblieb aus solchen Rücksichten die gerichtliche Nachforschung."

Itzig erwiederte: „Wenn ich mich recht erinnere, sagte Ehrenthal damals zu seinen Bekannten, daß die Untersuchung unterbliebe aus Rücksicht auf den Baron." Anton empfand tief diesen Hieb des Gauners, er dachte an Lenore, an die große Zahl demüthigender Empfindungen, welche die Familie in den letzten Jahren gehabt hatte, und vermochte nur mühsam seine Ruhe zu behaupten, als er sagte: „Vielleicht hatte der Baron noch andere Gründe, in jener Zeit die Sache fallen zu lassen."

Jetzt war Veitel sicher. An Antons unterdrücktem Aerger erkannte er, wie lebhaft dieser die Nothwendigkeit fühlte, den Freiherrn zu schonen; sein Anerbieten war ernstlich gemeint, der Freiherr hatte Angst vor dem Diebe. Und von diesem Augenblick bekam er alle Ruhe wieder, sein Benehmen wurde so kalt und sicher, daß Anton empfand, er sei in Nachtheil gesetzt, und sein schlauer Gegner entschlüpfe ihm unter den Händen, denn sogleich begann Itzig: „Soweit ich den Hippus kenne, ist er ein unzuverlässiger Mensch, der sich oft betrinkt. Wenn er im Trunke etwas gesagt hat, so fürchte ich, wird es uns nicht viel helfen, zu den Papieren zu kommen. Hat er Ihnen denn sichere Anzeige gebracht, worauf wir ihm Anerbietungen machen können?"

Jetzt hatte Anton Ursache, auf seiner Hut zu sein. „Er hat vor Zeugen Aussagen gethan, welche die Ueberzeugung geben, daß er die Papiere kennt, daß er weiß, wo sich dieselben befinden, und daß er die Absicht hat, sie zu irgend einem Zweck zu gebrauchen."

„Vielleicht ist das genug für die Juristen, aber nicht ge-

nung für einen Geschäftsmann, um mit ihm zu unterhandeln," fuhr Veitel fort; „wissen Sie genau, was er gesagt hat?"

Anton parirte und schlug auf seinen Gegner, indem er sagte: „Seine Mittheilungen sind mir und mehreren andern Personen genau bekannt, sie sind der Grund, daß ich Sie aufgesucht habe."

Itzig mußte dies gefährliche Thema verlassen. „Und welche Summe will der Baron daran wenden, die Papiere wieder zu erlangen? Ich will sagen," verbesserte er einlenkend, „ist es ein Geschäft, auf welches Mühe und Zeit zu verwenden lohnt? Ich habe jetzt vieles Andere, was mir zu thun macht. Sie werden nicht verlangen, daß ich wegen ein Paar Louisd'or meine Zeit verbringe, um etwas zu suchen, was so unbedeutend ist und so schwer zu fassen, wie Papiere, die Einer versteckt hält."

Vor Jahren, als die Beiden mit einander nach der Hauptstadt zogen, welche sich jetzt als Feinde gegenüber standen, da war es der Judenknabe, welcher nach Papieren suchte, von denen er in kindischem Unverstand das Glück seiner Zukunft abhängig glaubte. Damals war er bereitwillig gewesen, das Gut des Freiherrn für Anton zu kaufen. Und jetzt war der Andere ausgegangen, geheimnißvolle Documente zu suchen, der Andere forderte jetzt das Gut des Freiherrn von ihm, und er selbst war ein Wissender geworden. Er hatte die geheimnißvollen Recepte gefunden, er hielt das Gut des Freiherrn fest in seiner Hand für sich selbst, und sein Schicksal näherte sich der Erfüllung. Beide Männer dachten in demselben Augenblick an den Tag ihrer gemeinsamen Reise.

Anton antwortete: „Ich habe Vollmacht, über die Summe mit Ihnen zu verhandeln; ich bemerke Ihnen aber, daß die Angelegenheit eilt. Deßhalb ersuche ich Sie, mir vor Allem zu erklären, ob Sie geneigt sind, die Documente an den Baron von Rothsattel zu überliefern und bei Ankauf der Hypotheken in unserm Interesse thätig zu sein."

„Ich werde Erkundigungen einziehen und mir überlegen, ob ich Ihnen dienen kann," erwiederte Veitel kalt.

Anton frug ebenso: „Welche Zeit verlangen Sie, um sich zu entscheiden?"

„Drei Tage," erwiederte der Agent.

„Ich kann Ihnen nur vier und zwanzig Stunden bewilligen," sprach Anton bestimmt; „wenn mir in dieser Zeit Ihre Erklärung nicht wird, so werde ich im Auftrage des Freiherrn jedes, auch das äußerste Mittel anwenden, die Papiere wieder zu erlangen, oder mich von Vernichtung derselben zu überzeugen. Und Alles, was ich über die Entwendung und den gegenwärtigen Versteck der Documente weiß, werde ich benutzen, um die zu entdecken, welche das Verbrechen verübt haben." Er zog seine Uhr und wies auf das Zifferblatt: „Morgen zu derselben Stunde werde ich mir Ihre Antwort holen."

So verlief die verhängnißvolle Unterredung. Als Anton die Thür hinter sich zuzog, stand Itzigs Entschluß fest. Er warf noch einen Blick auf den Davoneilenden, einen Blick voll Furcht und Haß. Sein Schulkamerad war sein gefährlichster Feind geworden. Er wußte jetzt, wie sehr Anton im Interesse des Freiherrn handelte. Er hatte eine dunkle Ahnung davon, daß die Verbindung Antons mit der Familie des Freiherrn an jenem Tage begonnen hatte, wo die Tochter des Freiherrn den Audern über den Teich ruderte und er im Staube der Landstraße zusah. Er war geneigt, anzunehmen, daß Anton auf einem ganz andern Wege, als er, nach dem Besitz desselben Gutes strebe. So erwachte aller Trotz seiner selbstsüchtigen Seele und machte ihn fest. „Noch acht Tage," murmelte er, „bis zur Verlobung mit Rosalie. Den Tag darauf finde ich die Schuldscheine in einem Winkel von Ehrenthals Comtoir. Dann sollen der Rothsattel und seine Freunde den Vergleich suchen auf die Bedingungen, die ich ihnen stelle. Durch die einzige Drohung, daß ich die Auseinandersetzung gerichtlich machen lasse und das Verfahren des Barons unter

die Geschäftsleute bringe, zwinge ich diesen Wohlfart zu Allem, was ich will. Nur noch acht Tage! So lange halte ich ihn hin und dann hab' ich gewonnen."

Als Anton nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden an Itzigs Wohnung kam, fand er die Thür verschlossen. Er kehrte an demselben Abend zweimal wieder, Niemand war für ihn zu Hause. Am nächsten Morgen empfing ihn der schlaue Bursch und erwiederte auf Antons Frage: Herr Itzig sei verreist, es sei möglich, daß er schon in dieser Stunde zurückkomme, es sei auch möglich, daß er erst in einigen Tagen wieder zu sprechen sei.

Aus dem geläufigen Geschwätz erkannte Anton, daß der Knabe nach Anweisung redete.

Von der Thür Itzigs ging Anton zu einem Beamten, welcher in dem Ruf stand, das thätigste Mitglied der Entdeckungspolizei zu sein. Er theilte diesem mit Vorsicht das Nöthige über die gestohlene Cassette und deren Inhalt mit, und bat um seinen Rath; er äußerte einen Verdacht, daß der Diebstahl durch den Advocaten unter Mitwissen des Agenten Itzig verübt sei, und verschwieg nicht die unvollständigen Warnungen, welche der ehrenwerthe Tinkeles gemacht hatte. Der Beamte hörte mit Antheil auf Antons Bericht und sagte endlich: „Bei dem ungenügenden Material, welches Sie geben, hat mir der Name Hippus das meiste Interesse. Er ist ein sehr gefährliches Subject, das ich bis jetzt immer noch nicht recht habe fassen können. Wegen Schwindelei und kleiner Betrügereien ist er öfter bestraft und steht unter polizeilicher Aufsicht. An die andere Person, welche Sie mir nennen, habe ich allerdings nicht dieselben Rechte. Uebrigens sind die Indicien, auf welche Sie hinweisen, so gering, daß eine amtliche Verfolgung der Sache kaum thunlich erscheint. Ist doch der Diebstahl selbst, der vor Jahresfrist verübt sein soll, der Behörde noch nicht einmal officiell angezeigt."

„Rathen Sie mir," frug Anton, „nach dem, was Sie von diesem Hippus wissen, ihn aufzusuchen, und vielleicht im Wege der Unterhandlung die verschwundenen Documente zu erwerben?"

Achselzuckend erwiederte der Beamte: „Von meinem Standpunkte darf ich einen solchen Rath nicht ertheilen, ich fürchte aber auch, dieser Schritt würde keinen Erfolg haben. Denn wenn der Verdächtige die Documente zum Nutzen eines Andern entwendet hat, so werden sie nicht mehr in seinen Händen sein. Und daß er seinen Mitschuldigen verrathen sollte, ist wenigstens vorläufig nicht anzunehmen."

„Und sind Sie unter solchen Umständen ganz außer Stande, mir zur Wiedererlangung der Documente behülflich zu sein?" frug Anton.

„Da die erste Bedingung für meine Thätigkeit sein muß, daß der Diebstahl angezeigt, und in der Anzeige die gestohlenen Sachen so genau als möglich angegeben sind, so kann ich Ihnen jetzt noch bei Ihren Nachforschungen keine directe Hülfe leisten. Da Sie aber gerade Herrn Hippus, an dem ich ein persönliches Interesse nehme, zum Gegenstand Ihrer Verfolgung erwählt haben, so will ich thun, was ich irgend vermag. Ich will noch heut bei ihm Haussuchung vornehmen. Ich sage Ihnen im voraus, daß wir nichts finden werden. Ich bin ferner bereit, diese Haussuchung in einigen Tagen zu wiederholen, auf die Gefahr, meinen guten Ruf in den Augen des wackern Hippus einzubüßen. Denn der Kunstgriff, Diebe durch eine oberflächliche Haussuchung sicher zu machen, ist zwar bei Neulingen wirksam, aber bei diesem erfahrenen Mann so wenig angebracht, daß er mir deßhalb möglicher Weise seine Verachtung gönnen wird. Ganz sicher ist, daß wir auch bei der zweiten Haussuchung nichts finden werden."

„Und welchen Vortheil kann diese Maßregel für mich haben?" frug Anton resignirt.

„Einen größern, als Sie glauben. Da Sie den Weg der Verhandlung mit dem Agenten Itzig bereits eingeschlagen ha-

ben, so werden Sie möglicher Weise durch unser Eingreifen leichteres Spiel gewinnen. Denn eine Haussuchung hat in der Regel die Wirkung, den Betroffenen zu beunruhigen. Und obgleich ich gar nicht sicher bin, wie Hippus eine solche Heimsuchung aufnehmen wird, so glaube ich doch, daß sie auch ihm ein gewisses Unbehagen einflößen wird. Das kann Ihre Bemühungen unterstützen. Ich will zum Ueberfluß dafür sorgen, daß die Haussuchung das erste Mal ungeschickt und mit Ostentation gemacht wird. Glücklicher Weise hat er jetzt wieder eine feste Wohnung, er hat eine Zeitlang Ruhe vor uns gehabt und ist sicher geworden. Auch höre ich, daß er alt und kränklich wird, das Alles mag Ihnen helfen, den Mann auf irgend einem Wege zu fangen."

Mit diesem Bescheide mußte sich Anton entfernen.

IV.

Es war ein finsterer Novemberabend; der Nebel lag auf der Stadt, er füllte die alten Straßen und Plätze und drang durch die offenen Thüren in die Häuser. Er ballte sich um die Straßenlaternen, deren Licht in einer röthlichen Dampfkugel flackerte und nicht drei Schritt weit den Boden erleuchtete. Er schwebte über dem Flusse und wälzte sich dort in dicken Massen durcheinander. Eine Schaar langschleppiger, grauer Gestalten zog über den schwarzen Strom dahin, über die alten Wasserpfähle, unter den Brücken durch, eine gespenstige Bande von giftigen Dünsten! Sie rollten an den Treppen hinauf, hefteten sich an die Holzpfeiler der Galerien und wogten geschäftig durcheinander. Zuweilen entstand eine Lücke zwischen den Gebilden des Nebels, dann konnte man auf das schwarze Wasser hinabsehen, welches wie ein unterirdischer Strom des Verderbens an den Wohnungen der Menschen dahinfloß.

Die Straßen waren leer, hier und da sah man eine Gestalt in der Nähe einer Laterne auftauchen und schnell wieder in der Finsterniß verschwinden. Unter diesen dämmerigen Wesen war auch ein kleiner zusammengedrückter Mann, der mit unsicherem Schritte vorwärts strebte und unter den Laternen fortschlüpfte, so schnell ihm dies die wankenden Füße erlaubten. Durch den Hausflur wankte er in den Hof, in welchem Itzigs Comtoir war, und sah nach den Fenstern des Agenten hinauf. Die Vorhänge waren heruntergelassen, aber durch die Ritzen drang ein Lichtschimmer. Der kleine Mann versuchte festzustehen, starrte nach dem Licht, streckte die geballte Faust nach der Höhe und schüttelte sie drohend; dann stieg er die Treppe hinauf und klingelte heftig zwei, drei Mal. Endlich hörte man einen leisen Schritt, die Thür wurde geöffnet, der Kleine fuhr hinein und lief durch das Vorzimmer, welches Itzig hinter ihm abschloß. Veitel sah noch bleicher aus als gewöhnlich, und sein Auge fuhr unstät über die Gestalt des späten Gastes. Hippus aber war nie ein einladendes Bild männlicher Schönheit gewesen, heut sah er wahrhaft unheimlich aus. Seine Züge waren tief eingefallen, eine Mischung von Angst und Trotz saß in dem häßlichen Gesicht, und tückisch sahen seine Augen über den angelaufenen Brillengläsern auf den frühern Schüler. Sicher war er wieder betrunken, aber seine fieberische Angst hatte seine Lebensgeister alarmirt und für den Augenblick die Wirkung des Branntweins aufgehoben.

„Sie sind mir auf dem Nacken," rief er und fingerte mit seinen Händen unruhig in der Luft. „Sie suchen mich!"

„Wer soll Euch suchen?" frug Itzig, aber er wußte, wer ihn suchte.

„Die Polizei, du Schuft" schrie der Alte. „Um deinetwillen stecke ich in der Klemme. Ich darf nicht mehr nach Hause, du mußt mich verstecken."

„So weit sind wir noch nicht," antwortete Veitel mit aller Kälte, die ihm zu Gebote stand; „woher wißt Ihr, daß Euch die Polizeidiener auf der Ferse sind?"

„Die Kinder auf der Straße erzählen einander davon," rief Hippus; „auf der Straße hab' ich's gehört, als ich in mein Loch kriechen wollte. Es war ein Zufall, daß ich mich nicht in meiner Stube befand. Sie stehen an meinem Hause, sie stehen auf der Treppe, sie warten, bis ich zurückkomme. Du sollst mich verstecken, Geld will ich haben, über die Grenze will ich; hier ist meines Bleibens nicht mehr; du mußt mich fortschaffen."

„Fortschaffen?" wiederholte Veitel finster, „und wohin?"

„Dahin, wo mich die Polizei nicht einholt, über die Grenze, nach Amerika!"

„Und wenn ich nicht will," sprach Itzig feindselig und überlegend.

„Du wirst wollen, Einfaltspinsel. Bist du noch so grün, daß du nicht weißt, was ich thun werde, wenn du mir nicht aus der Klemme hilfst, du Taugenichts? Sie werden auf dem Criminalgericht Ohren haben für das, was ich von dir weiß."

„Ihr werdet so schlecht nicht sein und einen alten Freund verrathen," sagte Itzig in einem Tone, der sich vergebens bemühte, gefühlvoll zu sein. „Seht die Sache ruhiger an, was ist zuletzt für Gefahr, wenn sie Euch arretiren? Wer kann Euch etwas beweisen? Sie müssen Euch aus Mangel an Beweis wieder loslassen. Ihr kennt das Gesetz ja ebenso gut, wie die vom Gericht."

„So?" schrie der Alte giftig, „meinst du, daß ich in's Loch kriechen werde um deinetwillen, um eines solchen Hanswurstes willen? daß ich bei Wasser und Brod sitzen werde, während du hier Gänsebraten ißt und den alten Esel von Hippus auslachst? Ich will nicht in's Loch, ich will fort, und bis ich fort kann, sollst du mich verstecken."

„Hier könnt Ihr nicht bleiben," antwortete Veitel finster, „hier ist keine Sicherheit für Euch und für mich; der Jakob wird Euch verrathen, die Leute im Hause werden merken, daß Ihr hier seid."

„Das ist deine Sorge, wo du mich unterbringst," sagte der

Alte, „aber von dir verlange ich, daß du mir heraushilfst, oder —"

„Haltet Euer Maul," sagte Veitel, „und hört mir zu: Wenn ich Euch auch Geld geben will und dafür sorgen, daß Ihr mit der Eisenbahn nach Hamburg und über das Wasser kommt, so kann ich es doch nicht machen gleich und nicht machen von mir aus. Ihr müßt bei Nacht ein Paar Meilen bis zu einer kleinen Station der Eisenbahn geschafft werden, ich darf Euch die Fuhre nicht miethen, das könnte Euch verrathen, und wie Ihr hier vor mir steht, seid Ihr zu schwach zum Gehen. Ich muß Euch mit einer Gelegenheit fortbringen, von der ich erst sehen muß, ob ich sie finde. Unterdeß muß ich Euch an einen andern Ort schaffen, wo die Polizei nicht weiß, daß ich selbst hinkomme, denn ich fürchte, sie wird Euch bei mir suchen. Wenn Ihr nicht nach Hause kommt, so wird sie Euch suchen bei mir vielleicht schon heut Nacht. Ich will gehen und nachsehen, daß ich Euch eine Fuhre verschaffe und einen Ort, wo Ihr Euch verstecken könnt. Unterdeß sollt Ihr bleiben in der hintern Stube, bis ich zurückkomme." Er öffnete die Thür, Herr Hippus schlüpfte wie eine gescheuchte Fledermaus hinein. Veitel wollte die Thür hinter ihm schließen, aber das alte Geschöpf klemmte seinen Leib zwischen die Thüre und schrie in voller Entrüstung: „Ich will nicht im Finstern bleiben, wie eine Ratte, du wirst mir Licht hier lassen. Ich will Licht haben, du Satan!" schrie er laut.

„Man wird unten sehen, daß Licht in der Stube ist; das wird uns verrathen."

„Ich will nicht im Finstern sitzen!" schrie der Alte wieder.

Mit einem Fluch ergriff Veitel die Lampe und trug sie in das zweite Zimmer. Dann schloß er die Thür und eilte auf die Straße.

Vorsichtig näherte er sich dem Hause des Löbel Pinkus. Dort war Alles ruhig; von dem Hausflur sah er durch das

kleine Schiebefenster in den Branntweinladen, wo Pinkus und einige Gäste in der Sorglosigkeit eines guten Bewußtseins zusammensaßen. Er schlich die Treppe hinauf nach seiner frühern Stube, holte dort aus einem versteckten Winkel einige verrostete Schlüssel, betrat vorsichtig den Schlafsaal und sah mit Freude, daß dieser nicht erleuchtet und leer war. Er eilte auf die Galerie. Dort blieb er einen Augenblick stehen und sah auf die rollenden Nebelmassen und die dunkle Fluth. Der Augenblick war günstig, es war hohe Zeit, ihn zu benutzen, denn unregelmäßig strich ein Luftzug über das Wasser; schon war am Nachthimmel ein unruhiges Treiben sichtbar, zerrissen flogen die dunkeln Wogen über dem Strome dahin, in kurzer Zeit mußte der Wind auch den Strom, die Umrisse der Häuser und die Laternen freimachen, welche an der Straßenecke wie rothe Punkte glänzten.

Itzig eilte an das Ende der Galerie und steckte einen Schlüssel in die Thür, welche den Eingang zur Wassertreppe verdeckte. Knarrend flog die Thür auf, er stieg bis an den Rand des Flusses hinab und untersuchte die Höhe der Fluth. Hohl gurgelte das Wasser und staute sich an den letzten Stufen der Treppe. Der Fußsteig war überschwemmt, welcher längs den Häusern am seichten Rande des Strombettes fast das ganze Jahr sichtbar war. Aber nur wenige Schritte durfte man im Wasser gehen, um von dieser Treppe zu der Treppe des Nebenhauses zu gelangen. Veitel sah starr auf das Wasser und steckte seinen Fuß in die eiskalte Fluth, um zu fühlen, wie tief man zu steigen habe, um auf den Grund zu kommen. So besorgt war er für die Rettung des alten Mannes, daß er die Kälte an seinem Bein nicht beachtete; er empfand sie nicht einmal. Das Wasser reichte ihm bis an die Knie. Noch einen Blick warf er auf die Häuser in der Nähe. Alles war Finsterniß, Dampf, Grabesstille, nur das Wasser und der Wind murmelten klagend.

Unterdeß versuchte Hippus sich in der verschlossenen Stube häuslich einzurichten. Nachdem er den abgehenden Veitel durch gottlose Flüche und geballte Fäuste, die er ihm nachschleuderte, auf seinem Gange gesegnet hatte, wandte er seinen verstörten Geist auf Untersuchung des Zimmers. Er wankte zu einem niedrigen Schrank, drehte den Schlüssel und suchte nach einer Flüssigkeit, die ihm die sinkende Kraft und den trockenen Gaumen erfrischen könnte. Er fand eine Flasche mit Rum, goß ihren Inhalt in ein Bierglas und schlürfte ihn mit so großer Hast hinunter, als das scharfe Gift möglich machte. Ein kalter Schweiß trat dem Unglücklichen sogleich auf die Stirn, er zog die Reste eines Taschentuchs hervor, wischte sein Gesicht eifrig ab und ging breitspurig mit trunkenen Schritten und mit schnell wachsendem Muth in der Stube auf und ab, indem er laut dazu phantasirte:

„Er ist ein Lump, ein schuftiger, feiger Hase, ein jämmerlicher Schacherer ist er; wenn ich ihm ein altes Taschentuch verkaufen will, er muß es kaufen, es ist seine Natur, er ist ein verächtliches Subject. Und mir will er trotzen, mich will er in's Gefängniß stecken, und er selbst will hier sitzen auf diesem Sopha und bei dieser Rumflasche, der Hundsfott!" Dabei ergriff er die leere Flasche und warf sie zornig gegen das Sopha, daß sie an dem Holz der Lehne zersprang. „Wer war er?" fuhr er in steigendem Zorne fort. „Ein schachernder Hanswurst. Durch mich ist er geworden, was er ist; ich habe ihn pfeifen gelehrt, den Gimpel. Wenn ich pfeife, muß er tanzen, er ist nur mein Lockvogel, ich bin der Vogelsteller. Dein Vogelsteller bin ich, du ruppiges Scheusal." Hier versuchte der Alte zu pfeifen: „Freut euch des Lebens," erhob die Beine und machte einen Versuch, lustig umher zu springen. Wieder strömte ihm der kalte Schweiß von der Stirne, er zog wieder den Lappen aus der Tasche, trocknete sich das Gesicht ab und steckte das Tuch mechanisch wieder ein. — „Er wird nicht zurückkommen," rief er plötzlich; „er läßt mich hier sitzen, sie werden mich finden." Er rannte nach der Thür und rüt-

telte heftig daran. „Eingeschlossen hat mich der Schuft, ein Jude hat mich eingeschlossen," schrie er kläglich. „Ich muß verhungern, ich muß verdursten in diesem Gefängniß. Oh, oh! er hat schlecht an mir gehandelt, niederträchtig an seinem Wohlthäter, er ist ein undankbarer Bösewicht, ein Rabensohn ist er." Dabei fing er an zu schluchzen. „Ich habe ihn gepflegt, als er krank war, ich habe ihn Kunststücke gelehrt, ich habe ihn zu einem Manne gemacht, und so lohnt er seinem alten Freund." Der Advocat weinte laut und rang die Hände. Plötzlich blieb er vor dem Spiegel stehen, auf welchen der helle Glanz des Lichtes fiel, erschrocken starrte er die Gestalt an, welche ihm in dem Spiegel gegenüber stand. Immer zorniger wurde sein Blick, immer grausiger der Glanz seiner Augen, er sah von dem Spiegelglas auf den Rahmen, schob sich die verbogene Brille zurecht und bewegte suchend den Kopf am Rahmen entlang. Der Spiegel kam ihm bekannt vor. Hatte der Zufall ein Möbel aus seinem frühern glänzenden Leben in den geheimen Trödel des Pinkus und von da in Itzigs Wohnung geführt, oder täuschte den Trunkenen nur eine Aehnlichkeit? aber die Erinnerung an sein Schicksal erfüllte ihn mit Wuth. „Es ist mein Spiegel," schrie er laut, „mein eigener Spiegel ist es, den der Schurke in seiner Stube hat;" toll fuhr er durch das Zimmer, packte einen Stuhl in wahnwitziger Kraft und stieß ihn mit den Beinen gegen das Spiegelglas. Klirrend zerbrach die Platte in Scherben, aber immer und immer stampfte der Betrunkene mit dem Stuhle gegen das Holz und schrie dabei wie rasend: „In meiner Stube hat er gehangen, der Schurke hat mir den Spiegel gestohlen, er hat mein Glück gestohlen, zur Hölle mit ihm!"

In dem Augenblick stürzte Veitel herein, schon auf dem Vorsaal hatte er wüsten Lärm gehört und fürchtete das Aergste. Als der Advocat den Eintretenden sah, fuhr er mit gehobenem Stuhle auf ihn zu und schrie: „Du hast mich in's Elend gebracht, du sollst die Zeche bezahlen!" Dabei führte er einen Schlag nach Itzigs Haupt. Dieser fing den Stuhl auf, warf

ihn bei Seite und faßte den Alten mit überlegener Kraft. Hippus sträubte sich zwischen seinen Händen wie eine wilde Katze und rief alle Flüche, die er finden konnte, auf seinen Bändiger herab. Veitel drückte ihn mit Gewalt in eine Ecke des Sopha's und flüsterte, ihn festhaltend: „Wenn Ihr nicht ruhig seid, alter Mann, so ist's um Euch geschehen.“ Der Alte sah aus den Augen Itzigs, welche dicht vor den seinen starrten, daß er von dem Empörten das Aergste zu fürchten hatte, der Paroxysmus verließ ihn, er sank kraftlos zusammen und wimmerte nur leise, am ganzen Körper schauernd: „Er will mich tödten!“

„Das will ich nicht, Ihr betrunkener Narr, wenn Ihr ruhig seid; welcher Teufel treibt Euch, mir meine Stube zu verwüsten?“

„Er will mich tödten,“ wimmerte der Alte, „weil ich meinen Spiegel wiedergefunden habe.“

„Ihr seid verrückt,“ rief Veitel, ihn schüttelnd, „nehmt Eure Kraft zusammen, Ihr dürft hier nicht bleiben, Ihr müßt fort, ich habe ein Versteck für Euch.“

„Ich gehe nicht mit dir,“ wimmerte der Alte, „du willst mich umbringen.“

Veitel that einen gräßlichen Fluch, packte den schäbigen Hut des Alten, drückte diesen auf den Kopf, faßte den Alten am Nacken und rief: „Ihr müßt mitkommen oder Ihr seid verloren. Die Polizei wird Euch hier suchen und wird Euch finden, wenn Ihr noch zögert. Fort oder Ihr zwingt mich, Euch ein Leids zu thun.“

Die Kraft des Alten war gebrochen, er wankte, Veitel faßte ihn unter dem Arme und zog den Widerstandlosen fort. Er zog ihn aus den Zimmern die Treppe hinunter, ängstlich spähend, ob ihnen Niemand begegne. Alles war still. Der Advocat gewann in der kalten Luft einen Theil seiner Besinnung wieder, und Veitel raunte ihm zu: „Seid still und folgt mir, ich werde Euch fortschaffen.“

„Er wird mich fortschaffen,“ murmelte ihm der Advocat

nach und lief an seiner Seite vorwärts. Als sie in die Nähe der Herberge kamen, ging Veitel vorsichtiger, zog seinen Gefährten in den finstern Hausflur und flüsterte: „Faßt meine Hand und steigt leise mit mir die Treppe hinauf." So kamen sie an das große Gastzimmer, sie fanden das Zimmer noch leer, wie es zuvor gewesen. Erleichtert sagte Veitel: „Nebenan im Hause ist ein Versteck, Ihr müßt hinein."

„Ich muß hinein," wiederholte der Alte.

„Folgt mir," rief Veitel und zog den Advocaten auf die Galerie und von da die bedeckte Treppe hinunter.

Der Alte wankte unsicher die Stufen hinab und klammerte sich fest an den Rock seines Führers, der ihn halb hinunter trug. So kamen sie Stufe für Stufe bis hinunter zu der letzten, über welche die Strömung dahinrauschte. Veitel ging voraus und trat rücksichtslos bis an die Knie in's Wasser, bemüht, den Alten nachzuziehen.

Der alte Mann fühlte das Wasser an seinem Stiefel, er stand still und schrie laut: „Wasser!"

„Still," flüsterte Veitel zornig, „sprecht kein Wort!"

„Wasser!" schrie der Alte; „Hülfe; er will mich umbringen."

Veitel packte den Schreienden und hielt ihm den Mund zu, aber der Todesschreck hatte noch einmal das Leben des Advocaten aufgestört, er hob die Füße auf die nächste Stufe zurück, klammerte sich, so gut er konnte, an die Seitenbreter und schrie wieder: „Zu Hülfe!"

„Verrückter Schuft!" knirschte Veitel, durch den hartnäckigen Widerstand in Wuth gesetzt, drückte ihm mit einem Schlage den alten Hut bis tief über das Gesicht, faßte ihn mit voller Kraft am Halstuch und schleuderte ihn hinunter in das Wasser. Die Fluth spritzte auf, das Geräusch eines fallenden Körpers und ein dumpfes Gurgeln wurde gehört; dann war Alles still.

Unter den bleigrauen Nebeln, welche mit langen Schleppen längs dem Wasser hinzogen, wurde noch einmal eine dunkle Masse sichtbar, welche mit dem Strome fortzog. Bald war

sie verschwunden. Die Gespenster des Nebels bedeckten sie, die Strömung zog darüber hin. Das Wasser brach sich klagend an den Holzpfählen und Treppenstufen, und oben heulte der Nachtwind sein eintöniges Lied.

Der Thäter stand einige Augenblicke regungslos in der Finsterniß, an das Holzwerk gelehnt. Dann stieg er langsam hinauf. Im Aufsteigen fühlte er an das Tuch seiner Kleider, um sich zu überzeugen, wie weit er durchnäßt war. Er dachte daran, daß er sie am Ofenfeuer trocknen müsse, noch heut Nacht; er sah das Ofenfeuer in seinem Zimmer brennen und sich im Schlafrock davor sitzen, wie er so gern that, wenn er über seine Geschäfte nachdachte. Wenn er jemals in seinem Leben das Gefühl behaglicher Ruhe genossen hatte, so war es in solchen Stunden gewesen, wo er müde von den Gängen und Sorgen des Tags das Holz in den Ofen steckte und davor saß, bis ihm die müden Augen zufielen. Er fühlte deutlich, wie müde er auch jetzt sei und wie wohl es ihm thun würde, am warmen Feuer einzuschlafen. In diesem dämmrigen Träumen blieb er wieder einige Augenblicke stehen, wie Einer, der einschlafen will, und fühlte dabei einen dumpfen Druck irgendwo in seinem Innern, einen Schmerz, der ihm schwer machte, Athem zu holen, und seine Brust wie mit eisernen Bändern zusammenzog. Da dachte er an den Ballen, den er jetzt in das Wasser geworfen hatte, er sah ihn eintauchen in die Fluth, er hörte das Rauschen des Wassers und erinnerte sich daran, daß der Hut, den er dem Manne über das Gesicht gezogen, noch zuletzt über dem Wasser zu sehen gewesen war, als ein rundes wunderliches Ding. Er sah den Hut deutlich vor sich, abgegriffen, die Krämpe halb abgerissen und oben auf dem Deckel zwei alte Oelflecke. Es war ein sehr schäbiger Hut gewesen. Als er daran dachte, merkte er, daß er jetzt lächeln könnte, wenn er wollte. Er lachte aber nicht. Während seine Seele so in halber Erstarrung um die Stelle herumflatterte, die ihn in seinem Innern schmerzte, war er heraufgestiegen. Als er die Treppenthür

herumlegte, sah er noch einmal in die schwarze Röhre, in welche vor wenig Augenblicken Zweie hinuntergestiegen waren, während jetzt nur Einer zurückkehrte. Er sah auf den grauen Schimmer des Wassers, und wieder fühlte er einen dumpfen Druck. Eilig huschte er durch das große Zimmer die Treppe hinunter, im Hausflur stieß er auf einen der fremden Gäste, welche in der Caravanserei wohnten; Beide eilten schnell, ohne ein Wort zu sprechen, an einander vorüber.

Diese Begegnung brachte die Gedanken des Heimkehrenden in andere Richtung: War er sicher? Noch immer lag der Nebel dick auf den Straßen, Niemand hatte ihn mit dem Advocaten hereingehen sehen, Niemand hatte ihn beim Herausgehen erkannt. Und wenn man den alten Mann im Wasser fand, dann fing die Untersuchung an. War er dann noch sicher?

Alles das dachte der Mörder so gleichgültig, als läse er die Gedanken aus einem Buche ab. Dazwischen kam ihm wieder die Idee, ob er seine Cigarrentasche bei sich habe und warum er keine Cigarre rauche. Er grübelte darüber längere Zeit und kam endlich in seiner Wohnung an. Er schloß auf; als er das letzte Mal aufgeschlossen hatte, war in der zweiten Stube ein wüster Lärm gewesen. Er blieb stehen und horchte, ob derselbe Lärm nicht wieder zu hören sei. Er wollte ihn durchaus hören. Vor wenig Augenblicken war er gewesen. O was hätte er darum gegeben, wenn die letzten Augenblicke nicht gewesen wären! Wieder fühlte er den dumpfen Schmerz, aber stärker, immer stärker. Er trat in die Zimmer, die Lampe brannte noch, die Scherben der Rumflasche lagen noch um das Sopha, das Quecksilber des Spiegels glänzte auf dem Boden wie silberne Thaler. Veitel setzte sich erschöpft auf einen Stuhl und sah starr auf die glänzenden Trümmer seines Spiegels. Dabei fiel ihm ein, daß oft seine Mutter eine Kindergeschichte erzählt hatte, in welcher silberne Thaler auf die Dielen eines armen Mannes fallen. Er sah die alte Judenfrau am Herde sitzen und sich als kleinen Jungen da-

neben. Er sah sich selbst neugierig auf die schwarze Erde blicken und erwarten, ob die weißen Thaler nicht auch vor ihm niederfallen würden. Jetzt wußte er, bei ihm in der Stube sah es gerade so aus, als hätte es silberne Thaler geregnet. Er fühlte wieder etwas von dem unruhigen Entzücken, das er als kleiner Veitel bei dieser Erzählung der Mutter gehabt hatte, und mitten in dieser Erinnerung kam plötzlich wieder der dumpfe Druck, den er in seinem Innern merkte, er wußte nicht wo. Schwerfällig stand er auf, kauerte auf dem Boden und suchte die Glassplitter zusammen. Die Splitter trug er in die Ecke eines Schranks, den Rahmen des Spiegels löste er von der Wand ab und stellte ihn verkehrt in eine Ecke. Dann nahm er die Lampe und das Glas, welches er mit Trinkwasser für die Nacht zu füllen pflegte, aber als er das Glas faßte, überlief ihn ein Fieberschauer und er setzte es wieder hin. Der, welcher nicht mehr war, hatte aus dem Glase getrunken. Er trug die Lampe zu seinem Bett und zog sich aus. Die Beinkleider versteckte er in den Schrank und holte sich ein Paar andere herzu, deren Fußenden er an seinen Stiefeln rieb, bis sie schmutzig wurden. Darauf löschte er die Lampe aus, und als das Docht noch einmal aufflackerte, bevor es verlöschte, da fiel ihm ein, zufällig als etwas Gleichgültiges, daß die Leute die Flamme des Lichts mit dem Leben eines Menschen verglichen. Er hatte eine Flamme ausgedreht. Und wieder fühlte er den Schmerz in seiner Brust, aber undeutlich, seine Kraft war erschöpft, seine Nerven abgespannt, er schlief ein. Der Mörder schlief.

Aber wenn er erwacht! Dann wird die Schlauheit verloren sein, mit der sein verstörter Geist wie im Wahnwitz umhergriff nach allen kleinen Bildern und Gedanken, die er in der Finsterniß auffinden konnte, um den einen Gedanken zu vermeiden, das eine Gefühl, welches von jetzt ab immer in ihm drückt und preßt. Wenn er aufwacht! Dann wird er schon im Halbschlafe fühlen, wie die Ruhe abzieht, und die Angst, der Jammer wieder einziehen in seine Seele, er wird

noch im Traume fühlen, wie süß die Bewußtlosigkeit ist, und wie furchtbar das Denken, er wird sich sträuben gegen das Erwachen, aber in seinem Sträuben wird ihm der Schmerz immer stärker kommen, immer nagender. Bis er in Verzweiflung die Augen aufreißt und hineinstarrt in die gräßliche Gegenwart, in eine gräßliche Zukunft.

Und wieder wird sein Geist anfangen, die Spukgestalt mit feinen Fäden zu überziehen, und alle möglichen Gründe wird er zusammentragen, sich das Ungeheure unkenntlich zu machen; er wird daran denken, wie alt der Todte war, wie schlecht, wie elend; er wird sich vorzustellen suchen, daß es nur ein Zufall war, der den Tod herbeiführte, ein Schwung seiner Arme, den plötzliche Wuth verursacht; welch' unglücklicher Zufall es war, daß der Alte mit seinen Füßen nicht festen Grund gefunden! Dann wird ihm plötzlich einfallen, ob er auch sicher sei, und eine heiße Fieberangst wird sein bleiches Gesicht roth färben, der Tritt des Dieners auf der Treppe wird ihm Entsetzen einjagen, das Klirren einer Eisenstange im Hofe wird er für das Getöse der Waffen halten, welche das Gesetz gegen ihn ausschickt. Und wieder wird sein Geist arbeiten, während er verstört im Zimmer auf und ab rennt, er wird jeden Schritt, den er gestern that, jede Bewegung der Hand und jedes Wort, das er gesprochen, noch einmal durchleben, und wird bei jedem Einzelnen, das geschehen ist, zu beweisen suchen, daß es unmöglich entdeckt werden kann. Niemand hat ihn gesehen, Niemand gehört, der traurige alte Mann, halb verrückt, wie er war, hat sich selbst den Hut über die Augen gezogen und hat sich selbst ersäuft.

So wird er auch von dieser Seite um die Gestalt des alten Mannes seine Fäden ziehen. Und immer fühlt er die furchtbare Last, bis er endlich erschöpft von dem innern Kampfe sich herausstürzt aus seiner Wohnung, in seine Geschäfte, unter die Menschen, voll Sehnsucht, etwas zu finden, was ihn vergessen macht. Wer ihn auf der Straße ansieht, der wird ihn quälen; wenn er einen Beamten der Polizei erblickt, muß

er schnell in ein Haus treten, um seinen Schreck vor den spähenden Augen zu verbergen. Wo er Menschen findet, die er kennt, wird er sich in den dicksten Haufen drängen, er wird überall den Kopf hinhalten, an Allem Theil nehmen, er wird mehr sprechen und lachen als sonst, aber seine Augen werden unruhig umherirren, und seine Seele wird in beständiger Furcht sein, etwas zu hören von dem Getödteten, und wie die Leute über den plötzlichen Tod desselben denken. Er täuscht seine Bekannten, sie werden ihn vielleicht für besonders aufgeweckt halten, und zuweilen sagt Einer: „Der Itzig ist guter Dinge, er hat große Geschäfte gemacht." Er wird sich an manchen Arm hängen, den er sonst nicht berührt, und wird den Leuten lustige Geschichten erzählen und sie nach Hause begleiten, weil er weiß, daß er nicht allein sein kann. Er wird in die Kaffehäuser eilen und in die Bierstuben, um Bekannte aufzusuchen, und wird sich zu ihnen setzen und wird trinken und aufgeregt werden, wie sie, weil er weiß, daß er nicht allein sein darf.

Und wenn er am Abend spät nach Hause kommt, ermüdet bis zum Umsinken, erschlafft und abgearbeitet von dem furchtbaren Kampfe, dann fühlt er sich leichter, er hat durchgesetzt, das, was in ihm ist, undeutlich zu machen, und er findet ein trübes Behagen an der Mattigkeit und der Bewußtlosigkeit, und erwartet den Schlaf, als das einzige Glück, was er auf Erden noch hat. Und wieder wird er einschlafen, und wenn er am nächsten Morgen erwacht, werden alle die Spinnweben zerrissen sein, und von Neuem wird die furchtbare Arbeit beginnen. So soll es gehen einen Tag, viele Tage, immer, so lange er lebt. Nicht mehr lebt er, wie andere Menschen, sein Dasein ist fortan ein Kampf, ein gräßlicher Kampf gegen einen Leichnam, ein Kampf, den Niemand sieht, und der doch allein seinen Geist beschäftigt. Was er thut in seinem Geschäft, in Gesellschaft mit Lebenden, ist nur ein Schein, eine Lüge. Wenn er lacht und wenn er Anderen die Hand schüttelt, und wenn er auf Pfänder leiht und Fünfzig vom

Hundert nimmt, Alles ist nur eine Täuschung für Andere. Er weiß, daß er ausgeschieden ist aus der Gesellschaft der Menschen, daß Alles leer und verächtlich ist, was er angreift; nur Eines ist es, was ihn beschäftigt, wogegen er arbeitet, weßhalb er trinkt und schwatzt und sich unter Menschen umhertreibt, und das Eine ist der Leichnam des alten Mannes im Wasser.

V.

Außer dem Gips auf Antons Schreibtisch feierten noch andere lebende Wesen des Hauses einen stillen Triumph. Wer dieses Haus und die Menschen darin so von Grund aus kannte, wie zum Beispiel die Tante, der durchschaute die Täuschungen, welche gewisse Leute sich selbst und Andern vorspiegelten. Es war möglich, daß Fremde über Vieles den Kopf schüttelten, was jetzt in der Familie vorging: die Tante that das eben so wenig, als die übrigen guten Hausgeister. Daß Anton still, wortkarg, mit bleichen Wangen im Comtoir saß und außer am Mittag niemals in der Familie erschien, daß Sabine jetzt in Gegenwart ihres Bruders eine Neigung zum Erröthen zeigte, die sie früher nicht gehabt hatte, daß sie stundenlang, ohne ein Wort zu sprechen, bei ihrer Arbeit saß und darnach auf einmal durch das Haus fuhr, übermüthig, wie ein kleines Kätzchen, welches mit einem Zwirnknaul spielt, und daß endlich der Hausherr selbst immer auf Anton hinsah, mochte dieser sprechen oder schweigen, und dabei von Tag zu Tag heiterer wurde, so daß er gar nicht aufhörte, die Tante zu necken, das Alles schien allerdings sehr seltsam, aber wer seit vielen Jahren genau wußte, was diese Menschen am liebsten aßen, und was man ihnen alle Monate nur einmal auf den Tisch setzen durfte, ja wer ihre Strümpfe gestrickt hatte

und ihre Halskragen eigenhändig stärkte, wie die Tante bei mehreren von diesen Dreien that, der sollte doch wohl hinter ihre Schleichwege kommen. Natürlich kam die Tante dahinter.

Die gute Tante schrieb sich allein das Verdienst zu, daß Anton zurückgekehrt war. Sie hatte dem Comtoir den Herrn zurückgeben wollen, der ihr selbst am liebsten war, weiter hinaus hatte sie nicht gedacht, wenigstens hätte sie das in den ersten Tagen nach Antons Rückkehr Jedem abgeleugnet. Denn trotz dem rosafarbenen Futter der Ueberzüge wußte sie auch, daß das Haus, zu dem sie gehörte, ein stolzes Haus war, welches seinen absonderlichen Willen hatte und sehr subtil behandelt sein wollte. Und als sie erfuhr, daß der niedergeschlagene Anton nur als Gast bei ihnen bleiben sollte, da wurde selbst sie auf einige Wochen recht zweifelhaft. Bald aber erhielt sie das stille Uebergewicht über den Kaufmann und ihre Nichte zurück, denn sie machte Entdeckungen.

Der zweite Stock des Vorderhauses war seit vielen Jahren unbewohnt. Der Kaufmann hatte zur Zeit seiner Eltern mit seiner jungen Frau dort oben gelebt. Als er kurz hinter einander die Eltern, seine Frau und den kleinen Sohn verloren, war er heruntergezogen, und seit der Zeit hatte sein Fuß den obern Stock nur ungern betreten. Graue Jalousien hingen das ganze Jahr vor den Fenstern, Möbel und Bilder waren grau überhangen. Ein verzaubertes Schloß Dornröschens war der ganze Stock, und unwillkürlich wurde der Tritt der Frauen leiser, wenn sie über den Flur des schlummernden Reiches gehen mußten.

Jetzt kam die Tante vom Boden herab. Aus dem endlosen Kriege mit Pix hatte sie nur noch einen kleinen Raum für das Trocknen der Wäsche gerettet. Sie dachte eben daran, daß die bürgerliche Stellung den Menschen doch sehr verändert, denn Balbus, der Nachfolger von Pix, auf dessen bescheidenes Wesen sie große Hoffnungen gesetzt hatte, erwies sich in seinem neuen Amte eben so geneigt zu Uebergriffen, als sein Vorgänger. Wieder fand sie einen Haufen Cigarren-

kisten außerhalb der drei Kammern aufgestellt, welche Pix gewaltthätig in ihr Gebiet hineingebaut hatte, und eben war sie im Begriff, Herrn Balbus deßhalb eine Kriegserklärung zu machen. Da sah sie mit Schrecken eine Zimmerthür des zweiten Stocks weit geöffnet. Sie dachte einen Augenblick an Diebe und wollte gerade Hülfe schreien, als ihr der verständige Gedanke kam, die auffallende Erscheinung vorher zu untersuchen. Sie schlich sich leise in die verhangenen Zimmer. Aber sie kam in Gefahr, aus Verwunderung zu versteinern, als sie ihren Neffen selbst ganz allein in der Wohnung sah. Er, der seit dem Tode seiner Frau diese Räume nicht betreten hatte, stand jetzt in dem Zimmer, in welchem die Verstorbene gewohnt hatte. Mit gefalteten Händen, in tiefen Gedanken, stand der Mann da und sah auf ein Bild, welches seine Frau als Braut darstellte, im weißen Atlaskleide, den Myrtenkranz in dem Haar. Die Tante konnte sich nicht enthalten, mitfühlend zu seufzen. Ueberrascht wandte sich der Kaufmann um. „Ich will das Bild in meine Stube herunternehmen," sagte er weich.

„Aber du hast ja das andere Bild von Marie darin, und dieses hat dich immer verstimmt," rief die Tante.

„Die Jahre machen ruhiger," erwiederte der Kaufmann, „und hierher wird doch mit der Zeit ein anderes kommen."

Die Augen der Tante glänzten wie Leuchtkugeln, als sie frug: „Ein anderes?"

„Es war nur so ein Gedanke," sagte der Kaufmann ausweichend und schritt mit musterndem Blick durch die Reihe der Zimmer. Stolz und mit innerm Achselzucken ging die Tante hinter ihm her. Diese Leute mochten sich verstellen, so viel sie wollten, es half ihnen nichts mehr.

Und der vorsichtigen Sabine ging es nicht besser.

Anton hatte am Mittag schweigsam neben der Tante gesessen. Als er seinen Stuhl rückte und sich erhob, sah die Tante, daß Sabinens Auge mit leidenschaftlicher Sorge auf seinem bleichen Gesicht ruhte und sich mit Thränen füllte.

Nachdem er das Zimmer verlassen, stand auch Sabine auf und trat an das Fenster, welches in den Hof führte. Die Tante zog sich in ihre Nähe und spähte hinter der Gardine durch. Sabine blickte mit großer Spannung in den Hof, plötzlich lächelte sie und sah ganz verklärt aus. Behutsam schlich die Tante näher und sah ebenfalls in den Hof hinab. Dort war aber gar nichts zu schauen, als Anton, der ihnen den Rücken zukehrte und den Pluto liebkoste. Er gab dem Hund einige Semmelbrocken, und Pluto bellte um ihn herum und sprang lustig nach seinem Rock.

„Oho," dachte die Tante, „der Pluto ist's nicht, über den sie in einem Athem weint und lacht."

Und kurz darauf, als einmal der Neffe die Thür des Damenzimmers öffnete, sah die Tante im Vorsaal einen Mann mit einem großen Packet stehen. Ihr scharfer Blick erkannte den Ausläufer der großen Schnittwaarenhandlung. Der Kaufmann rief seine Schwester in die Nebenstube, die Tante horchte. Zuerst sprach der Neffe, dann Sabine, aber ganz leise, dann hörte die Tante ein Gemurmel, welches große Aehnlichkeit mit unterdrücktem Schluchzen hatte. „Was dieses Mädchen weinerlich wird," dachte sie verwundert. Sie war gerade im Begriff, in das Zimmer einzudringen, als die Geschwister ihr entgegentraten. Sabine hing im Arm des Bruders, ihre Wangen und ihre Augen waren stark geröthet, und doch sah sie glücklich und sehr verschämt aus. Als die Tante nach einer längeren Pause, wie sie der Anstand nöthig machte, in das Nebenzimmer ging, um etwas zu suchen, fand sie das große Packet auf einem Stuhl liegen. Sie stieß zufällig mit der Hand daran, und da das Papier nicht zugebunden war, ging es natürlich auseinander, und sie erblickte prachtvolle Möbelstoffe, und unten noch eine andere Erfindung, die so heftig auf ihre Nerven wirkte, daß auch sie sich hinsetzen und auf der Stelle einige Thränen vergießen mußte. Es war die weiße Robe vom schwersten Stoff, welche das Weib nur einmal in seinem Leben, an einem feierlichen Tag voll Andacht und frohen Schauers zu tragen pflegt.

Fortan behandelte die Tante ihre Umgebung mit der Sicherheit einer Hausfrau, welche Andern verzeiht, wenn sie sich eine Weile närrisch gebehrden, weil sie recht gut weiß, daß das letzte Ende von solchem künstlichen Wesen eine starke Bewegung in ihrem eigenen Gebiete sein wird, heftige Arbeit in der Küche, ein langer Speisezettel, großartiges Schlachten von Geflügel und ein vernichtender Angriff auf alle Gefäße mit eingemachten Früchten. Auch sie wurde geheimnißvoll. Alle Tönnchen und Töpfe mit Confitüren wurden plötzlich einer außerordentlichen Revision unterworfen, und bei der Mittagstafel erschienen zuweilen ausgezeichnete Versuche von neuen Speisen. Die Tante kam an solchen Tagen mit gerötheten Wangen aus der Küche und war sehr empfindlich, wenn nicht Jedermann das neue Gericht vortrefflich fand, obgleich sie nie verfehlte, hinzuzusetzen: „Es ist nur ein vorläufiger Versuch der Köchin.“ Und dabei sah sie ihren Neffen und Sabine mit einem triumphirenden Ausdruck von Ueberlegenheit an, welcher deutlich sagte: „Ich habe Alles errathen,“ so daß der Kaufmann die Brauen zusammenziehen und der Tante einen strengen Blick zuwerfen mußte.

Aber der Kaufmann selbst sah in der Regel nicht strenge aus. Sabine und Anton wurden mit jedem Tage stiller und verschlossener, er wurde zusehends heiterer. Er war jetzt gesprächiger als seit Jahren und wurde nicht müde, bei Tische Anton in die Unterhaltung zu ziehen. Er zwang ihn, zu erzählen, und hörte mit Spannung auf jedes Wort, das von Antons Lippen kam. In den ersten Wochen sah er oft prüfend auf Antons Pult, nach kurzer Zeit that er auch im Geschäft, als wäre sein Verhältniß zu Anton noch das alte. Mit munterm Schritt ging er durch die vordern Comtoire. Noch war im Geschäft viel Flauheit, ihn kümmerte das wenig. Wenn Herr Braun, der Agent, sein belastetes Herz ausschüttete, lachte er dazu und ließ einen kurzen Scherz fallen.

Anton gewahrte diese Veränderung nicht. Wenn er im

Comtoir arbeitete, saß er einsilbig Herrn Baumann gegenüber und mühte sich, an nichts zu denken, als an die Briefe. Die Abende brachte er häufig allein auf seinem Zimmer zu, dann senkte er sein Haupt in die Bücher, welche Fink ihm vermacht hatte, und versuchte seinen finstern Gedanken zu entrinnen.

Er fand die Handlung nicht so wieder, wie er sie verlassen. Durch viele Jahre war hier Alles fest gewesen, jetzt war das Geschäft in unruhiger, schwankender Bewegung. Viele von den alten Verbindungen des Hauses waren abgeschnitten, mehrere neue waren angeknüpft. Er fand neue Agenten, neue Kunden, mehrere neue Artikel und neue Arbeiter.

Auch im Hinterhause war es still geworden. Außer den Würdenträgern des zweiten Comtoirs, Herrn Liebold und Herrn Purzel, welche niemals aufregende Elemente der bürgerlichen Gesellschaft gewesen waren, traf er von seinen nähern Bekannten nur noch den treuen Baumann und Specht; und auch diese dachten daran, das Geschäft zu verlassen. Baumann hatte gleich nach Antons Rückkehr dem Prinzipal gestanden, daß er zum nächsten Frühjahr fort müsse, und auch Antons ernstliche Vorstellungen prallten diesmal von dem festen Entschlusse des Missionärs ab. „Ich kann den Termin nicht verlängern," sagte er; „mein ganzes Gewissen schreit dagegen. Ich gehe von hier auf ein Jahr nach London in die Missionsanstalt, und von dort, wohin man mich schickt. Ich gestehe, daß ich eine Vorliebe für Afrika habe. Es sind dort einige Könige," — er nannte schwer auszusprechende Namen — „die ich nicht für ganz schlecht halte. Dort muß mit der Bekehrung etwas zu machen sein. Noch ist bei ihnen eine elende Wirthschaft. Den heidnischen Sclavenhandel hoffe ich ihnen abzugewöhnen. Sie können ihre Leute zu Hause brauchen, um Zuckerrohr zu pflanzen und Reis zu bauen. In ein paar Jahren schicke ich Ihnen über London die ersten Proben von unserm Plantagenbau."

Und auch Herr Specht kam zu Anton. „Sie haben mir

immer gute Freundschaft gezeigt, Wohlfart. Ich möchte Ihre Meinung wissen. Ich soll heirathen, ein ausgezeichnetes Mädchen, sie heißt Fanny und ist eine Nichte von C. Pix."

„Ei," sagte Anton, „und lieben Sie die junge Dame?"

„Ja, ich liebe sie," rief Specht begeistert. „Aber ich soll auch in das Geschäft von Pix treten, wenn ich sie heirathe, und deßhalb wollte ich Sie fragen. Meine Geliebte hat etwas Vermögen und Pix meint, das würde am besten in seinem Geschäft angelegt. Nun wissen Sie, Pix ist im Grunde ein guter Kerl, aber ein anderer Compagnon wäre mir doch lieber."

„Ich dächte nicht, mein alter Specht," sagte Anton. „Sie sind ein wenig zu eifrig, und es wird immer gut für Sie sein, einen sichern Compagnon zu haben. Pix wird Sie zwingen, seinen Willen zu thun, und das wird kein Schade sein, denn Sie werden sich gut dabei stehen."

„Ja," sagte Specht, „aber denken Sie, die Branche, die er gewählt hat. Kein Mensch hätte für möglich gehalten, daß unser Pix sich zu so etwas entschließen könnte."

„Was hat er denn Alles?" frug Anton.

„Vieles durcheinander," rief Specht, „was er vorher niemals angesehen hätte; außer Fellen und Häuten jede Art von Pelzwerk, vom Zobel bis zum Maulwurf, und außerdem Filz und dergleichen, ganz nach seiner Natur, Alles, was haarig und borstig ist. — Es sind gemeine Artikel darunter, Wohlfart."

„Seien Sie kein Kind," versetzte Anton, „heirathen Sie, mein guter Junge, und begeben Sie sich unter die Vormundschaft des Schwagers, es wird Ihr Schade nicht sein."

Den Tag darauf trat Pix selbst in Antons Zimmer. „Ich habe Ihre Karte gefunden, Wohlfart, und komme Sie auf Sonntag zum Kaffe einzuladen. Cuba und eine Manilla. Sie sollen meine Frau kennen lernen."

„Und Sie wollen Specht zum Compagnon nehmen?" frug Anton lächelnd. „Immer hatten Sie einen großen Widerwillen, sich zu associiren."

„Ich thät's auch mit keinem Andern als mit ihm. Im

Vertrauen gesagt, ich bin in einer Schuld gegen den armen Kerl, und ich kann für mein Geschäft die zehntausend brauchen, die er sich erheirathet. Ich habe ein Detailgeschäft mit übernommen, verdammte Kürschnerwaaren, da stecke ich ihn hinein. Das wird ihm Spaß machen. Er kann alle Tage gegen die Weiber artig sein, die in den Laden kommen, und alle Jahre einen neuen Pelz um sich hängen. Er wird dort brauchbarer sein, als hier im Comtoir."

„Wie kommt's, daß Sie gerade dies Geschäft gewählt haben?" frug Anton.

„Ich mußte," erwiederte Pix, „ich fand noch ein großes Waarenlager von meinem Vorgänger vor; in traurigem Zustande, das versichere ich Ihnen; und ich sah mich auf einmal in einer großen Gesellschaft von Leuten, welche Hasenfelle und Schweinsborsten für preiswürdig hielten."

„Das allein hat Sie doch nicht bestimmt," erwiederte Anton lachend.

„Vielleicht war's noch etwas Anderes," sagte Pix. „Hier am Orte mußte ich bleiben, wegen meiner Frau, und Sie werden einsehen, Anton, daß ich, der ich in diesem Hause Disponent des Provinzialgeschäfts gewesen bin, mich nicht an diesem Platz in derselben Branche aufthun konnte. Ich kenne das ganze Provinzialgeschäft besser, wie der Prinzipal, und alle kleinen Kunden kennen mich besser, als den Prinzipal. Ich hätte diesem Geschäft geschadet, obgleich meine Mittel kleiner sind; ich hätte leicht gute Geschäfte machen können, aber dies Haus hätte den Schaden gehabt. So mußte ich etwas Anderes ergreifen. Ich ging deßhalb zu Schröter, sobald ich mich entschlossen hatte, und besprach das mit ihm. Ich werde mit Euch nur in Einem concurriren, und das sind Pferdehaare, und darin werde ich Euch todtmachen. Ich habe das auch dem Prinzipal gesagt."

„Das wird die Handlung ertragen," sagte Anton und schüttelte dem Borstenhändler Pix die Hand.

Aber nicht im Comtoir allein, auch unter den Arbeitern an der großen Waage war eine Veränderung eingetreten. Vater Sturm, der treue Freund des Hauses, drohte die Handlung und diese kleine Erde zu verlassen.

Eine der ersten Fragen Antons nach seiner Rückkehr war Vater Sturm gewesen. Sturm war seit einigen Wochen unpaß und verließ das Zimmer nicht. Voll Besorgniß eilte Anton am zweiten Abend nach seiner Ankunft zu der Wohnung des großen Mannes.

Schon auf der Straße hörte er ein merkwürdig tiefes Gesumm, als wenn ein Schwarm Riesenbienen sich in dem rosafarbenen Haus häuslich niedergelassen hätte. Als er in den Flur trat, klang das Summen wie das ferne Gemurr einer Löwenfamilie. Verwundert klopfte er an, Niemand antwortete. Als er die Thür geöffnet hatte, mußte er auf der Schwelle anhalten, denn im ersten Augenblick sah er in dem Zimmer nichts, als einen grauen undurchdringlichen Rauch, in welchem ein gelber Lichtpunkt mit bleichem Dunstkreis schwebte. Allmählig unterschied er in dem Rauch einige dunkle Globusse, welche um das Licht herum wie Planeten aufgestellt waren, zuweilen bewegte sich, was ein Männerarm sein konnte, aber einem Elephantenbein sehr ähnlich war. Endlich brachte die Zugluft der offnen Thüre den Dampf in Bewegung, und ihm gelang, durch die Wolken einzelne Blicke in die Tiefen der Stube zu thun. Nie war eine Menschenwohnung einer Tabagie von Cyclopen ähnlicher. An dem Tisch saßen sechs riesige Männer, drei auf der Bank, drei auf Eichenstühlen, alle hatten Cigarren im Mund, und auf dem Tisch hölzerne Bierkrüge; das dröhnende Brummen war ihre Sprache, die so klang, weil sie leise sprachen, wie sich für eine Krankenstube schickt.

„Ich rieche etwas,“ rief endlich eine mächtige Stimme, „ein Mensch muß hier sein, es kommt eine kühle Luft, die Thür steht offen. Wer hier ist, der melde sich.“

„Herr Sturm!“ rief Anton von der Schwelle.

Die Globusse geriethen in rotirende Bewegung und verfinsterten das Licht.

„Hört Ihr's," rief die Stimme wieder, „ein Mensch ist gekommen."

„Ja," erwiederte Anton, „und ein alter Freund dazu."

„Diese Stimme kenne ich," rief es hastig hinter dem Tisch hervor.

Anton trat näher an das Licht, die Auflader erhoben sich und riefen laut seinen Namen. Vater Sturm fuhr auf seiner Bank bis auf die äußerste Ecke und hielt Anton beide Hände entgegen. „Daß Sie hier sind, wußte ich schon durch meine Kameraden. Daß Sie gesund zurückgekommen aus diesem Lande, von diesen Sensenmännern und von diesen Schreihälsen, welche ihre Tonne mit Sauerkraut in der Stube stehen haben, dieses ist mir eine angenehme Freude." Antons Hand ging zuerst in die Hände des alten Sturm über, der sie kräftig drückte und dann wieder zurecht streichelte, und dann in die Hände der fünf andern Männer, und kam wieder heraus, geröthet, aufgelaufen, im Gelenk erschüttert, so daß Anton sie sogleich in die Rocktasche steckte. Während die Auflader einer nach dem andern ihre Begrüßungen mit Anton austauschten, frug Sturm plötzlich dazwischen: „Wann kommt mein Karl?"

„Haben Sie ihm denn geschrieben, daß er kommen soll?" frug Anton.

„Geschrieben?" wiederholte Sturm kopfschüttelnd, „nein, dies habe ich nicht gethan, von wegen seiner Stellung als Amtmann darf ich es nicht thun. Denn wenn ich ihm schreibe: Komm, so würde er kommen, und wenn eine Million Sensenmänner zwischen ihm und uns aufmarschirt wäre, aber er könnte dort nöthig sein bei den Herrschaften. Und deßwegen, wenn er nicht von selber kommt, soll er nicht kommen."

„Er kommt zum Frühjahr," sagte Anton und sah prüfend auf den Vater.

Der Alte schüttelte wieder den Kopf: „Zum Frühjahr wird er nicht kommen, zu mir nicht; es ist möglich, daß mein kleiner

Zwerg dann herkommt, aber zu seinem Vater nicht mehr." Er setzte den Bierkrug an und that einen langen Zug, klappte den Deckel zu und räusperte sich kräftig; dann sah er Anton mit einem entschlossenen Blick an und drückte die Faust als Stempel auf den Tisch. „Funfzig," sagte er, „noch vierzehn Tage, dann kommt's."

Anton legte seinen Arm um die Schultern des Alten und sah fragend den Andern in's Gesicht, welche ihre Cigarren in der Hand hielten und vor der Gruppe standen, wie ein griechischer Chor in der Tragödie. „Sehen Sie, Herr Wohlfart," begann der Chorführer, der, als Mensch betrachtet, groß, als Riese kleiner war, denn sein Oberster, „das will ich Ihnen erklären. Dieses Mannes Meinung ist, daß er schwächer wird, und daß er immer schwächer werden wird, und daß in einigen Wochen der Tag kommt, wo wir Auflader eine Citrone in die Hand nehmen müssen und einen schwarzen Schwanz an unsere Hüte stecken. Solches ist unser Wille nicht." Alle schüttelten den Kopf und sahen mißbilligend auf ihren Obersten. „Es ist nämlich ein alter Streit zwischen uns und zwischen ihm wegen der funfzig Jahre. Jetzt will er Recht behalten, das ist das Ganze, und unsere Meinung ist, daß er nicht Recht hat. Er ist schwächer geworden, dieses ist möglich. Manchmal hat Einer mehr Kraft, manchmal weniger. Was braucht der Mann aber deßhalb daran zu denken, diesen Platz zu verlassen? Ich will Ihnen sagen, Herr Wohlfart, was es ist, es ist eine Ausschweifung von ihm."

Alle Riesen bestätigten durch Kopfnicken die Worte des Sprechers.

„Also er ist krank?" frug Anton besorgt. „Wo sitzt die Krankheit, alter Freund?"

„Es ist hier und dort," erwiederte Sturm, „es schwebt in der Luft, es kommt langsam heran, es nimmt zuerst die Kraft, dann den Athem; von den Beinen fängt's an, dann steigt es herauf." Er wies auf seine Füße.

„Wird Ihnen das Aufstehen sauer?" frug Anton.

„Gerade das ist es,“ erwiederte der Riese, „es wird mir sauer, und mit jedem Tag mehr. Und ich sage dir, Wilhelm,“ fuhr er gegen den Sprecher fort, „in vierzehn Tagen wird auch das aufhören; dann wird nichts sauer sein, als Eure Citronen, und ich hoffe auch Eure Gesichter, ein Paar Stunden, bis zum Abend; dann sollt Ihr wieder hierher kommen und Euch an dieser Stelle niedersetzen. Ich werde dafür sorgen, daß die Kanne hier steht, wie heut, dann könnt Ihr von dem alten Sturm reden, als von einem Kameraden, welcher sich zur Ruhe gelegt hat, und der nichts mehr heben wird, was eine Last ist; denn ich denke mir, da, wo wir hinkommen, wird nichts mehr schwer sein.“

„Da hören Sie's,“ sagte Wilhelm bekümmert, „er schweift wieder aus.“

„Was sagt der Arzt zu Ihrer Krankheit?“ frug Anton schnell.

„Ja, der Doctor,“ sagte der alte Sturm, „wenn man den fragen wollte, er würde genug sagen; aber man frägt ihn nicht. Es ist, unter uns gesprochen, auf die Aerzte kein Verlaß. Sie können wissen, wie es in manchen Menschen ist, das leugne ich nicht ab; aber woher wollen sie wissen, wie es in einem von uns ist? Es kann keiner ein Faß heben.“

„Wenn Sie keinen Arzt haben, lieber Herr Sturm, so will ich sogleich anfangen, Ihr Arzt zu sein,“ rief Anton, eilte an die Fenster und öffnete alle Flügel. „Wenn das Athmen Ihnen schwer wird, so ist diese dicke Luft Gift für Sie, und wenn Sie an den Füßen leiden, so sollen Sie auch nicht mehr trinken.“ Er trug die Bierkanne auf den andern Tisch.

„Ei, ei, ei,“ sagte Sturm, dem geschäftigen Anton zusehend, „die Meinung ist gut, aber es nutzt nichts. Etwas Rauch hält warm, und das Bier sind wir einmal gewöhnt. Wenn ich den ganzen Tag allein sitze auf dieser Bank, ohne Arbeit, ohne einen Menschen, so ist es mir eine Freude, wenn meine Kameraden des Abends ihre Bequemlichkeit bei mir

haben. Sie reden dann zu mir, und ich höre doch ihre Stimme wie sonst und erfahre etwas vom Geschäft, und wie es in der Welt zugeht."

„Aber Sie selbst sollen dann wenigstens das Bier meiden und sich vor Tabakrauch hüten," erwiederte Anton. „Ihr Karl wird Ihnen dasselbe sagen, und da er nicht hier ist, so erlauben Sie mir, seine Stelle zu vertreten." Er wandte sich zu den andern Aufladern. „Ich will ihm zu beweisen suchen, daß er Unrecht hat, lassen Sie mich eine halbe Stunde mit ihm allein."

Die Riesen entfernten sich, Anton setzte sich dem Kranken gegenüber und sprach über das, was dem Vater am meisten Freude machte, über seinen Sohn.

Sturm vergaß seine finstern Ahnungen und gerieth in die glücklichste Stimmung. Endlich sah er Anton mit zugedrückten Augen an und sagte, sich zu ihm herüberlegend, vertraulich: „Neunzehnhundert Thaler. Er ist noch einmal hier gewesen."

„Sie haben ihm doch nichts gegeben?" frug Anton besorgt.

„Es waren nur hundert Thaler," sagte der Alte entschuldigend. „Er ist jetzt todt, der arme junge Herr, er sah so lustig aus mit seinen Schnüren am Rocke. So lange ein Mensch Sohn ist, muß er nicht sterben, das macht zu großes Herzeleid."

„Wegen Ihres Geldes habe ich mit Herrn von Fink gesprochen," sagte Anton, „er wird vermitteln, daß man die Schuld an Sie bezahlt."

„An den Karl," verbesserte der Alte auf seine Kammer sehend. „Und Sie, Herr Wohlfart, werden es übernehmen, meinem Karl das in die Hände zu geben, was dort in dem Kasten ist, wenn ich selber den Kleinen nicht mehr sehen sollte."

„Wenn Sie diesen Gedanken nicht aufgeben, Sturm," rief Anton, „so werde ich Ihr Feind, und ich werde von jetzt ab mit größter Härte gegen Sie verfahren. Morgen früh komme ich wieder und bringe Ihnen den Arzt des Herrn Schröter mit."

„Er mag ein guter Mann sein," sagte Sturm, „seine Pferde haben sehr gutes Futter, sie sind stark und dick, aber mir kann er doch nicht helfen."

Am andern Morgen besuchte der Arzt den Patienten.

„Ich kann seinen Zustand noch nicht für gefährlich halten," sagte er, „seine Füße sind geschwollen, und das mag sich wieder geben, aber das unthätige, sitzende Leben ist für diesen starken Körper so ungesund, und seine Diät ist so schlecht, daß die schnelle Entwickelung einer gefährlichen Krankheit leider sehr wahrscheinlich ist."

Anton schrieb dies sogleich an Karl und fügte hinzu: „Unter diesen Umständen macht mir der Glaube deines Vaters, daß er seinen funfzigsten Geburtstag nicht überleben wird, große Sorge. Am besten wäre, wenn du selbst um diese Zeit herkommen könntest."

Seit Anton dies an Karl geschrieben, war längere Zeit vergangen, er hatte unterdeß den Kranken täglich besucht. In dem Befinden Sturms war keine auffallende Aenderung eingetreten, aber er hielt hartnäckig an seinem Entschluß fest, den Geburtstag nicht zu überleben. An einem Morgen kam der Bediente in Antons Zimmer und meldete, der Auflader Sturm wünsche ihn dringend zu sprechen.

„Ist er kränker?" frug Anton erschrocken, „ich gehe sogleich zu ihm."

„Er ist selbst mit einem Wagen vor der Thür," sagte der Diener. Anton eilte vor das Haus. Dort hielt ein Fuhrmannswagen, über das Weidengeflecht waren große Tonnenreifen gespannt und über diese eine weiße Decke gezogen. Ein Zipfel der Leinwand schlug sich zurück und der Kopf des Vater Sturm fuhr mit einer ungeheuren Pelzmütze heraus. Der Riese blickte auf Anton und die Hausknechte, welche sich um den Wagen drängten, von der Höhe herunter, wie der große Knecht Ruprecht auf die erschrockenen Kinder. Aber

sein eigenes Gesicht sah sehr bekümmert aus, dem herantretenden Anton hielt er ein Blatt Papier entgegen: „Lesen Sie dieses, Herr Wohlfart. Einen solchen Brief habe ich von meinem armen Karl bekommen. Ich muß sogleich zu ihm. — Auf das Gut hinter Rosmin," erklärte er dem Kutscher, einem stämmigen Fuhrmann, der neben dem Wagen stand.

Anton sah in den Brief, es waren die ungeschickten Buchstaben des Försters; erstaunt las er den Inhalt: „Mein lieber Vater, ich kann nicht zu Dir kommen, denn ein Sensenmann hat mir jetzt abgehauen, was von der Hand noch übrig war. Deßhalb bitte ich Dich, sogleich nach Empfang dieses Briefes zu Deinem armen Sohn zu reisen. Du nimmst einen großen Wagen und fährst damit bis Rosmin. Dort hältst Du vor dem rothen Hirsch. Im Hirsch wartet ein Wagen und ein Knecht vom Gut auf Dich. Der Knecht versteht kein Wort Deutsch, ist aber sonst ein guter Kerl, er wird Dich schon erkennen. Zu der Reise kaufst Du Dir einen Pelz, auch Pelzstiefeln, diese müssen bis über die Knie gehen und unten mit Leder besetzt sein. Wenn Du für Deine großen Beine keine Stiefeln findest, so muß der Gevatter Kürschner Dir noch in der Nacht über Deine Füße einen Pelz nähen. Grüße Herrn Wohlfart. Dein getreuer Karl."

Anton hielt den Brief in seiner Hand und wußte nicht gleich, was er daraus machen sollte.

„Was sagen Sie zu diesem neuen Unglück?" frug der Riese traurig.

„Jedenfalls müssen Sie sogleich zu Ihrem Sohn," erwiederte Anton.

„Natürlich muß ich hin," sagte der Anflader. „Das Unglück trifft mich hart, gerade jetzt, übermorgen sind's funfzig."

Anton merkte den Zusammenhang. „Sind Sie denn aber auch vorbereitet, wie Karl will?"

„Ich bin's," sprach der Riese und schlug die Leinwanddecke zurück, „es ist Alles in Ordnung, der Pelz und auch die Stiefeln." Anton sah in den Wagen und hatte Mühe,

ernst zu bleiben. In einen großen Wolfspelz eingewickelt nahm Sturm die ganze Breite des Wagens ein. Auch seine Füße waren mit einem Wolfsfell übernäht; wenn er jemals einem Ungeheuer ähnlich gewesen, so war er es jetzt. Er stieß mit seiner Mütze oben an die weiße Leinwand, und die Säulen seiner Füße füllten den ganzen Wagenraum zwischen Vorder- und Rücksitz. Er saß auf einem Bettsack und hatte einen Futtersack zur Rücklehne. Das Wenige, was noch von leerem Raum in dem Wagen übrig war, wurde in Anspruch genommen durch allerlei Ballen und Eßkober, welche die Kameraden ihrem scheidenden Obersten kunstvoll zusammengeschnürt und angebunden hatten; kleine Tonnen und Kisten waren um ihn herum eingestaut und gerade vor ihm hing eine geräucherte Wurst und eine Reiseflasche von dem Reifen herab. So saß er wie ein Bär der Urwelt in seinem Winterlager. Ein großer Säbel lehnte an seiner Seite: „Gegen diese Sensenmänner," sagte er und schüttelte ihn zornig. — „Jetzt habe ich noch eine große Bitte an Sie. Den Schlüssel zu meinem Hause verwahrt der Wilhelm, diese Kiste bitte ich Sie zu übernehmen, hierin steckt, was unter meinem Bett stand; heben Sie's auf für den Karl."

„Ich werde die Kiste Herrn Schröter übergeben," erwiederte Anton, „er ist nach dem Bahnhof gefahren und muß jeden Augenblick zurückkehren."

„Grüßen Sie ihn," sagte der Riese, „ihn und Fräulein Sabine, und sagen Sie Beiden, daß ich ihnen von Herzen danke für alle Freundlichkeit, die sie in meinem Leben mir und dem Karl bewiesen haben." — Bewegt sah er in den Hausflur hinein. „Manches liebe Jahr habe ich dort drinnen hantiert; wenn die Ringe an Ihren Centnern glatt sind wie polirt, meine Hände haben redlich dazu geholfen. Was dieses Geschäft durchgemacht hat seit dreißig Jahren, das habe ich mit durchgemacht, Gutes und Trauriges; aber ich kann wohl sagen, Herr Wohlfart, wir waren immer tüchtig. Ich werde Eure Fässer nicht mehr rollen," fuhr er zu den Hausknechten

gewandt fort, „und ein Anderer wird Euch helfen die Leiterbäume an den Wagen setzen. Denkt manchmal an den alten Sturm, wenn Ihr ein Zuckerfaß anbindet. Es kann nichts ewig bleiben auf der Welt, auch wer stark ist, geht zum Ende; aber diese Handlung, Herr Wohlfart, soll stehen und blühen, so lange sie einen Chef hat, wie diesen, und Männer, wie Sie, und ehrliche Hände an der Waage. Dieses ist meines Herzens Wunsch.“ Er faltete seine Hände auf dem Weidengeflecht und Thränen rollten über seine Wangen. „Und jetzt leben Sie wohl, Herr Wohlfart, geben Sie mir Ihre Hand.“ Er zog einen großen Fausthandschuh aus und steckte seine Hand aus dem Wagen heraus. „Und Ihr, Peter, Franz, Gottfried, Ihr Hausknechte alle, lebt wohl und denkt freundlich an mich.“ Der Hund Sabinens kam wedelnd an den Wagen und sprang an dem Weidenkorb herauf. „Da ist auch der alte Pluto,“ rief Sturm und fuhr mit der Hand auf den Kopf des Hundes. „Pluto, adjes.“ Der Hund leckte ihm die Hand. „Adjes Alle!“ rief der Scheidende. „Nach Rosmin, Kutscher!“ So zog er sich in den Wagen zurück. Der Frachtwagen rasselte über das Pflaster, nach einer Weile öffnete sich noch einmal die weiße Leinwand, der große Kopf Sturms sah noch einmal zurück, und seine Hand winkte.

Anton war durch mehrere Tage in lebhafter Besorgniß um das Schicksal Sturms. Endlich kam ein Brief von Karls Hand.

„Lieber Herr Wohlfart,“ schrieb Karl, „Sie werden wohl gemerkt haben, weßhalb ich die letzten Zeilen an meinen Goliath schrieb. Er mußte fort aus seiner Stube, und ich mußte ihn von seinem Eigensinn wegen des Geburtstages abbringen. Deßhalb erdachte ich in meiner Angst eine Nothlüge. Es kam also folgendermaßen.

„Am Tage vor seinem Geburtstag erwartete ihn der Knecht zu Rosmin im Hirsch. Ich selber war in die Schenke gegenüber geritten, um zu sehen, wie der Vater ankam und wie er aussah. Ich hielt mich versteckt. Gegen Mittag kam der Wagen langsam angerasselt. Der Fuhrmann half dem Vater

vom Wagen, denn das Absteigen wurde ihm sehr sauer, so daß ich wegen der Beine große Furcht bekam, es war aber mehr der Pelz und das Schütteln des Wagens Schuld. Der Alte nahm auf der Straße einen Brief in die Hand und las darin, dann stellte er sich vor den Jasch, der zum Wagen gelaufen war und der thun sollte, als verstehe er kein Wort Deutsch, und machte vor ihm verschiedene Zeichen und erschreckliche Bewegungen mit den Händen. Er hielt seine Hand zwei Fuß vom Steinpflaster, und als der Knecht mit dem Kopf schüttelte, duckte der Alte sich selbst auf die Erde. Dies sollte so viel bedeuten, als „mein Zwerg," aber der Jasch konnte es nicht verstehen, dann packte der Vater das Gelenk seiner einen Hand mit der andern und schüttelte die Hand heftig vor Jaschs Nase, so daß der Knecht, der ohnedies über den großen Mann erschrocken war, beinahe weggelaufen wäre. Endlich aber wurde der Vater mit seinen Sachen in unsern Korbwagen geschafft, nachdem er noch einige Mal um den Wagen herumgegangen war und ihn mit Mißtrauen befühlt hatte. So fuhr er ab. Dem Knecht hatte ich gesagt, er sollte auf geradem Weg nach der Försterei fahren, und hatte mit dem Förster Alles verabredet. Ich ritt auf einem Seitenwege vor, und als der Wagen gegen Abend ankam, sprang ich in des Försters Bett und ließ mir die Hand unter der Bettdecke festbinden, um sie nicht in der Freude herauszustecken. Als der Alte zu meinem Bett trat, war er so gerührt, daß er weinte, und es that mir in der Seele weh, daß ich ihn täuschen mußte. Ich erzählte ihm, daß es schon wieder besser wäre, und daß mir der Arzt erlaubt hätte, am nächsten Tag aufzustehen. Darauf wurde er ruhiger und sagte mir mit wichtiger Miene, das wäre ihm lieb, denn morgen wäre für ihn ein großer Tag, morgen müßte ich an sein Bett. Somit fing er wieder von seinem Unsinn an. Aber nicht lange, so wurde er lustig, der Förster kam dazu, und wir aßen, was das gnädige Fräulein mir vom Schloß geschickt hatte. Ich setzte dem Alten Bier vor, welches er sehr schlecht fand, darauf

machte der Förster Punsch, und wir tranken alle drei recht tapfer, der Vater mit seinen verzweifelten Gedanken, ich mit der abgehauenen Hand, und der Förster.

„Von der langen Reise, der warmen Stube und dem Punsch wurde der Vater bald schläfrig. Ich hatte für eine große Bettstelle gesorgt, die in des Försters Stube aufgestellt war. Er küßte mich beim Gutenachtgruß noch auf den Kopf, klopfte auf die Bettdecke und sagte: „Also morgen, mein Zwerg." Gleich darauf war er eingeschlafen. Und wie fest schlief er! Ich fuhr aus des Försters Bett und wachte die Nacht bei ihm in der Stube, es war eine bangsame Nacht, und ich mußte immer wieder auf seinen Athemzug hören. Spät am andern Morgen wachte er auf. Sobald der Alte sich im Bette rührte, trat der Förster in die Stube, und schon an der Thür schlug er die Hände zusammen und rief einmal über das andere: „Aber Herr Sturm, was haben Sie gemacht!" „Was habe ich denn gemacht?" frug mein Goliath noch halb im Schlaf und sah sich ganz erstaunt in der Stube um. Es war ein großes Geschrei der Vögel, und die ganze Wirthschaft kam ihm so fremd vor, daß er gar nicht wußte, ob er noch auf der Erde war. „Wo bin ich denn?" rief er, „dieser Ort steht nicht in der Bibel." Der Förster aber rief immer zu: „Nein, so etwas ist noch nicht erhört worden!" bis der Alte ganz erschrocken wurde und ängstlich frug: „Na, was denn?" — „Was haben Sie gemacht, Herr Sturm?" rief der Förster, „Sie haben eine Nacht, und einen Tag und wieder eine Nacht geschlafen." „Warum nicht gar," sagte mein Alter, „heut ist der dreizehnte, es ist Mittwoch." „Nein," sagte der Förster, „heut ist der vierzehnte, es ist Donnerstag." So zankten die Beiden mit einander. Endlich holte der Förster seinen Kalender, in welchem er alle vergangenen Tage ausgestrichen hatte und auch die gegenwärtige Mittwoch mit einem dicken Strich, und hatte zum Dienstag unter seine Bemerkungen geschrieben: „Heut 7 Uhr ist der Vater des Amtmann Sturm angekommen, ein großer Mann, kann viel Punsch

vertragen," und Mittwoch: „Heut hat dieser Vater den ganzen Tag über geschlafen." Mein Alter sah hinein und sagte endlich ganz verwirrt: „Es ist richtig. Hier haben wir's schriftlich. Dienstag, um sieben Uhr bin ich gekommen, die Größe und der Punsch, Alles stimmt, die Mittwoch ist quittirt, es ist heut Donnerstag, es ist der vierzehnte." Er legte den Kalender hin und saß ganz betreten in seinem Bett. „Wo ist mein Sohn Karl?" rief er endlich. Jetzt trat ich in die Stube, ich hatte meine Hand unter den Rock gebunden und verstellte mich ebenso wie der Förster, bis der Alte endlich rief: „Ich bin wie behext, ich weiß nicht, was ich denken soll." „Siehst du denn nicht," sprach ich, „daß ich außer Bett bin? Gestern, als du schliefst, war der Doctor hier und hat mir erlaubt, aufzustehen. Jetzt bin ich schon so stark, daß ich den Stuhl hier mit steifem Arm heben kann." „Nur nichts Schweres mehr," sagte der Alte. „Und auch deinetwegen habe ich mit dem Doctor gesprochen," redete ich weiter, „er ist ein kluger Mann und hat uns gesagt, entweder — oder; entweder er geht darauf, oder er schläft sich durch. Wenn er den ganzen Tag schläft, hat er's überstanden. Es ist gefährlich für ihn, es kommen manchmal solche Zufälle bei den Menschen vor." „Bei uns Aufladern," sagte darauf der Alte. So brachten wir ihn dazu, daß er aus dem Bett aufstand. Und er war recht munter. Aber ich hatte doch den ganzen Tag große Sorge und ging ihm nicht von der Tasche. Er durfte nicht aus dem Hof heraus. Und doch wäre am Nachmittag bald Alles verloren gewesen, als der Vogt ankam, mich zu sprechen. Glücklicher Weise hielt der Förster die Hofthür verschlossen, er ging hinaus und unterwies den Vogt. Als dieser hereinkam, rief ihm mein Vater schon von Weitem entgegen: „Welcher Tag ist heut, Kamerad?" „Donnerstag," sagte der Vogt, „der vierzehnte." Da lachte der Vater über das ganze Gesicht und rief: „Jetzt ist's sicher, jetzt glaub' ich's." Noch eine Nacht schlief er beim Förster, bis der Geburtstag überstanden war.

„Am nächsten Morgen ließ ich den Wagen kommen und fuhr den Vater nach dem Hof und führte ihn in die Stube, gegenüber der meinen, wo der Techniker gewohnt hat. Ich hatte ihm die Stube schnell eingerichtet, Herr von Fink, welcher von Allem wußte, hatte handfeste Möbel aus dem Schloß herüberschaffen lassen, ich hatte dem Vater den alten Blücher hereingehängt, hatte die Rothkehlchen hereingelassen, die Hobelbank hereingestellt und einiges Werkzeug dazu, damit die Stube für ihn bequem war. Und jetzt sagte ich ihm: „Dies ist deine Wohnung, Alter. Du mußt jetzt bei mir bleiben.“ „Oho,“ sagte er, „dieses geht nicht, mein Zwerg.“ „Es wird nicht anders sein,“ sagte ich wieder, „ich will es, Herr von Fink will es, Herr Wohlfart will es, Herr Schröter will es. Du mußt dich ergeben. Wir werden uns jetzt nicht mehr trennen, so lange wir Beide noch zusammen auf dieser Erde sind.“ Und darauf zog ich meine Hand aus dem Rock und hielt ihm eine tüchtige Strafrede, wie ungesund sein Leben gewesen sei, und daß er seiner Einbildungen wegen mich verlassen wolle, so lange, bis er ganz weichherzig wurde und mir alles mögliche Gute versprach. Darauf kam Herr von Fink herüber und begrüßte den Vater in seiner lustigen Weise, und am Nachmittag kam das Fräulein und brachte den Herrn Baron geführt. Der blinde Herr freute sich außerordentlich über den Vater, seine Stimme gefiel ihm sehr, und er fühlte oft nach der Größe, und beim Abschied nannte er ihn einen Mann nach seinem Herzen. Und das muß wohl sein, denn der Herr kommt seitdem alle Nachmittage zum Vater in die kleine Stube und hört zu, wie der Vater schnitzt und pocht.

„Noch ist der Vater verwundert über Alles, was er hier sieht, auch mit dem Tage, den er verschlafen hat, ist er noch nicht ganz im Reinen, obgleich er's wohl merkt, denn er faßt mich manchmal mitten in der Unterredung beim Kopf und nennt mich einen Spitzbuben. Dieses Wort wird er jetzt wohl für den alten Zwerg in seiner Rede einführen, obgleich es für einen Amtmann noch schlimmer ist. Er wird sich

auf die Stellmacherei legen, er hat heut schon über Radspeichen geschnitzt. Ich fürchte nur, er wird sehr in's Schwere arbeiten. Ich bin froh, daß ich ihn hier habe, und daß Alles so abgelaufen ist; wenn er nur erst den Winter überstanden hat, wird er die Schwäche in seinen Füßen schon auslaufen. Das kleine Haus will er verkaufen, aber nur an einen Auflader. Er läßt Sie bitten, dasselbe dem Wilhelm anzutragen, welcher zur Miethe wohnt, dieser soll's billiger haben, als ein Fremder."

VI.

Acht Tage nach dem Untergang des Advocaten saß Anton in seinem Zimmer und schrieb an Fink. Er theilte diesem mit, daß man den Leichnam des Advocaten am Ende der Stadt beim Wehr aus dem Wasser gezogen habe, die Ursache seines Todes sei nicht klar. Ein Kind aus dem Hause, in welchem der Todte gewohnt, hatte erzählt, daß es ihm am Abende der Haussuchung nahe bei seiner Wohnung auf der Straße begegnet war; seitdem war er nicht wieder erblickt worden. Unter diesen Umständen sei ein Selbstmord nicht unmöglich. Der Polizeibeamte jedoch halte die Ansicht fest, daß der herabgeschlagene Hut eine fremde Hand indicire. Beim Durchsuchen der Wohnung habe man die Papiere nicht gefunden. Die weiteren Nachforschungen der Polizei seien bis jetzt ohne Erfolg gewesen. Seine eigene Meinung über den furchtbaren Zwischenfall gehe dahin, daß Itzig auch hierbei eine Schuld habe.

Da wurde die Thür geöffnet, der Galizier trat hastig in das Zimmer und legte, ohne zu sprechen, eine alte Brille mit rostiger Stahleinfassung vor Anton auf den Tisch. Anton sah in das verstörte Gesicht des Mannes und sprang auf.

„Seine Brille," flüsterte Tinkeles in heiserem Tone, „ich habe sie gefunden beim Wasser. Gerechter Gott, daß man muß erleben solchen Schreck!"

„Wessen ist die Brille, und wo habt Ihr sie gefunden?" frug Anton; ihm ahnte, was der Galizier zu sagen nicht die Kraft hatte, und sein Auge sah scheu nach den trüben Gläsern. „Faßt Euch, Tinkeles, und sprecht."

„Es kann nicht bleiben verborgen, es schreit zum Himmel," rief der Galizier in heftiger Bewegung. „Sie sollen hören Alles, wie es verlaufen ist. Zwei Tage, nachdem ich habe gesprochen mit Ihnen wegen der hundert Thaler, bin ich gegangen des Abends zu Löbel Pinkus in die Schlafstelle. Wie ich bin in das Haus getreten, ist ein Mann im Finstern an mich gerennt. Ich habe gedacht, ist das der Itzig, oder ist er's nicht? Ich habe mir gesagt, es ist der Itzig; es ist sein Laufen, wie er läuft, wenn er in Eile ist. Als ich bin gekommen hinauf in die große Stube, ist Alles gewesen leer, und ich habe mich gesetzt zum Tisch und habe nachgesehen in meiner Brieftasche. Und wie ich sitze, geht draußen der Wind und es klopft an das Geländer, und es klopft immer fort, als wenn Einer draußen steht, der herein will, und kann nicht öffnen die Thür. Ich habe mich erschreckt, und habe meine Briefe eingepackt und habe gerufen: ist Jemand hier, so soll er sagen, daß er hier ist. Es hat Keiner geantwortet, aber es hat an der Thür geklappert ohne Aufhören. Da habe ich mir gefaßt ein Herz, ich habe genommen die Lampe und bin gegangen an das Geländer und habe geleuchtet in alle Winkel. Ich habe Niemand gesehen. Und wieder hat's geklopft dicht vor mir und hat gegeben einen großen Krach; da ist aufgeflogen eine Thür, welche niemals offen gewesen ist, und von der Thür hat eine Treppe hinuntergeführt in's Wasser. Als ich nun habe geleuchtet auf die Treppe, habe ich gesehen, daß ein nasser Fuß hat getreten auf die Stufen und ist heraufgekommen; die Spuren von dem Fuße sind gewesen zu sehen bis in die Stube, nasse Flecke auf dem Boden. Und ich habe

mich gewundert und habe zu mir gesagt: Schmeie, habe ich gesagt, wer ist gegangen bei der Nacht aus dem Wasser herauf in die Stube, und hat offen gelassen die Thür, wie ein Geist? Es kümmert dich nicht, habe ich mir gesagt, es ist nicht dein Geschäft. Und ich habe mich gefürchtet.

„Und eh' ich zuschließe die Thür, habe ich mit der Lampe noch einmal auf die Treppe geleuchtet, und da habe ich unten am Wasser auf der letzten Stufe etwas gesehen, das gefunkelt hat im Licht. Und ich habe mich hinuntergewagt eine Stufe nach der andern, weh, ich kann Ihnen sagen, Herr Wohlfart, es ist gewesen eine schwere Arbeit. Der Wind hat geheult und hat geblasen um meine Lampe, und der Weg die Treppe hinunter ist gewesen so finster wie ein Brunnen. Und was ich aufgehoben habe, ist gewesen dieses da," — er wies auf die Brille — „das Glas, das er vor seinen Augen getragen hat."

„Und woher wißt Ihr, daß es die Brille des Todten ist?" frug Anton gespannt.

„Sie ist zu erkennen an dem Gelenk, das verbunden ist mit schwarzem Zwirn. Ich habe ihn mit dieser Brille beim Pinkus in der Stube gesehen mehr als einmal. Darauf habe ich die Brille zu mir gesteckt, und ich habe gedacht, ich will dem Pinkus nichts sagen von der Geschichte und will das Glas geben dem Hippus selbst und sehen, ob es mir kann nützen für unser Geschäft. Und ich habe die Brille bei mir getragen bis heut und habe auf den Hippus gewartet, und als er nicht gekommen ist, habe ich den Pinkus gefragt, und dieser hat mir geantwortet: „Weiß ich doch auch nicht, wo er steckt." Und heute zum Mittag, als ich gekommen bin in die Herberge, ist mir der Pinkus entgegengelaufen und hat mir gesagt: „Schmeie, hat er gesagt, wenn Ihr den Hippus noch sprechen wollt, so müßt Ihr gehen in's Wasser; er ist gefunden worden im Wasser." Das ist mir gewesen wie ein Schuß in mein Herz, als er mir gesagt hat: geh in's Wasser und such' dir ihn. Und ich habe mich halten müssen an die Wand."

Anton eilte an den Schreibtisch, schrieb einige Zeilen an den Beamten, der erst vor Kurzem das Zimmer verlassen hatte, klingelte und gab dem Diener den Auftrag, das Billet eiligst abzugeben.

Unterdeß war Tinkeles wie gebrochen auf einen Stuhl gesunken, er starrte auf die Tischplatte und murmelte vor sich in unverständlichen Tönen.

Anton ging nicht weniger ergriffen im Zimmer auf und ab. Es war ein trauriges Schweigen. Nur einmal wurde es unterbrochen, als der Galizier von seinem Gemurmel zu lauten Tönen überging und fragte: „Glauben Sie, daß die Brille werth sein wird die hundert Thaler, die Sie für mich haben in Ihrem Schreibtisch?"

„Ich weiß es noch nicht," antwortete Anton kurz und setzte seinen Weg durch die Stube fort.

Schmeie verfiel wieder in Abspannung und Seufzen, schlug manchmal seine zitternden Hände in einander und gurgelte vor sich hin. Endlich blickte er wieder auf und sagte: „oder zum wenigsten doch funfzig?"

„Schweigt jetzt mit Eurem Schacher," erwiederte Anton streng.

„Was soll ich schweigen?" rief Tinkeles entrüstet, „ich stehe aus eine große Angst, soll das sein um gar nichts?" Und wieder versank er in seinen Schmerz.

Die Unterhaltung wurde durch die Ankunft des Beamten unterbrochen. Der gewandte Mann ließ den Händler noch einmal seinen Bericht wiederholen, nahm die Brille, bestellte einen Wagen für sich und den widerstrebenden Tinkeles und sagte beim Abschiede zu Anton: „Machen Sie sich gefaßt auf eine schnelle Entwickelung; ob ich meinen Willen durchsetze, ist noch zweifelhaft; für Sie ist aber jetzt einige Aussicht da, die Documente, welche Sie suchen, aufzufinden."

„Um welchen Preis!" rief Anton schaudernd.

Die Zimmer im Hause Ehrenthals waren hell erleuchtet, durch die herabgelassenen Vorhänge fiel ein trüber Schimmer in den Sprühregen, der aus der dicken Nebelluft auf die Straße sank. Mehrere Räume waren geöffnet, schwere silberne Leuchter standen umher, glänzende Theekannen, bunte Porcellanschaalen, alles Schaugeräth war gebürstet, gewaschen und aufgestellt, der dunkle Fußboden war neu gebohnt, sogar die Küchenfrau trug eine neu geplättete Haube; das ganze Haus hatte sich gewaschen und gereinigt. Die schöne Rosalie stand mitten unter dieser Herrlichkeit in einem Kleid von gelber Seide mit purpurrothen Blüthen geschmückt, schön wie eine Houri des Paradieses, und bereit wie diese, den Auserwählten zu empfangen. Die Mutter strich ihr die Falten des schweren Stoffes zurecht, sah triumphirend auf ihr Werk und sagte in einer Anwandlung von mütterlichem Gefühl: „Was du heut schön bist, Rosalie, mein einziges Kind!“ Aber Rosalie war zu sehr gewöhnt an diese Huldigungen der Mutter, sie achtete wenig auf das Lob und nestelte unwirsch an einem Armband, welches auf ihrem vollen Arm durchaus nicht festhalten wollte. „Daß der Itzig mir Türkise gekauft hat, war wieder recht unpassend von ihm, er hätte auch wissen können, daß sie nicht in der Mode sind.“

„Sie sind gut gefaßt,“ sagte die Mutter beruhigend, „es ist ein schweres Gold, und die Façon ist nach dem neuesten Geschmack.“

„Und wo bleibt Itzig? Heut sollt' er doch kommen zur rechten Zeit; die Familie wird da sein, und der Bräutigam wird fehlen,“ fuhr Rosalie schmollend fort.

„Er wird zur Stunde kommen,“ antwortete Itzigs Patronin, „du weißt, wie er sich müht und arbeitet, damit du ein glänzendes Haus machen kannst. Du bist glücklich,“ schloß sie seufzend. „Du trittst jetzt in das Leben, und wirst eine angesehene Frau. Ihr werdet nach der Trauung zuerst auf einige Wochen nach der Residenz reisen, wo der Itzig dich vorstellen wird meiner Familie, und wo Ihr mit einander in

aller Ruhe die Flitterwochen verleben könnt. Unterdeß werde ich Euch dieses Quartier einrichten, und ich werde hinaufziehen in den obern Stock. Ich werde den Rest meines Lebens den Ehrenthal pflegen und mit ihm sitzen in der leeren Stube."

„Soll der Vater heut in die Gesellschaft kommen?" frug Rosalie.

„Es muß sein wegen der Familie, daß er hereinkommt; er muß als Vater den Segen über Euch sprechen."

„Er wird uns einen Affront machen und wieder thörichtes Zeug reden," sagte die kindliche Tochter.

„Ich habe ihm gesagt, was er sprechen soll," antwortete die Mutter, „und er hat mir zugenickt zum Zeichen, daß er es hat verstanden."

Es klingelte, die Thür öffnete sich, die Verwandtschaft erschien. Bald füllten sich die Zimmer. Damen in schweren seidenen Kleidern mit Goldschmuck, blitzenden Ohrringen und Ketten besetzten das große Sopha und die Stühle der Runde. Es waren meist volle Gestalten, hier und da ein brennendes dunkles Auge, eine imposante Gestalt. Sie saßen in getrennter Versammlung wie ein buntes Tulpenbeet, in welches der Gärtner vermieden hat eine dunkle Blüthe zu setzen. Und wieder in Gruppen standen die Männer, schlaue Gesichter, die Hände in den Hosentaschen, weniger feierlich und weniger behaglich. So harrte die Verwandtschaft des Bräutigams, der noch immer zu kommen säumte.

Endlich erschien er, der gezeichnet war. Argwöhnisch fuhr sein Auge umher, unsicher klang sein Gruß an die Braut. Er strengte sich an bis auf's Aeußerste, nur einige Redensarten zu finden, die er dem schönen Mädchen hinwerfen konnte, und er selbst hätte grimmig lachen mögen über die Leere, die er in sich fühlte. Er sah nicht ihr glänzendes Auge, nicht den schönen Hals und die Pracht des Leibes; als er zu ihr trat, mußte er auf einmal an etwas Anderes denken, woran er jetzt immer dachte. Er wandte sich schnell von Rosalie ab und trat in den Haufen der Herren, der nach seiner Ankunft

gesprächiger wurde. Einige gleichgültige Redensarten der Jüngern wurden gehört, als: „Fräulein Rosalie sieht bezaubernd aus“ und: „ob der Ehrenthal kommen wird?“ und: „dieser lange Nebel ist ungewöhnlich, er ist ungesund, man muß Jacken von Flanell tragen,“ bis aus einem Munde die Worte kamen: „Vier ein Halb procentige.“ Da hörten die Fragen auf, es war ein Gespräch gefunden. Itzig war einer der Lautesten, er gesticulirte nach allen Seiten. Man redete von den Cursen, von der Wolle und von dem Unglück eines Geschäftsmannes, der in Papieren so viel gemacht hatte, daß er gefallen war. Die Frauen waren vergessen, und an solche Isolirung gewöhnt, hielten sie feierlich die Theetassen in der Hand, strichen die Falten an ihren Gewändern zurecht und bewegten anmuthig Hals und Arm, daß ihre Ketten und Armbänder im Kerzenlicht blitzten.

Da ward die Unterhaltung durch ein Geräusch unterbrochen, eine Thür ging auf, allgemeine Stille entstand, ein schwerer Armstuhl wurde in das Zimmer getragen.

Auf diesem Armstuhl saß ein alter Mann mit weißem Haar, ein dickes aufgedunsenes Gesicht, zwei glotzende Augen, welche vor sich hinstarrten, der Leib gekrümmt, die Arme schlaff über die Lehne herabhängend. Das war Hirsch Ehrenthal, ein blödsinniger Greis. Als der Stuhl in der Mitte der Versammlung niedergesetzt war, sah er sich langsam um, nickte mit dem Kopf und wiederholte die eingelernten Worte: „Guten Abend, guten Abend.“ Seine Frau beugte sich zu ihm herab und rief mit lauter Stimme in sein Ohr: „Kennst du die Herrschaften, welche hier sind? Es ist die Verwandtschaft.“

„Ich weiß,“ nickte die Gestalt, „es ist eine Soirée. — Sie sind Alle gegangen zu einer großen Soirée, und ich bin allein geblieben in meiner Stube. — Und ich habe gesessen an seinem Bett. Wo ist der Bernhard, daß er nicht kommt zu seinem alten Vater?“ Die Anwesenden, welche den Lehnstuhl umringt hatten. traten verlegen zurück, und die Haus-

frau schrie dem Alten wieder in's Ohr: „Bernhard ist verreist, aber deine Tochter Rosalie ist hier.“

„Verreist ist er?“ frug der Alte traurig, „wohin kann er doch sein verreist? Ich habe ihm wollen kaufen ein Pferd, daß er kann darauf reiten, ich habe ihm wollen kaufen ein Gut, damit er soll leben als anständiger Mensch, was er immer ist gewesen. Ich weiß,“ rief er, „als ich ihn habe gesehen das letzte Mal, ist er gewesen auf einem Bett. Auf dem Bett hat er gelegen, und er hat seine Hand erhoben und hat sie geschüttelt gegen seinen Vater.“ Er sank in den Stuhl zurück und wimmerte leise.

„Komm her, Rosalie,“ rief die Mutter, geängstigt durch diese Phantasie des Schwachsinnigen. „Wenn dich der Vater sieht, mein Kind, kommt er auf andere Gedanken.“ Die Tochter trat heran und kniete, ihr Taschentuch unterbreitend, vor dem Stuhl des Vaters. „Kennst du mich, Vater?“ rief sie.

„Ich kenne dich,“ sprach der Alte, „du bist ein Weib. Was braucht ein Weib zu liegen auf der Erde? Gebt mir meinen Gebetmantel und sprecht die Gebete. Ich will knieen an deiner Stelle und beten, denn es ist gekommen eine lange Nacht. Aber wenn sie wird vorüber sein, dann werden wir anzünden die Lichter und werden essen. Dann wird es Zeit sein, daß wir die bunten Kleider anziehen. — Was trägst du einen bunten Rock, jetzt, wo der Herr zürnt auf die Gemeinde?“ — Er begann ein Gebet zu murmeln und sank wieder in sich zusammen.

Rosalie erhob sich unwillig; die Mutter sagte in großer Verlegenheit: „Es ist heut ärger mit ihm, als es jemals gewesen ist. Ich habe gewollt, daß der Vater gegenwärtig sein sollte beim Ehrentage der Tochter, aber ich sehe, daß er die Pflichten des Hausherrn nicht erfüllen kann. So werde ich der Gesellschaft als Mutter eine frohe Mittheilung machen.“ Sie faßte feierlich die Hand ihrer Tochter: „Treten Sie näher, Itzig.“

Itzig hatte bis dahin stumm unter den Andern gestanden und auf den Alten gestarrt. Er hatte zuweilen mit den Achseln gezuckt und mit dem Kopfe geschüttelt über den Unsinn des Kranken, weil er fühlte, daß das bei seiner Stellung in der Familie schicklich war. Aber vor seinem Auge schwebte eine andere Gestalt, er wußte besser als die Andern, wer jammerte und stöhnte, er wußte auch, wer gestorben war und nicht verziehen hatte. So trat er mechanisch neben die Frau vom Hause, den Blick stier auf den Alten gerichtet. Die Gäste umringten im Kreise ihn und Rosalie, die Mutter ergriff seine Hand.

Da fing der Alte in seinem Lehnstuhl wieder an zu schwatzen. „Seid still," sagte er vernehmlich, „dort steht er, der Unsichtbare. Wir gehen heim vom Begräbniß, und er tanzt unter den Weibern. Wen er ansieht, dem schlägt er die Glieder. Dort steht er," schrie er laut und erhob sich aus seinem Stuhl. „Dort — dort. — Stürzt Eure Wasserbecken um und flieht in die Häuser. — Denn der da steht, er ist verflucht vor dem Herrn. Verflucht!" schrie er und ballte die Hände und wankte wie rasend auf Itzig zu.

Itzigs Gesicht wurde fahl, er versuchte zu lachen, aber seine Züge verzogen sich in grimmiger Angst. Da wurde schnell die Thür aufgerissen, sein Laufbursche sah ängstlich herein. Itzig warf nur einen Blick auf den Knaben, und er wußte Alles, was der Andere ihm sagen wollte. Er war entdeckt, er war in Gefahr. Er sprang zur Thür und war verschwunden.

Lege deinen Brautschmuck ab, schöne Rosalie, wirf das goldene Armband mit Türkisen in die finstere Ecke des Hauses, wo der Moder an den Wänden sitzt und nie ein Lichtstrahl auf Gold und Edelsteine fällt. Die Steine sollen verbleichen und das Gold unscheinbar werden im Laufe der Jahre, die Kellerasseln sollen in den Gliedern des Armrings ihr Lager aufschlagen und durch das goldene Kettengelenk schlüpfen. Langbeinige Spinnen werden darüber kriechen und

werden ihre Röhre daran spinnen, um einfältige Fliegen in der Finsterniß zu überraschen. Wirf das Armband weit weg von dir, denn jeder Gran Gold daran ist durch eine Schurkerei bezahlt. Zieh dein hochzeitlich Gewand aus und hülle deinen schönen Leib in Trauerkleider, und von den Blumen in deinem Haar pflücke die Blätter ab und wirf sie hinaus in die Nacht, dem kalten Nachtwind zum Spiele. Sieh ihnen nach, wie sie im Lichtscheine des Fensters flattern und in dem Dunkel verschwinden; sie fallen hinab in den Schmutz der Straßen, und der Fuß der Vorübergehenden bedeckt sie mit Schlamm. Du wirst keine Verlobung, kein Hochzeitsfest feiern mit deinem vielversprechenden Bräutigam; du wirst in den nächsten Tagen mit gesenktem Haupt über die Straßen eilen, und wo du vorübergehst, werden die Leute einander anstoßen und flüstern: „Das ist seine Braut.“ Und wenn die Zeit kommt, wo die Hoffnung der Mutter dich in der Residenz sah, in lustigen Flitterwochen, da wirst du in einer fremden Stadt sitzen, wohin du fliehst, um dem Spott der Boshaften zu entrinnen. Du gehst nicht im Schmerz unter, und deine Wange erbleicht nicht; du hast ein glänzendes Aussehen, und dein Vater hat viel Geld zusammengescharrt; du findest mehr als Einen, der bereit ist, der Nachfolger von Itzig zu werden. Dein Loos ist, Einem heimzufallen, der dein Capital heirathet und deine Glieder mit vergnügtem Lachen in Kauf nimmt, und du wirst ihn vom ersten Tage deiner Ehe an verachten, und wirst ihn ertragen, wie man einen Schaden trägt, den der Arzt nicht wegschaffen kann. Neue Gewänder von glänzender Seide wirst du tragen, und ein anderer Goldschmuck wird an deinem Arm klirren, und der Inhalt deines Lebens wird sein, als geschmückte Puppe umher zu wandeln und deinen Mann höhnisch mit andern Männern zu vergleichen. Das Geld aber, welches der alte Ehrenthal durch Wucher und Schlauheit mit tausend Sorgen für seine Kinder zusammengebracht hat, das wird wieder rollen aus einer Hand in die andere, es wird dienen den Guten und Bösen und wird

dahinfließen in den mächtigen Strom der Capitalien, dessen Bewegung das Menschenleben erhält und verschönert, das Volk und den Staat groß macht und den Einzelnen stark oder elend, je nach seinem Thun.

Draußen war finstere Nacht, durch die dicke Luft rieselte ein kalter Sprühregen, und die Haut der Fußgänger schauerte unter den dichten Herbstkleidern. Itzig sprang die Treppe hinab. Er hörte noch auf den Stufen eine bebende Stimme: „Die Polizei ist in der Wohnung, sie stehen im Hofe, sie lauern auf der Treppe, sie brechen die Stubenthür auf." Dann hörte er nichts mehr, eine furchtbare Angst überschüttete seine Seele. Mit rasender Schnelligkeit fuhren die Gedanken durch sein Haupt. Flucht, Flucht, schrie Alles in ihm. Er fühlte nach seiner Tasche, worin er seit der letzten Woche einen Theil seines Vermögens herumtrug. Er dachte an die Züge der Eisenbahn, es war nicht die Stunde, wo ein Zug abging, der ihn zum Meere führen konnte. Und auf allen Bahnhöfen fand er Verfolger, die auf ihn lauerten. So rannte er hinein in die Nacht, durch enge Gassen in entlegene Stadttheile. Wo eine Laterne brannte, fuhr er zurück. Immer flüchtiger wurde sein Gang, immer verworrener der Zug seiner Gedanken. Endlich verließ ihn die Kraft, er kauerte in einer Ecke und preßte die Hände an seinen Kopf, um die Gedanken zusammenzuhalten. Da hörte er das dumpfe Horn des Wächters in seiner Nähe, wenige Schritte von ihm stand der Mann, und seine Hellebarde klapperte an den Schlüsseln, die er am Gürtel trug. Tief zur Erde beugte sich der Flüchtige, die Angst schnürte ihm die Brust zusammen, daß er stöhnte, obgleich es sein Leben galt. Auch hier war die Gefahr. Wieder stürzte er zwischen den Häuserreihen vorwärts auf den einzigen Ort zu, der noch deutlich vor seiner Seele stand, vor dem er sich graute, wie vor dem Tode, und zu dem es ihn doch hinzog, als zu dem letzten Versteck, das er auf Erden noch hatte.

Als er in die Nähe der Herberge kam, sah er einen dunklen Schatten vor der Thür. Dort hatte der kleine Mann oft in der Dunkelheit gestanden und auf den heimkehrenden Veitel gewartet. Auch heut stand er dort und wartete auf ihn. Der Unselige fuhr zurück und wieder näher heran, die Thür war frei. Er fuhr mit der Hand nach einem verborgenen Drücker und schlüpfte hinein. Aber hinter ihm hob sich wieder drohend der Schatten aus dem Dunkel eines vorspringenden Kellers, er glitt hinter ihm an die Thür und blieb dort regungslos stehen. Der Flüchtling zog seine Stiefeln aus und huschte die Treppe hinauf. Er fühlte sich im Finstern an eine Stubenthür, öffnete sie mit zitternder Hand und griff nach einem Schlüsselbund an der Wand. Mit den Schlüsseln eilte er durch den Saal auf die Galerie, wie in weiter Ferne hörte er die Athemzüge schlafender Menschen. Er stand vor der Treppenthür. Ein heftiger Schauer schüttelte seine Glieder, wankend stieg er hinunter, Stufe auf Stufe. Als er den Fuß in das Wasser setzte, hörte er ein klägliches Stöhnen. Er hielt sich an die Holzwand, wie der Andere gethan, und starrte hinunter. Wieder stöhnte es aus tiefster Brust, er merkte, daß er es selbst war, der so Athem holte. Mit dem Fuß suchte er den Gang im Wasser. Das Wasser war gestiegen seit jener Zeit, es ging ihm hoch über das Knie, er hatte Grund gefunden und stand im Wasser.

Finster war die Nacht, immer noch rieselte der Regen durch die schwere Luft, der Nebel überzog Häuser und Galerien längs dem Flusse, nur undeutlich trat eine Wassertreppe, ein stützender Pfeiler oder das Giebeldach eines Hauses aus der dunkelgrauen Masse hervor. Das Wasser staute sich an den alten Pfählen, den Treppen und den Vorsprüngen der Häuser und murmelte eintönig. Es war der einzige Laut in der finstern Nacht, und er drang wie Donnergetös in das Ohr des Mannes. Alle Qual der Verdammten fühlte er jetzt, wo er watend, mit den Händen fühlend, durch Wasser und Regen den Weg der Rettung suchte. Er klammerte sich an das

schlüpfrige Holz der Pfähle, um nicht zu sinken. Er stand an der Treppe des Nachbarhauses, er fühlte nach den Schlüsseln in seiner Tasche, noch ein Schwung um die Ecke, und sein Fuß berührte die Stufen der Treppe. Da, als er sich wenden wollte, fuhr er kraftlos zurück, der gehobene Fuß sank in das Wasser, vor sich auf dem Pfahlwerk über der Fluth sah er eine dunkle, gebückte Gestalt. Er konnte die Umrisse des alten Hutes erkennen, er sah trotz der Finsterniß die häßlichen Züge eines wohlbekannten Gesichts. Unbeweglich saß die Erscheinung vor ihm. Er fuhr mit der Hand an seine Augen und in die Luft, als wollte er sie wegwischen. Es war keine Täuschung, das Gespenst saß wenige Schritt vor ihm. Endlich streckte das Schreckliche eine Hand aus nach Itzigs Brust. Mit einem Schrei fuhr der Verbrecher zurück, sein Fuß glitt von dem Wege herunter, er fiel bis an den Hals in's Wasser. So stand er im Strom, über ihm heulte der Wind, an seinem Ohr rauschte das Wasser immer wilder, immer drohender. Er hielt die Hände in die Höhe, sein Auge starrte noch immer auf die Erscheinung vor ihm. Langsam löste sich die fremde Gestalt von dem Balken, es rauschte auf dem Wege, den er selbst gegangen war, das Gespenst trat ihm näher, wieder streckte sich die Hand nach ihm aus. Er sprang entsetzt weiter ab in den Strom. Noch ein Taumeln, ein lauter Schrei, der kurze Kampf eines Ertrinkenden, und Alles war vorüber. Der Strom rollte dahin und führte den Körper des Leblosen mit sich.

An dem Rand des Flusses wurde es lebendig, Pechfackeln glänzten am Ufer, Waffen und verhüllte Uniformen blinkten im Schein der Lichter. Der Zuruf suchender Menschen wurde gehört, und vom Fuß der Treppe watete ein Mann längs dem Ufer und rief hinauf: „Er ist fortgetrieben, bevor ich ihn erreichen konnte, morgen wird er am Wehr zu finden sein.“

VII.

Die Herberge des Löbel Pinkus wurde durchsucht, das geheime Magazin im Nebenhause mit Beschlag belegt; und da man die Beute zahlreicher alter und neuer Diebstähle darin angesammelt fand, wurde der Herbergsvater selbst in's Gefängniß gesetzt. Unter den gefundenen Gegenständen war auch die leere Cassette des Freiherrn; in einem verschlossenen Schrank der geheimen Höhle lagen zusammengepackt die Ehrenscheine des Freiherrn und die beiden Hypothekeninstrumente über die ersten und die letzten zwanzigtausend Thaler der Gutsschulden. In der Wohnung des Agenten Itzig fand sich ein Document, in welchem Pinkus versicherte, daß Veitel Itzig Eigenthümer der ersten Hypothek sei. Der harte Sinn des Pinkus wurde durch die Untersuchungshaft erweicht; er gestand, was zu leugnen er nicht mehr großes Interesse hatte, daß er nur im Auftrage des Ertrunkenen dem Freiherrn das Geld gezahlt und daß dieser in der That von Itzig nicht mehr als zusammen ungefähr zehntausend Thaler erhalten habe. So gewann der Freiherr auch sein Anrecht auf die Hälfte der ersten Hypothek zurück.

Pinkus wurde zu langer Gefängnißstrafe verurtheilt. Die stille Herberge ging ein, und Tinkeles, der das zweite Hundert gleich nach Itzigs Tode von Anton gefordert hatte, trug fortan sein Bündel und seinen Kaftan in einen andern Schlupfwinkel. Sein Gefühl für die Handlung erhielt durch die letzten Ereignisse eine Wärme, welche die Handlung veranlaßte, ihm gegenüber ungewöhnliche Vorsicht zu beobachten und einige große Geschäfte zurückzuweisen, die er jetzt durchaus mit ihr unternehmen wollte. Die natürliche Folge dieser Kälte war, daß Tinkeles um so höhere Achtung vor der Klugheit des Geschäfts erhielt und fortfuhr, dem Comtoir seine Besuche zu gönnen, ohne daß eine neue kühne Speculation das gute Verhältniß unterbrach. Das Haus des Pinkus wurde ver-

kauft, ein ehrlicher Färber zog hinein, und von der Galerie, an welcher einst die hagere Gestalt des jungen Veitel gelehnt hatte, hing jetzt blau und schwarz gefärbtes Garn hinunter bis in die trübe Fluth.

Nach langen Verhandlungen mit dem Anwalt und der gedrückten Familie Ehrenthals empfing Anton im Wege des Vergleichs die Ehrenscheine und die letzte Hypothek gegen Zahlung der zwanzigtausend Thaler zurück.

Unterdeß kam der Subhastationstermin des Familiengutes heran. Noch vor dem Termin suchte ein Kauflustiger Anton auf, und Anton traf mit ihm unter Zuziehung seines Rechtsbeistandes und mit Einwilligung des Freiherrn das Abkommen, daß der Käufer im Termin wenigstens eine Kaufsumme zu bieten habe, welche dem Freiherrn auch die letzte für Ehrenthal ausgestellte Hypothek rettete. Bei dem noch immer niedrigen Güterpreise war eine höhere Verkaufssumme für das Gut nicht zu hoffen, und im Termin, dessen Ende Anton in großer Spannung abwartete, erstand der neue Käufer in der That das Gut zu dem vorher besprochenen Preise.

Am Tage nach dem Termin schrieb Anton der Baronin, er übersandte ihr die Schuldscheine des Freiherrn und seine Vollmacht. Er siegelte den Brief mit dem frohen Gefühl, daß er aus all der Verwirrung für Lenore doch ein Erbtheil von ungefähr dreißigtausend Thalern gerettet hatte.

Auf dem Dach des Starostenhauses lag wieder der weiße Schnee, und die Krähen drückten die Spuren ihrer Füße hinein. Das glänzende Festkleid des Winters war über Flur und Wald ausgebreitet, in tiefem Schlaf lag die Erde, kein Schäferhund bellte auf den Feldern, das Ackergeräth stand unthätig in einem Schoppen des Hofes. Und doch war auf dem Gut ein heimliches Leben sichtbar, und über den weiten Hofraum eilten geschäftige Arbeiter mit Zollstab und Säge.

Der Boden in dem Wirthschaftshof war uneben, denn der Grund für neue Gebäude war ausgegraben, und in den Stuben, und sogar draußen im Sonnenschein arbeitete eine Schaar Handwerker aus der Stadt, Zimmerleute, Tischler und Stellmacher. Lustig pfiff der Gesell sein Lied bei der Arbeit, und die gelben Späne flogen weit in den Hof hinein. Es war eine neue Kraft auf dem Gute sichtbar, und ein neues Leben, und wenn das Frühjahr kommt, wird eine Schaar Arbeiter sich über den polnischen Grund verbreiten und den ausgeruhten Boden zwingen, emsiger Arbeit Früchte zu tragen.

In seiner warmen Stube saß Vater Sturm auf der Schnitzbank unter Tonnenreifen und Faßdauben, und sein Eisen arbeitete mächtig in das Eichenholz hinein. Und ihm gegenüber auf dem einzigen Polsterstuhle der Stube lehnte der blinde Freiherr, den Krückstock in der Hand, sein Ohr auf den alten Sturm gerichtet.

„Sie müssen müde sein, Sturm," sagte der Freiherr.

„Ei," rief der Riese, „mit den Händen geht es noch wie sonst. Das hier wird eine kleine Tonne für das Regenwasser, es ist bloße Kinderarbeit."

„Auch er hat einmal in einer kleinen Tonne gesteckt," sagte der Freiherr vor sich hin. „Er war ein schwaches Kind, die Amme hatte ihn zum Baden hineingesetzt, und er hatte seinen Rücken darin gebogen und vorn die Knie angestemmt, so konnte er nicht mehr heraus. Ich mußte die Reifen der Tonne abschlagen lassen, um den Knaben aus seinem Gefängniß zu erlösen."

Der Riese räusperte sich. „Waren es eiserne Reifen?" frug er theilnehmend.

„Es war mein Sohn," sagte der Freiherr mit zuckendem Antlitz.

„Ja," sagte Sturm leise, „er war stattlich, es war ein hübscher Mann, es war eine Freude, zu hören, wenn sein Säbel rasselte, und zu sehen, wie er seinen kleinen Bart drehte." — Ach, er hatte dasselbe dem blinden Vater schon

oft gesagt, alle Tage mußte er es wiederholen, wenn der Freiherr ihm gegenüber saß!

„Es war des Himmels Wille,“ sagte der Freiherr und faltete die Hände.

„So war es,“ wiederholte der alte Sturm, „unser Herrgott wollte ihn zu sich nehmen, grade als er bei seiner besten Arbeit war. Das war ehrenvoll für ihn, und kein Mensch kann schöner die Erde verlassen. Für sein Vaterland und für seine Eltern zog er in seinem Schnurrock aus, und er war siegreich und jagte die Polacken in die Felder, als der Herr seinen Namen rief und ihn unter seine eigene Garde versetzte.“

„Ich aber mußte zurückbleiben,“ sagte der Freiherr.

„Und mich freut's, daß ich unsern jungen Herrn noch gesehen habe,“ fuhr Sturm mit großer Beredtsamkeit fort, „denn wie Sie wissen, war er damals unser junger Herr. Sie vertrauten meinem Karl die ganze Wirthschaft an, und so war es für mich eine Ehre, auch Ihrem Herrn Sohn ein Vertrauen zu zeigen.“

„Es war unrecht, daß er zu Ihnen kam Geld zu borgen,“ sagte der Freiherr kopfschüttelnd. Und er sagte so, weil er die trostvolle Antwort Sturms schon oft gehört hatte und sie wieder hören wollte.

Der Riese legte sein Schnitzeisen weg, fuhr sich in die Haare und bemühte sich, recht unternehmend auszusehen, als er in leichtsinnigem Tone begann: „Wissen Sie was, man muß mit einem jungen Herrn auch Nachsicht haben. Jugend will austoben. Es borgt sich Mancher Geld in jungen Jahren, und vollends wenn Einer einen so lustigen Rock hat, mit Quasten und Silber. Wir waren auch keine Geizhälse, Herr Baron,“ fuhr er bittend fort und klopfte mit seinem Eisen leise an die Knie des Blinden. — „Und der Herr Offizier war sehr artig, und ich glaube, er war etwas verlegen. Und als ich ihm das Geld gab, sah ich ihm an, wie leid es ihm

that, daß er es brauchte. Ich gab's ihm um so lieber. Und als ich ihm in die Droschke half und er sich aus dem Wagen beugte, ich versichere Ihnen, da war er ganz bewegt, er griff mit beiden kleinen Händen heraus und suchte meine Faust, um sie noch einmal zu schütteln. Und wie er so da saß, fiel das Licht der Straßenlaterne in sein Gesicht. Es war in diesem Augenblick ein freundliches liebes Gesicht, etwa wie das Ihrige und noch mehr wie das der Frau Baron, soweit ich dies gesehen habe."

Auch der Blinde streckte die Hände aus und suchte die Faust des Aufladers. Sturm schob die Schnitzbank vor, faßte mit seiner Rechten die Hände des Freiherrn und streichelte sie mit der Linken. So saßen Beide stumm neben einander.

Endlich begann der Freiherr mit gebrochener Stimme: „Sie sind der letzte Mensch gewesen, der meinem Eugen Freundschaft bewiesen hat — ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von Herzen. Es ist ein unglücklicher zerschmetterter Mann, der Ihnen das sagt. Aber so lange ich noch auf dieser Erde lebe, werde ich den Segen des Höchsten für Sie erflehen. Es sollte nicht sein, daß mein Sohn mir in meinen alten Tagen den wankenden Schritt stützte, Ihnen aber hat der Himmel einen guten Sohn erhalten. Was ich von Friede und Glück für meinen armen Eugen wünschen würde, das, flehe ich zu Gott, soll Ihrem Sohne werden."

Sturm fuhr sich über die Augen und umschloß gleich darauf wieder die Hände des Freiherrn. So saßen die Väter wieder stumm neben einander, bis der Freiherr sich mit einem Seufzer erhob. Behutsam faßte Sturm den Arm des Blinden und führte ihn über Hof und Anger bis auf die Rampe des Schlosses. Jetzt ist ein Weg zu der Thurmthür aufgeschüttet, er hat eine Vormauer von großen Quadersteinen, und man kann zu Fuß und zu Wagen die Thurmthür erreichen. Und Sturm zieht den Draht einer Glocke, der Diener des Freiherrn eilt herzu und führt seinen Herrn die Schloßtreppe hin-

auf, denn das Treppensteigen wird dem Vater Sturm noch sauer. —

In den Wirthschaftshof fuhr unterdeß ein Wagen, Karl eilte respectvoll aus seiner Stube, der neue Gutsherr sprang herab.

„Guten Tag, Sergeant," rief Fink, „wie steht's im Schlosse und in der Wirthschaft? Was macht das Fräulein und die Frau Baronin?"

„Alles in Ordnung," meldete Karl, „nur mit der Frau Baronin geht's schwach. Wir erwarten Sie schon seit vierzehn Tagen. Die Herrschaften im Schloß haben alle Tage gefragt, ob keine Nachricht von Ihnen gekommen sei?"

„Ich wurde aufgehalten," sagte Fink, „und ich wäre vielleicht noch nicht zurück, aber seit dem Schneefall ist nicht mehr viel an den Gütern zu sehen. Ich habe Dobrowice gekauft."

„Alle Wetter!" rief Karl erfreut.

„Mächtiger Boden," fuhr Fink fort, „fünfhundert Morgen Laubwald, in dem die Baumasche fast einen Fuß hoch liegt. In dem polnischen Loch daneben, das sie dort Kreisstadt nennen, fuhr das Schachervolk wie Ameisen durcheinander, als es erfuhr, daß von jetzt unser Sporn täglich über ihren Markt klirren soll. Sie aber, Amtmann, werden sich freuen, wenn Sie das neue Gut sehen. Ich habe Lust, Sie im ersten Frühjahr hinzuschicken. — Was halten Sie in der Hand? ein Schreiben von Anton? Geben Sie her."

Er brach den Brief hastig auf. „Ist das Fräulein im Schloß?" — „Ja, Herr von Fink." — „Gut. Heut Abend geht ein Bote zum Pastor nach Neudorf." Mit schnellen Schritten ging er nach dem Schloß.

Lenore saß in ihrem Zimmer, um sie herum lag zerschnittene Leinwand, sie nähte. Emsig stach sie mit der Nadel in den harten Stoff, legte zuweilen die Naht auf das Knie, glättete mit dem Fingerhut und betrachtete dann mißtrauisch die

einzelnen Stiche, ob sie auch klein und regelmäßig waren. Da klang auf dem Corridor der schnelle Schritt, sie sprang auf, und krampfhaft preßte ihre Hand die Leinwand zusammen. Aber sie faßte sich mit kräftigem Entschluß und setzte sich wieder zu ihrer Arbeit. Es klopfte an ihre Thür. Ein tiefes Roth stieg ihr langsam über Hals und Wange, und ihr Herein! gelangte kaum bis an das Ohr des Gastes. Der eintretende Fink sah sich neugierig in dem schmucklosen Raume um, an der Wand einige Kreidezeichnungen Lenorens, sonst nur der unentbehrlichste Hausrath. Das kleine Sopha aus Pantherfellen stand nicht mehr darin.

Als Fink sich vor Lenore verneigte, frug sie in gleichgültigem Ton: „Hat etwas Unangenehmes Sie aufgehalten? Wir Alle machten uns Sorge.“

„Ein Gut, das ich gekauft habe, verzögerte die Rückkehr. Jetzt komme ich in Eile, mich bei meiner Herrin zu melden; zugleich bringe ich Ihnen ein Packet, welches Anton für die Frau Baronin gesandt hat. Wenn das Befinden der gnädigen Frau mir erlaubt, sie zu begrüßen, wünsche ich ihr meine Aufwartung zu machen.“

Lenore nahm den Brief: „Ich gehe sogleich zur Mutter, verzeihen Sie!“ Mit einer Verbeugung suchte sie bei ihm vorbeizukommen.

Fink hielt sie durch eine Handbewegung zurück und sagte scherzend: „Ich sehe Sie hausmütterlich mit Scheere und Nadel beschäftigt. Wer ist der Glückliche, für den Sie diese keilförmigen Stücke zusammennähen?“

Lenore erröthete wieder: „Das ist Frauenarbeit, und ein Herr darf danach nicht fragen.“

„Ich weiß doch, der Fingerhut steht sonst nicht in Ihrer Gunst,“ sagte Fink gutmüthig. „Ist es denn nöthig, liebes Fräulein, daß Sie sich die Augen verderben?“

„Ja, Herr von Fink,“ erwiederte Lenore in festem Tone, „es ist nöthig und es wird nöthig sein.“

„Ei, ei," rief Fink kopfschüttelnd und stützte sich gemächlich auf eine Stuhllehne. „Glauben Sie denn, daß ich Ihre geheimen Feldzüge mit Nadel und Scheere nicht schon längst gemerkt habe? Und dazu Ihr ernstes Gesicht und die wahrhaft glorreiche Haltung, mit der Sie mich dreisten Knaben behandeln. Wo ist das Katzensopha? Wo ist die brüderliche Offenheit, die ich nach unserm Vertrage erwarten durfte? Sie haben unser Abkommen schlecht gehalten. Ich sehe deutlich, mein guter Freund ist geneigt, mich aufzugeben, und zieht sich mit bestem Anstande zurück. Aber gestatten Sie auch mir die Bemerkung, daß Ihnen das schwerlich etwas nützen wird. Sie werden mich nicht los."

„Seien Sie edelmüthig, Herr von Fink," unterbrach ihn Lenore in heftiger Bewegung; „machen Sie mir nicht noch schwerer, was ich thun muß. Ja, ich bereite mich vor, von hier zu scheiden, zu scheiden auch von Ihnen."

„Sie weigern sich also, hier bei mir auszuhalten?" sagte Fink mit gefurchter Stirn. — „Wohlan, ich werde wiederkommen und so lange bitten, bis Sie mich erhören. Wenn Sie mir entlaufen, reise ich Ihnen nach, und wenn Sie Ihr schönes Haar abschneiden und in ein Kloster fliehen, ich sprenge die Mauern und hole Sie heraus. Habe ich nicht um Sie geworben, wie der Taugenichts im Märchen um die Königstochter? Um Sie zu gewinnen, stolze Lenore, habe ich Sand in Gras verwandelt, und mich selber in einen ehrbaren Hauswirth. Diese Wunderthaten haben Sie verschuldet. Darum, geliebte Herrin, seien Sie gescheidt und quälen Sie uns nicht durch mädchenhafte Launen."

„O ehren Sie diese Launen," rief Lenore in Thränen ausbrechend. „In der Einsamkeit dieser Wochen habe ich jede Stunde mit meinem Schmerz gerungen. Ich bin ein armes Mädchen, das jetzt die Pflicht hat, für ihre leidenden Eltern zu leben. Die Mitgift, welche ich in Ihre Zukunft bringen würde, heißt Krankheit, Trübsinn und Hülflosigkeit."

„Sie irren," unterbrach sie Fink ernst. „Unser Freund

hat für Sie gesorgt. Er hat zwei Schurken in's Wasser gejagt und die Schulden Ihres Vaters bezahlt; dem Freiherrn bleibt ein hübsches kleines Vermögen, alle Noth ist zu Ende, und Sie selbst, Trotzkopf, sind gar keine schlechte Partie, wenn Ihnen daran etwas liegt. Der Brief, den Sie in der Hand halten, ruinirt Ihre Philosophie."

Lenore starrte auf das Convert und warf den Brief von sich weg. „Nein," rief sie außer sich. „Als ich von Jammer zerrissen an Ihrem Herzen lag, damals riefen Sie mir zu, ich sollte Kraft gewinnen auch Ihnen gegenüber. Und jeden Tag fühle ich, daß ich Ihnen gegenüber keine Kraft habe, keine Ueberzeugung und keinen Willen. Was Sie sagen, erscheint mir wahr, und ich vergesse, was ich selbst anders gedacht; was Sie von mir fordern, das muß ich thun, widerstandslos, wie eine Sklavin. Die Frau, welche neben Ihnen durch das Leben geht, soll Ihnen ebenbürtig sein an Geist und Kraft, und sicher soll sie sich fühlen in dem eigenen Kreise. Ich bin ein ungebildetes, hülfloses Mädchen. In thörichter Leidenschaft habe ich Ihnen verrathen, daß ich um Ihretwillen wagen kann, was ein Weib nie wagen sollte. Sie finden in mir nichts, was Sie ehren können. Sie werden mich küssen und — werden mich ertragen." — Lenorens Hand ballte sich und ihre Augen flammten. So stand sie vor ihm und ihre Gestalt erbebte in dem Kampf von Stolz und Liebe.

„Reut Sie so sehr, daß Sie für mich eine Kugel in die Schulter des Mordgesellen sandten?" frug Fink finster. „Was ich sehe, sieht nicht aus wie Liebe, eher wie Haß."

„Ich Sie hassen!" rief das Mädchen und schlug die Hände vor das Gesicht.

Er nahm ihr die Hände vom Antlitz, zog sie an sich und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. „Vertraue mir, Lenore."

„Laß mich, laß mich," rief Lenore sich sträubend, aber ihr Mund hing wieder heiß an dem seinen, sie umschlang ihn

fest und zu ihm aufsehend mit einem leidenschaftlichen Ausdruck von Liebe und Furcht, glitt sie zu seinen Füßen nieder.

Erschüttert beugte sich Fink herab und hob sie auf. „Mein bist du, und ich halte dich fest," rief er. „Mit Büchse und Blei habe ich dich erbeutet, du stürmisches Herz! — In einem Athem sagst du mir Liebevolles und Hartes. — Alle Wetter, bin ich denn ein solcher Sklavenvogt, daß ein braves Weib fürchten muß, unter mein Joch zu kommen? So wie du bist, Lenore, entschlossen, kühn, ein kleiner Teufel von Leidenschaft, gerade so will ich dich haben und nicht anders. Wir sind Waffenbrüder gewesen und wir werden es in diesem Lande bleiben. Der Tag kann wiederkommen, wo wir beide in unserm Hause den Kolben an die Wange legen, und das Volk um uns verlangt einen Sinn, der eher einen Schlag giebt, als einen erträgt. Und wärest du niemals die Sehnsucht meines Herzens gewesen, und wärest du ein Mann, ich würde dich für mein Leben zu gewinnen suchen als meinen Genossen. Denn, Lenore, du wirst mir nicht nur ein geliebtes Weib sein, auch ein muthiger Freund, der Vertraute meiner Thaten, mein treuester Kamerad."

Lenore schüttelte den Kopf, aber sie hielt ihn fest umklammert. „Ich soll deine Hausfrau werden," klagte sie. Fink strich ihr liebkosend über das Haar und küßte die glühende Stirn. „Gieb dich zufrieden, mein Herz," sagte er zärtlich, „und finde dich drein. Wir haben mit einander in einem Feuer gesessen, das stark genug war, um ein großes Gefühl zur Reife zu bringen. Und wir kennen Eines das Andere. Unter uns gesagt, wir werden manchmal einen Wirbelwind in unserm Hause haben. Ich bin kein bequemer Gesell, am wenigsten für ein Weib, und du wirst deinen eigenen Willen, dessen Verlust du jetzt beklagst, recht gemüthlich wiederfinden. Sei ruhig, Liebchen, du wirst wieder ein Trotzkopf werden, wie du gewesen bist, du brauchst dich deßhalb gar nicht zu grämen. Also auf einige Stürme mache dich gefaßt, aber auch auf herzliche Liebe und auf ein fröhliches Leben. Du

sollst mir wieder lachen, Lenore. Meine Hemden brauchst du nicht zu nähen; wenn du das Wirthschaftsbuch nicht führen willst, so läßt du es bleiben. Und wenn du deinen Söhnen zuweilen im Eifer einen Backenstreich giebst, er wird unserer Brut nicht schaden. Also ich denke, du giebst dich."

Lenore schwieg, aber sie drückte sich fest an seine Brust.

Fink zog sie fort. — „Komm zur Mutter," rief er.

Ueber das Bett der Kranken beugten sich Fink und Lenore. Um das bleiche Gesicht der Mutter flog ein heller Schein, als sie die Hände auf das Haupt des Mannes legte und ihm ihren Segen gab.

„Sie ist weich und noch immer ein Kind," sagte sie zu dem Manne. „In Ihren Händen, mein Sohn, liegt es, eine gute Frau aus ihr zu machen."

Sie trieb die Kinder aus dem Zimmer. „Geht zum Vater," bat sie, „führt ihn dann zu mir und laßt uns allein."

Als der Freiherr neben seiner Gemahlin saß, zog die Baronin seine Hand an ihre Lippen und sprach leise: „Heut will ich dir danken, Oskar, für viele Jahre des Glücks, für alle deine Liebe."

„Armes Weib!" murmelte der Blinde.

„Was du erfahren und gelitten hast," fuhr die Baronin fort, „das hast du erfahren und gelitten für mich und meinen Sohn, und Beide lassen wir dich allein zurück in einer freudelosen Welt. — Dir sollte das Glück nicht werden, deinen Namen in der Familie zu vererben. In deinem Haus bist du der Letzte, welcher den Namen Rothsattel trägt."

Der Freiherr stöhnte.

„Aber der Ruf, den wir hinterlassen, soll ohne Flecken sein, wie dein ganzes Leben war, — bis auf zwei Stunden der Verzweiflung." Sie hielt die Hand des Blinden an das Bündel Schuldscheine und riß jeden einzelnen durch, sie klingelte dem Diener und ließ die Papiere Stück für Stück in

den Ofen werfen. Die Flamme flackerte hell auf und warf ein rothes Licht über das Zimmer, es rauschte und knisterte, bis der Brand verglommen. Die Dämmerung des Abends füllte die Stube, und an dem Bett der kranken Frau lag der Freiherr und drückte das Haupt in die Decken, und sie hielt ihre Hände über ihm gefaltet, und ihre Lippen bewegten sich im leisen Gebet.

Im Morgengrau flattern die Krähen und Dohlen über dem Schnee des Schloßdaches. Die schwarzen Vögel schweben um die Zinne des Thurms, und sie brechen mit lautem Geschrei nach dem Walde auf und erzählen ihrem Volk, daß im Hause eine Braut sei und eine Todte. Die bleiche Frau aus der Fremde ist in der Nacht gestorben, und der Blinde, welcher jetzt zusammengesunken in den Armen seiner Tochter liegt, hat in seinem Schmerz nur ein tröstendes Gefühl, daß er ihr, die endlich Ruhe gefunden, in Kurzem nachfolgen wird. Und die Unglücksvögel rufen in alle Lüfte, daß auch die fremden Einwanderer dem alten Slavenfluch verfallen sind, der auf dem Schlosse und auf dem Grunde liegt.

Aber den Mann, welcher jetzt im Schloß gebietet, kümmert es wenig, ob eine Dohle schreit, oder die Lerche; und wenn ein Fluch auf seinem Boden liegt, er bläst lachend in die Luft und bläst ihn hinweg. Sein Leben wird ein unaufhörlicher siegreicher Kampf sein gegen die finstern Geister der Landschaft; und aus dem Slavenschloß wird eine Schaar kraftvoller Knaben herausspringen, und ein neues deutsches Geschlecht, dauerhaft an Leib und Seele, wird sich über das Land verbreiten, ein Geschlecht von Colonisten und Eroberern.

Mit wenigen herzlichen Worten zeigte Fink dem Freund seine Verlobung und den Tod der Baronin an. Ein versiegelter Brief an Sabine lag dem Schreiben bei.

Es war Abend, als der Postbote den Brief in Antons

Zimmer brachte. Lange saß Anton den Kopf auf die Hand gestützt vor der Botschaft, endlich ergriff er den Brief an Sabine und eilte nach dem Vorderhaus.

Er traf den Kaufmann im Arbeitszimmer und übergab diesem den Brief. Der Kaufmann rief sogleich Sabine herein. „Fink ist verlobt, hier die Anzeige an dich."

Sabine schlug erfreut die Hände zusammen und eilte auf Anton zu, aber sie hielt erröthend auf dem Wege an, trug den Brief zur Lampe und öffnete. Es mußte nicht Vieles darin stehen, denn sie war im Augenblick zu Ende; sie mühte sich ernsthaft auszusehen, aber der Mund gehorchte ihr nicht, sie vermochte ein Lächeln nicht zu unterdrücken. Anton hätte zu anderer Zeit diese Stimmung mit leidenschaftlichem Interesse beobachtet, heut achtete er kaum darauf.

„Sie bleiben doch heut Abend bei uns, lieber Wohlfart?" frug der Kaufmann.

Anton erwiederte: „Ich selbst wollte Sie bitten, mir einige Minuten zu schenken. Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen." Er sah unruhig auf Sabine.

„Lassen Sie hören! — Bleib, Sabine," rief der Kaufmann der Schwester zu, welche nach Antons Worten entschlüpfen wollte. „Ihr seid gute Freunde, Herr Wohlfart wird an deiner Gegenwart keinen Anstoß nehmen. Sprechen Sie, Freund, womit kann ich Ihnen dienen?"

Anton preßte die Lippen zusammen und blickte wieder auf die Geliebte, welche an den Thürpfosten gelehnt vor sich niedersah. „Darf ich fragen, Herr Schröter," begann er endlich mit Ueberwindung, „ob Sie die Stelle gefunden haben, welche Ihre Güte mir vermitteln wollte?"

Sabine bewegte sich unruhig, auch der Kaufmann sah verwundert auf. „Ich glaube, Ihnen etwas anbieten zu können, aber eilt das so sehr, lieber Wohlfart?"

„Ja," erwiederte Anton feierlich. „Ich habe keinen Tag zu verlieren. Meine Beziehungen zu der Familie Rothsattel

sind jetzt völlig gelöst, die furchtbaren Ereignisse, welche noch in den letzten Wochen durch meine Thätigkeit herbeigeführt wurden, haben auch meinen Körper angegriffen. Ich sehne mich nach Ruhe. Regelmäßige Arbeit in einer fremden Stadt, wo mich nichts mehr an die Vergangenheit erinnert, ist mir jetzt Bedürfniß."

Wieder bewegte sich Sabine, ein ernster Blick des Bruders hielt sie zurück.

„Und diese Ruhe, die ich auch für Sie wünsche, können Sie bei uns nicht finden?" frug der Kaufmann.

„Nein," erwiederte Anton mit klangloser Stimme, „ich bitte Sie, mir nicht zu zürnen, wenn ich heut von Ihnen Abschied nehme."

„Abschied!" rief der Hausherr verwundert. „Ich verstehe nicht, weßhalb das so eilig ist. In unserm Hause sollen Sie sich erholen, die Frauen sollen besser für Sie sorgen, als sie bisher gethan. Wohlfart beklagt sich über dich, Sabine. Er sieht blaß und angegriffen aus. Du und die Tante, Ihr dürft so etwas nicht leiden."

Sabine antwortete nichts.

„Ich muß fort, Herr Schröter," sprach Anton fest, „morgen reise ich ab."

„Und wollen Sie Ihren Freunden nicht sagen, weßhalb dies so plötzlich sein muß?" frug der Kaufmann ernsthaft.

„Sie wissen, weßhalb. — Ich habe mit meiner Vergangenheit abgeschlossen. Ich habe bis jetzt schlecht für meine Zukunft gesorgt, denn ich bin in der Lage, mir in der Fremde als Dienender erst Zutrauen und gute Gesinnung erwerben zu müssen. — Ich bin auch an Freunden sehr arm geworden. Von allen Menschen, welche mir lieb sind, muß ich mich entfernt halten auf Jahre, auf lange Zeit. Ich habe einige Ursache, mich allein zu fühlen, und da ich mein Leben von Neuem gestalten muß, so soll das so bald als möglich geschehen, denn jeder Tag, den ich hier verlebe, ist fruchtlos,

er macht meine Kraft geringer und die nothwendige Trennung schwerer.“ So sprach er mit tiefer Bewegung; die Stimme bebte ihm, aber er verlor nicht seine ruhige Haltung. Er trat auf Sabine zu und faßte ihre Hand. „In dieser letzten Stunde sage ich Ihnen, in Gegenwart Ihres Bruders, was zu hören Sie nicht beleidigen kann, weil Sie auch das schon längst wissen. — Die Trennung von Ihnen schmerzt mich mehr, als ich sagen kann. Leben Sie wohl.“ Jetzt übermannte ihn die Rührung, er wandte sich schnell ab und trat an das Fenster.

Der Kaufmann begann nach einer Pause: „Daß Sie so eilig von uns gehen, lieber Wohlfart, kommt auch meiner Schwester ungelegen. Sabine hatte gerade jetzt den Wunsch, Sie um einen Ritterdienst zu ersuchen, wie ihn die Schwester eines Kaufmanns verlangen kann. Auch ich wünsche sehr, daß Sie diese Bitte nicht abschlagen. Sabine bittet, daß Sie ihr einige Blätter durchsehen und dabei ihr Interesse mir gegenüber wahrnehmen. Es ist keine große Arbeit.“

Anton wandte sich mit Ueberwindung um und machte ein Zeichen der Einwilligung.

„Zuvor aber erfahren Sie einen Umstand, der Ihnen vielleicht noch nicht bekannt ist,“ fuhr der Kaufmann fort. „Sabine ist seit dem Tode meines Vaters mein stiller Associé; ihr Rath und ihre Willensmeinung hat in unserm Comtoir öfter den Ausschlag gegeben, als Sie wohl meinen. Sie ist auch Ihr Chef gewesen, lieber Wohlfart.“ Er winkte der Schwester und verließ das Zimmer.

Erstaunt sah Anton auf den Chef im hellen Frauengewande Manches Jahr hatte er, ohne es zu wissen, auch ihr gehorcht und ihr zu Diensten gehandelt. Und wie in alter Zeit sich der reisige Vasall seiner jungen Lehnsherrin neigte, so verneigte auch er sich unwillkürlich vor der jungfräulichen Gestalt, welche jetzt mit gerötheten Wangen auf ihn zutrat.

„Ja, Wohlfart,“ sprach Sabine schüchtern. „Auch ich habe ein kleines Anrecht an Ihr Leben gehabt. Und wie stolz war

ich darauf! — Ich war's, die Ihrem Vater versprach, hier im Hause für Sie zu sorgen. Ich war selbst noch ein unerfahrenes Kind, und das Vertrauen des fremden Herrn machte mich glücklich. Ihr Vater, der würdige alte Herr, wollte bei uns sein Sammtkäppchen nicht aufsetzen, das ihm aus der Tasche guckte, bis ich es ihm herauszog und auf die weißen Locken drückte; damals dachte ich, wird mein Lehrling auch so hübsche Locken haben? — Und als Sie zu uns kamen und Allen gefielen, und der Bruder Sie den besten unter den jüngeren Herren nannte, da war ich so stolz auf Sie, wie nur Ihr guter Vater hätte sein können."

Anton stützte sich auf das Pult und verbarg seine Augen mit der Hand.

„Und weil ich immer empfand, daß Sie ein wenig mir gehören, bat ich den Bruder, Sie auf der gefährlichen Reise mitzunehmen; ich wußte Sie bei ihm und fühlte mich nicht ganz von ihm getrennt. Auch für mich haben Sie in der Fremde gearbeitet, Wohlfart, und als Sie in der Schreckensnacht unter Feuer und Waffenlärm auf den Frachtwagen standen, da waren mein die Waaren, die Sie retteten. Und deßhalb, mein Freund, komme ich auch jetzt als Kaufmann zu Ihnen und noch einmal bitte ich Sie, eine Arbeit für mich abzumachen. Sie sollen mir ein Conto durchsehen."

„Ich will, Fräulein," erwiederte Anton abgewandt, „aber nicht in dieser Stunde."

Sabine griff in den Schrank, sie legte zwei Bücher mit goldenem Schnitt, in grünes Leder gebunden, auf das Pult. Und Anton bei der Hand fassend bat sie mit zitternder Stimme: „Kommen Sie doch, sehen Sie mein Soll und Haben an." Sie öffnete das erste Buch. Unter kunstvollen Schnörkeln standen die Worte: „Mit Gott." „Geheimbuch von T. O. Schröter."

Anton trat erschrocken zurück: „Es ist das Geheimbuch der Handlung," rief er, „das ist ein Irrthum."

„Es ist kein Irrthum," sagte Sabine, „ich wünsche, daß Sie es durchsehen."

„Das ist unmöglich, Fräulein," rief Anton. „Nicht Ihr Herr Bruder und nicht Sie können das im Ernst wollen. Verhüte Gott, daß sich ein Anderer an dieses Buch wage, als die Herren des Geschäfts. So lange eine Handlung steht, sind diese Blätter für keines Menschen Auge, als für die Augen der Herren, und nach ihrem Tode für die nächsten Erben. Wer in dies Buch gesehen hat, der weiß, was nie ein Fremder erfahren darf. Und diesem Buch gegenüber ist auch der treuste Freund ein Fremder. Als Kaufmann und redlicher Mensch darf ich Ihren Wunsch nicht erfüllen."

Sabine hielt seine Hand fest. „Sehen Sie doch hinein, Wohlfart," bat sie, „sehen Sie wenigstens die Aufschrift an." Sie schlug den Deckel zurück. „In diesem Buche steht: T. O. Schröter," sie fuhr mit der Hand über die Blätter. „Es sind nur noch wenige leere Blätter darin, dies Buch geht mit dem letzten Jahr zu Ende." Sie schlug den Deckel des zweiten Bandes auf und sprach: „Dies Buch ist leer, hier aber steht eine andere Firma. Was steht hier?"

Anton las: „Mit Gott." „Geheimbuch von T. O. Schröter und Compagnie."

Sabine drückte seine Hand und sprach leise und bittend: „Und der neue Compagnon sollen Sie sein, mein Freund."

Anton stand regungslos, aber sein Herz pochte laut, und hell stieg die Röthe auf seine Wangen. Noch immer hielt Sabine ihn an der Hand, er sah ihr Antlitz nahe an dem seinen, und wie einen Hauch fühlte er ihren leisen Kuß auf seinen Lippen. Da schlang er den Arm um die Geliebte und lautlos hielten die Glücklichen einander umfaßt.

Die Thür öffnete sich, der Kaufmann stand auf der Schwelle. „Halt ihn fest, den Flüchtling!" rief er. „Ja, Anton. seit Jahren habe ich diese Stunde ersehnt. Seit du

in der Fremde an meinem Lager knietest und meine Wunde verbandest, trug ich im Herzen den Wunsch, dich für immer mit unserm Leben zu vereinigen. Als du von uns gingst, sah ich mit Zorn meine liebste Hoffnung zerstört. Jetzt halten wir dich, du Schwärmender, in den Blättern des Geheimbuchs und in unsern Armen." Er zog die Liebenden an sich.

„Du hast dir einen armen Compagnon gewählt," rief Anton am Herzen des neuen Bruders.

„Nein, mein Bruder, Sabine hat als kluger Kaufmann gehandelt. Besitz und Wohlstand haben keinen Werth, nicht für den Einzelnen und nicht für den Staat, ohne die gesunde Kraft, welche das todte Metall in Leben schaffender Bewegung erhält. Du bringst in das Haus die rüstige Jugendkraft und einen geprüften Sinn. Sei willkommen in diesem Hause und in unsern Herzen."

Und strahlend vor Freude hielt Sabine beide Hände des Verlobten fest. „Kaum konnte ich länger ertragen, dich so still und traurig zu sehen. Jeden Mittag, wenn du den Stuhl rücktest, war mir, als müßte ich dir nachfliegen und dir sagen, daß du zu uns gehörst für immer. — Du hast nicht gesehen, du Blinder, was in mir vorging, und Lenorens Bräutigam hat doch Alles gewußt."

„Er?" frug Anton. „Ich habe zu ihm niemals von dir gesprochen."

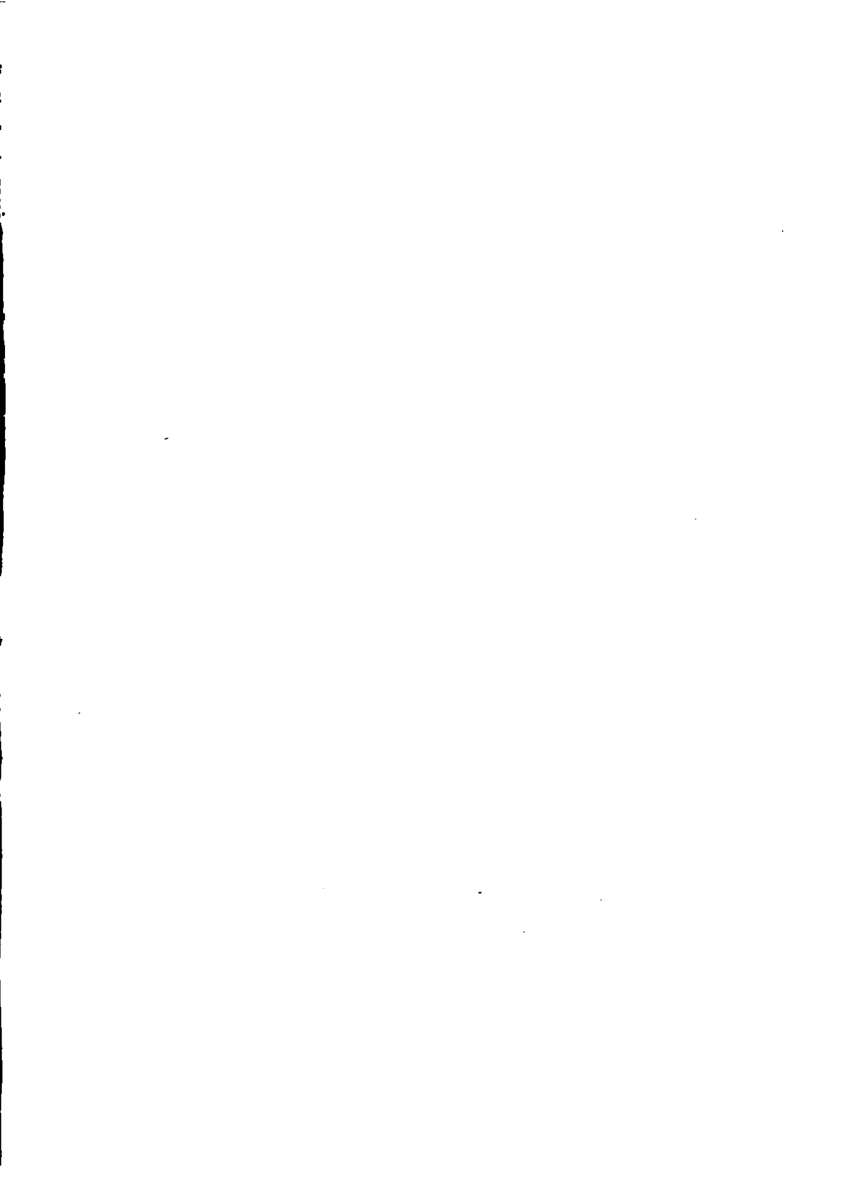
„Sieh her," rief Sabine und zog den Zettel Finks aus der Tasche. Es stand nichts darin, als die Worte: „Gute Freundschaft, Frau Schwägerin."

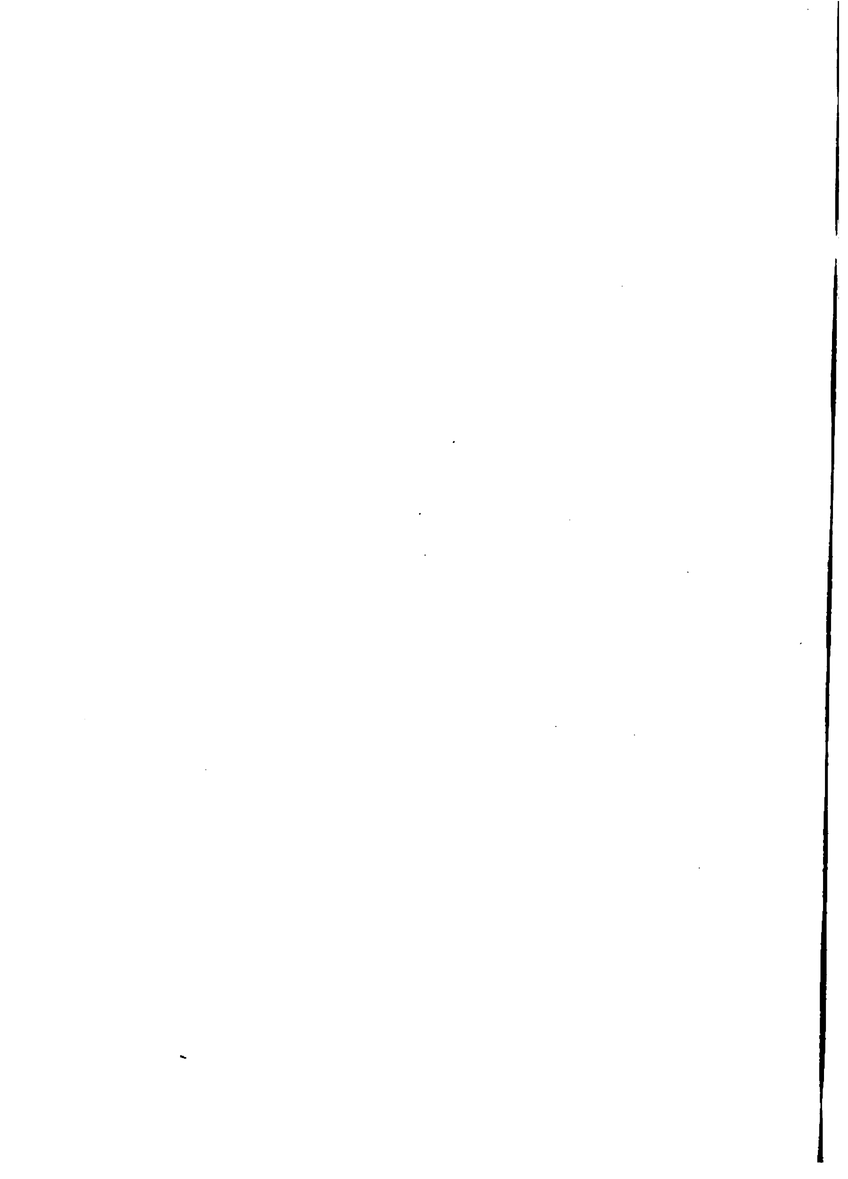
Und wieder schloß der glückliche Anton die Geliebte in seine Arme.

Schmücke dich, du altes Patricierhaus, freue dich, sorgliche Tante, tanzet, ihr fleißigen Hausgeister im dämmerigen Flur, schlage Purzelbäume auf deinem Schreibtisch, du lustiger Pix! Die poetischen Träume, welche der Knabe Anton in seinem Vaterhause unter den Segenswün-

schen guter Eltern gehegt hat, sind ehrliche Träume gewesen. Ihnen wurde Erfüllung. Was ihn verlockte und störte und im Leben umherwarf, das hat er mit männlichem Gemüth überwunden. Das alte Buch seines Lebens ist zu Ende, und in eurem Geheimbuch, ihr guten Geister des Hauses, wird fortan „mit Gott" verzeichnet: sein neues Soll und Haben.

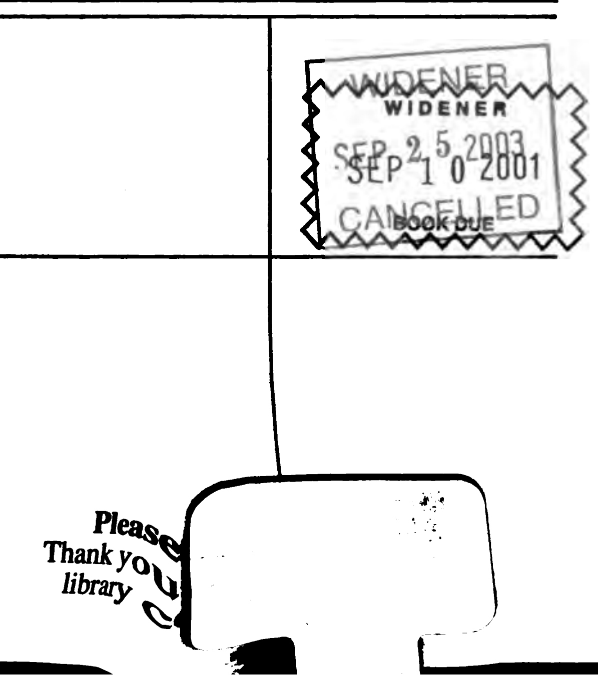
Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.










WIDENER
WIDENER
SEP 2 5 2003
SEP 1 0 2001
CANCELLED
BOOK DUE
Please
Thank you
library

